Der Weg

EL SENDERO



REVISTA MENSUAL CULTURAL

IV, Nº 3



der Weg

EL SENDERO

Registro Nacional Prop. Intelec. N. 317.320
Queda hecho el depósito que señala la ley

INHALT DIESES HEFTES



Wir gedenken unserer Toten

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

4. JAHRGANG · "AÑO DEL LIBERTADOR GENERAL SAN MARTIN" · 3. HEFT, 1950

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

MONUMENTOS PROFANADOS

¿Quién se atrevería a cortarle el paso a una madre en camino hacia la tumba del hijo querido?

Semejante acto sería calificado de bárbaro entre todas las naciones civilizadas, pues ninguna ley humana puede impedir que una acongojada mujer vaya a depositar el calor de su cariño y la caricia de unas flores sobre la lápida fúnebre que cubre los despojos mortales del que fué fruto de sus entrañas y carne de su carne.

Aquellas madres y mujeres, cuyos hijos y maridos murieron la suprema muerte del sacrificio por la patria en el campo de batalla, no tienen empero tumbas a las cuales acudir; disponen sólo de la Cruz de los caídos y de los monumentos dedicados al recuerdo de los heróicamente muertos en aras de su pueblo. Todas las naciones de todos los tiempos labraron siempre en piedra y bronce los nombres de sus hijos que supieron sacrificarse para que ellas vivieran, mas en esta posguerra ha llegado la discriminación de los vencidos al colmo de que las madres alemanas no dispongan de semejantes sitios recordatorios y las viudas germanas no puedan mostrarles a sus hijos la lápida de los gloriosos, donde quedó incrustado en el panteón de la patria el nombre de su padre.

Una de esas muchas incomprensibles órdenes aliadas, que parecen haber sido dictadas exclusivamente para perpetuar el odio, mandó destruir en tierras alemanas todos los monumentos dedicados al recuerdo de los caídos de dos tremendas guerras mundiales, alegando que eran los altares del tan odiado "culto militarista". ¿Acaso no veneran también las naciones victoriosas sus heroicos muertos?

Enfocando este problema desde el ángulo humano y sentimental se hace aún más visible toda la frenética osadía de quienes no se contentan con imponerles a los inermes las injusticias de su victoria sino, que hasta destruyeron monumentos que simbolizaban las tumbas de muchos millones de soldados desconocidos. Pretendían borrar así el recuerdo del heroico sacrificio de los hijos del país vencido, pero lograron en realidad todo lo contrario. Hoy llevan los germanos el recuerdo del sublime y callado sacrificio de sus hermanos grabado con

marca de fuego en su propio corazón y ven en él un símbolo del más abnegado patriotismo, porque murieron por lo que para ellos fuera el más alto de los ideales terrenales.

Para quien sepa juzgar sin pasión las mutaciones del eterno suceder, ni siquiera cabe discutir si el altar que recibió el sacrificio de aquellos hombres lo merecía o no, ya que hasta el que gallardamente muere por un error, no muere en vano, puesto que la lucha es una forma masculina de la creación, la historia un eterno chocar de espacios y tiempos que produce creación tras creación, sin que los mortales tuvieran tiempo para pararse a contar víctimas o a elaborar moralejas. Ni la muerte en puesto perdido carece de sentido. Siempre se muere por algo y la propia humanidad es en último término la gran recolectora de los frutos que brotan tras las grandes siembras de sangre.

Ningún héroe deja de serlo por su nacionalidad o por haber sucumbido con determinado uniforme bajo determinada bandera. Todo sacrificio al servicio de una empresa patriótica o ideal merece respeto.

Nosotros conmemoramos en este año al héroe máximo de la Argentinidad, al Gran Capitán de los Andes, que nunca negó merecidos honores al enemigo vencido y siempre se reverenció caballerezcamente ante los muertos del otro bando. Invocando su nombre, rompemos nosotros, los germano-argentinos, una lanza más por la justicia y por el pueblo de nuestros antepasados, afirmando que también los alemanes tienen ante Dios el derecho de cultivar la llama patriótica, encendida por el sacrificio de muchos millones de hermanos en dos guerras mundiales. Y cuando, a pesar de su derrota, conmemoren sus héroes, según su costumbre, en el segundo domingo del mes de marzo, estaremos con ellos, pensando en que hay naciones que no tienen monumentos donde depositar las muestras de su afecto patriótico, mientras que nosotros depositamos las nuestras ante el bronce del padre de la patria.

M. B.

Millones de hombres dispuestos a ser independientes, servirán mejor a la humanidad y a su país, si en vez de ventajas efímeras, pueden ofrecer emporios de comercio, relaciones fecundas y concordia permanente entre los hombres.

SAN MARTIN

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an Deines Volkes Auferstehn.
Laß diesen Glauben Dir nicht rauben
trotz allem, allem, was geschehn!
Und handeln sollst Du so, als hinge
von Dir und Deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung wär' Dein.



Als ehemaliger Divisionskommandeur der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Panzer-Division „Wiking" fühle ich mich aber auch berufen, mich vor alle die Tausende Gefallener aus fast allen europäischen Ländern zu stellen, die sich heute nicht mehr gegen den Vorwurf wehren können, als „Verbrecher" ihr Leben gelassen zu haben.

Ich mache mich zu ihrem Sprecher, da ich es für meine Pflicht halte, mich für die Ehre dieser Gefallen, die als Idealisten freiwillig zu uns kamen, und deren Kampf einzig und allein der Abwehr des weltbedrohenden Bolschewismus galt, sowie für die Ehre ihrer Eltern, Frauen und Kinder einzusetzen."

Aus den Schlußworten des Generals der Waffen-SS, Herbert Gille, am 4. 11. 48 vor dem Spruchgericht Benefeld-Bomlitz.

Blumen für einen Toten

VON GERHARD LANGE

In einer deutschen Stadt, an einem Nebenfluß der Donau hatte ich ein kleines Erlebnis, von dem ich erzählen möchte:

Es war in der Morgendämmerung eines Novembertages. Ich ging zur Arbeit. Die ersten Sonnenstrahlen ließen die Zinnen der Burg über der Stadt aufleuchten. Vom Fluß stieg leichter Nebel empor.

Auf der Brücke erregte ein etwa siebenjähriges Mädchen meine Aufmerksamkeit. Sein goldblondes Lockenköpfchen ragte scheu aus dem hochgeschlagenen Kragen des warmen Mäntelchens hervor. In den bloßen, rosigen Händchen hielt es einen Blumenstrauß. — Wo nahm es die Blumen her, zu dieser Jahreszeit? —

Das Mädchen sah mich nicht kommen. Von der steinernen Brüstung schaute es den dahineilenden Wassern nach ... Eine Hand an's Herz drückend, warf es den Strauß in die Fluten.

Ich war stehen geblieben und blickte mit dem Kinde den Blumen nach, die über Strudel hinweg stromab trieben, bis sie Wellen und schwebender Nebel der Sicht entzogen.

Noch einen Augenblick verharrte das Kind, dann wandte es sich nachdenklich und schritt an mir vorbei. Glänzte nicht Stolz, Liebe und Triumpf aus seinen blauen Augensternen?

Ich wollte das Mädchen nach dem Sinn seines Tuns befragen, doch seine andächtige Versunkenheit hielt mich zurück.

Einige Tage, wenn ich den gleichen Weg ging, sah ich nach dem Kinde aus — vergeblich.

Es mochte eine Woche vergangen sein, als ich es inmitten einer Schar spielender Kinder wiedererkannte. Ich verweilte scherzend bei den Kleinen. — Als eine Spielgefährtin in rotem Kleidchen rief: „Gudrun, morgen mußt du aber den Ball mitbringen!" antwortete eine klangvolle Stimme entschieden: „Morgen kann ich nicht kommen, da bleibe ich bei Mutter!"

Es war die Kleine von der Brücke. „Ach!" — „Warum?" — „Du mußt kommen!" — „Morgen ist Vaters Geburtstag!" sagte sie bestimmt. — „Aber dein Vater ist doch im Kriege gefallen!" rief ein kleiner Junge.

„Wo fiel dein Vater, Gudrun?" fragte ich.

„Auf der Halbinsel Krim, im Schwarzen Meer! — Mutter sagt, wenn man mit einem Schiff immer weiter die Donau hinunter fährt, so kommt man hin. — Es ist sehr weit!"

Ich sah, daß sie etwas fragen wollte. Da ich glaubte, es zu wissen, sagte ich: „Acht Tage und Nächte braucht man sicher, um zum Schwarzen Meer zu kommen!" — Sie lächelte und flüsterte: „Das ist schön!" — und ganz leise: — „noch einen Tag!"

Die anderen Kinder schauten verständnislos d'rein.

Gudrun eilte davon.

„Nach Hause", wie alle sagten. Ich aber wußte, daß sie zur Mutter lief, denn nur bei ihr war die gleiche Liebe für den, der nie mehr wiederkehren würde!

Auf dem Heimweg fragte ich mich, ob der Tote wohl das Raunen der Brandung hören könnte, die die Felsen der Halbinsel umrauschte. — Konnte er die Liebe spüren, die Tränen der Sehnsucht sehen?

Ich wußte nur eine Antwort: Die Toten zu grüßen, wird immer unser inniger Wunsch sein. — Aber, sind sie denn tot, wenn sie im Herzen ihrer Lieben sind?

Wer so in einem Kinderherzen lebt, mit ihm lacht und weint, der ist immer da!

Die untergehende Sonne tauchte Türme und Giebel in warmes Licht. Im Fluß spiegelte blendende Helle. Weiße Möwen schwebten darüber hinweg.

Ich ging mitten durch all die Menschen, aber Hast und Lärm waren mir fern.

+ + +



PREUSSISCHER FAHNENEID

Ich habe dem König von Preußen geschworen
Einen leiblichen Eid.
Der König von Preußen hat mich erkoren
Zum Helfer im Streit.
Wer will dem König von Preußen schaden,
Den will ich vor meine Waffe laden
Vor Tau und Tag, bei Nacht und Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf der preußischen Fahne lag.

Der König von Preußen hat viele Hasser
Durch alle Welt.
Sie haben tückisch zu Land und Wasser
Sein Grab bestellt.
Sie sollen zusammen zuschanden werden!
Der König von Preußen hat auf der Erden
Schwertwächter und Getreue genug.
Trotz Feindes List und Lug und Trug
Über die Welt hin geht sein Siegeszug.

Von uns wird keiner die Treue brechen
Und keiner den Eid.
Wir wollen ihn schützen und wollen ihn rächen,
Wir tragen sein Kleid.
Wir sind dem König von Preußen verschworen
Mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Weh dem, der des Königs Wege stört!

Der König von Preußen kann ruhig gehen,
Wohin's ihm gefällt.
Soweit seine seidenen Fahnen wehen,
Ist sein die Welt.
Wir haben auf seine Fahne geschworen,
Von unserm Eid geht kein Wörtlein verloren.
Sein ist die Nacht, sein ist der Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf des Königs Fahne lag!

WALTER FLEX
gefallen auf Oesel 1917

Der letzte Sammelplatz

Briefe an einen Kameraden

Hier spricht nicht ein Einzelner, hier spricht die Jugend von 1950. Oft genug hält sie vergebens Ausschau nach den Werten des Lebens, oft genug zerbricht Einer im Kampf um diese Werte. Das Feuer, das der Menschheit Jahrtausende leuchtete, droht in einem Sturm der niedrigsten Instinkte zu ersticken. Im Frühjahr 1945 erloschen die meisten Lichter in Europa und verzweifelt kämpft seitdem die Jugend gegen das Dunkel. Die Helden dieses Kampfes tragen keine Uniform und keine Orden, sie werden nicht lobend in Heeresberichten erwähnt, oft werden sie der Masse nur hinter verzerrenden Scheiben gezeigt und es wird aufgefordert, sie mit Schmutz zu bewerfen. Oft ist es ein Selbstmord, der die Aufmerksamkeit der Welt dann aufhorchen läßt wie der Opfertod eines Kämpfers an den Thermopylen. Aus dieser Welt von 1950 stammen die folgenden Briefe eines tapferen Deutschen.

... Der Zusammenbruch warf alles nieder. Er traf uns so überraschend — daß er uns alles zerschlagen hat, was wir überhaupt besaßen. Unsere Generation war im Begriff, eine Generation von Männern zu werden, wie sie einst das alte Preußen unter seinen Fahnen sah — als der Krieg aber zu Ende war, spülte er an Stelle dessen einige Millionen Gestrandeter aus und spuckte sie wie eine Sache, deren er schon lange über war, irgendwohin. Wir waren zu alt, um uns nochmal auf die Schulbank zu setzen — und wir konnten auch an nichts mehr glauben. Was nützte im Krieg Latein, Griechisch und Algebra, wenn es galt, einen Bunker auszuheben? Alle Vergleiche mit einem normalen, zivilen Leben scheiterten an den Schlächtervergleichen von Tod und Leben und zwischendurch hatten wir das Vermögen verloren, Differenzen zu sehen. Wir lachten innerlich über die „Bürger", „Spießer" und „Schieber", waren uns aber genau unserer eigenen Ohnmacht bewußt, unserer Unfähigkeit, dieser Welt die Stirn zu bieten. Wir waren nichts mehr und hatten nichts mehr. Wir waren Studenten oder Hilfsarbeiter, die zu jeder Rebellion bereit gewesen wären, wenn sie uns nur die Möglichkeit übergelassen hätte, da wieder fortzusetzen, wo wir angefangen hatten. Ich glaube nicht, daß dies ein Verbrechen ist. Der Krieg hat uns jede Brücke der Verständigung unterbrochen, wir können beim Zurückdenken nur dorthin gelangen, wo wir waren, als noch kein Krieg war. Der Krieg war für uns das erste große Erleben. An ihm sind wir größer geworden oder zerbrochen. Er war der „Vater aller Dinge". Und auf den Straßen der Ukraine, vor El Alamein, bei St. Lo und in Monte Cassino hat man mit unseren besten Kameraden auch die Hoffnung unserer Generation zu Grabe getragen. Die Besten, die Saat, die Idealisten und Helden — sie liegen unter Schlamm oder Sand. Was überblieb, war nicht mehr als eine Handvoll Spreu. Denn der Krieg war lang. Unsere Division wurde 8 mal neuaufgefüllt, bei der Kapitulation sangen kaum 2000 Männer mit tränenfeuchten, zerfurchten Gesichtern das Deutschlandlied. Hunderte wanderten in die Kz's des neuen Europa, Hunderte an den Galgen, Hunderte verzweifelten in den Ruinen der niedergebrannten Städte und eine Handvoll vielleicht fand den Weg zu sich selbst und zur Besinnung. Ueber blieb nur eine wahnsinnige Angst vor dem Morgen und vor uns selbst, daß das, vor dem wir uns in den letzten Kriegsjahren versteckt hatten, das in uns vergraben war, daß das nun alles mit einemmal in uns hochkommen würde. So leben wir nun seither ein Leben wie Wasserflöhe. Niemals in uns selbst gehen, niemals fragen. Wir nehmen das Leben des Tages wie eine Dirne einen Mann — die Gleichgültigkeit ist genau dieselbe. Wir stehen dem Leben ohne jede Erwartung gegenüber — es kann uns gar nichts mehr bringen. Was wir zu geben hatten — das haben wir gegeben, mit dem heißen Herzen unserer ganzen Jugend und Opferbereitschaft. Wir haben uns selbst gegeben. Konzessionen gab es nicht. Als mein Vater sagte: „Ich oder der Staat", da habe ich nicht eine Sekunde mit der Antwort gezögert. Von dem Augenblick an war mein Vater ein gebrochener Mann, dem sein Tod 1944 nur wie eine Erlösung kam. Ich ver-

stand damals gar nicht, was ich ihm nahm. Wir haben niemals Konzessionen gemacht — weder im Kriege noch im zivilen Leben. Deswegen hat der Krieg von uns auch nicht mehr übergelassen. Er hat uns verbraucht — heute sind wir nicht mehr wie Schlacke, bestenfalls „Kompost".

Ihre Weihnachtswünsche haben mich sehr gefreut. Ich habe Weihnachten gehabt in Polen, im Lazarett und am Schießplatz — ich habe jahrelang gewartet auf ein Weihnachten, bei dem es keine Toten gibt und keine Nachtangriffe. Wir alle haben so lange darauf gewartet, daß dieses Weihnachten, das wir erhofft haben, für uns nicht mehr kommt. Es war ein Weihnachten in stillen deutschen Kirchen oder irgendwo am Schoß einer Frau, bei der wir Vergessen suchten, den Kopf in ihren Händen, die, kühl und weich, all jenes wegnehmen konnten, was da in der Seele schrie. Wo alles weiß war und licht. Wir wollten Frieden mit uns selber. Frieden für die Grabkreuze auf den Schlachtfeldern der vergangenen Jahre. Es ist nicht mehr gekommen. Heute stehen wir mit leeren Herzen unter den Weihnachtsbäumen einer neuen Zeit und versuchen uns vorzumachen, daß wir wirklich da sind.

Mein Buch schreibe ich inzwischen weiter — es ist ja eigentlich die Sache, der mein Herz gehört. Es ist mir nur so schwer, jetzt gerade — in diesem erbärmlichen Existenzkampf, in dem ich stehe, die richtigen Worte für meine alten Kameraden zu finden und ich muß mich oft zwingen dazu, in dem Wunsch, das Testament dieser Toten zu schreiben. Ich arbeite nachts in einer Verladestelle einer Transportfirma.

Ich weiß, daß wir traurigerweise Uebriggebliebenen keine Forderungen an das Leben zu stellen haben — und jeden Versuch des Entkommens bitter bezahlen müssen. Ich hatte vielleicht mal monatelang die Illusion, gegen den Strom schwimmen zu können, mich aufzulehnen — aber ich habe es selbst so oft gesagt, daß keiner von uns mehr loskommt von dem Gewesenen, daß mir die Sinnlosigkeit solcher Kindereien eigentlich schon eingeleuchtet haben müßte. Sie wissen es ja, daß man nie das bißchen Angst um sein dreckiges Leben verliert, diese erbärmliche Feigheit, mit der man die letzten hundert Meter rennt — obwohl man weiß, daß es ja doch keinen Zweck hat.

Aber ich schreibe trotzdem an dem Buch — oder gerade deshalb. Sie sind mir die einzigen geblieben in unserem harten und freudlosen Leben — die toten Kameraden, die noch einen Platz im Herzen haben dürfen. Ein Mahnmal unserer ewigen Dankbarkeit. Die sich geopfert haben in einem blindheiligen Glauben an eine bessere Zukunft, die nur ihnen zuteil wurde. Und wie oft haben wir an ihren Gräbern jenes „Trotzdem" der Dwingerschen Reiter gerufen. Wie oft sind wir weitergelaufen und haben uns nicht mehr umgedreht, wenn wieder irgendwo einer liegengeblieben ist in dem langen, nicht endenwollenden „Orlog". Sooft, daß wir es garnicht bemerkt haben, daß wir zum Schluß — ganz, ganz alleine waren. Ausgeblutet, verraten und von den anderen vielleicht noch bespuckt mit dem Unflat jenes Hasses, von dem wir eine Zeitlang glaubten, daß er uns nur härter mache ... Er hat uns auch gebrochen. Nicht den Nacken, den wir den anderen zeigen — nein tief im Herzen drinnen, wo wir uns selbst voreinander vergraben hatten. Das kam dann alles in jenen stillen Stunden, vor denen wir soviel Angst hatten und in denen es einem in der Kehle würgen konnte. Wo wir uns wünschten, doch auch einmal so normal sein zu können wie jene Menschen, die ich im Urlaub gesehen habe — lachend, sorglos, mit Frauen am Arm — vor Kino und Theatereingängen oder Sonntags im Segelboot. Ich habe dann eingesehen, daß dies alles nicht mehr wiederkommt. Ich bin in P. monatelang gelaufen und habe einen Anschluß an die Normalität versucht und ich war auch schon am Hafen, mit dem Entschluß, zurückzugehen und alles, alles aufzugeben — man war ja so müde geworden, so alleine — und jeden Tag der Kampf — die Nerven — die Fragen. Die Ermordeten und die Lügenpropaganda dazu.

Jetzt sind Jahre vergangen. Es ist nicht besser geworden. Wir sind nur noch einsamer geworden in diesen Jahren der Verlassenheit. Es gab „keine feldgrauen Kameraden" mehr. Sie waren für uns der einzige Uebergang gewesen — vom Abiturientensessel zum Sammelgrab. Ohne sie waren wir hilflose Tölpel.

K. H.

... In den nächsten Tagen werde ich die Stadt wieder verlassen und den Weg nach der Grenze antreten. Meine obligatorische Fahrt ist wieder fällig und ich gehe wieder unter die Kistenpacker. Es ist für mich auf irgendeine Weise gut, die Gedanken mit körperlicher Müdigkeit totzuschlagen. Tagsüber schlafe ich im Wagen, nachts schläft der Beifahrer, den ich habe und ich fahre. Das geht so zehn, elf Tage mit geringen Ruhepausen. Das Geschäft ist ein derart schlechtes, daß ich mir letztes Mal Geld ausborgen mußte, um Benzin zu kaufen. Trotzdem lege ich es nicht

aus den Händen — wahrscheinlich aus Angst, mir oder anderen einzugestehen, daß ich wieder mal unfähig bin, mich durchzusetzen oder etwas Besseres zu tun. Zum Kutscher reicht's noch. Ich bin aus einer Generation von Habenichtsen, Nichtskönnern und Frühreifen — die Alten lachen über unsere Unzurechnungsfähigkeit, die Jungen sind uns, die wir sieben Jahre lang den Anschluß verpaßt haben — so weit überlegen, daß sie unser Vorhandensein kaum mehr verstehen können. Es ist mir manchmal wirklich ein Rätsel, was wir in dieser Welt noch sollen. Ich glaube kaum, daß wir Landsknechte oder Söldner geworden sind und gegen alles rebellieren, weil wir zu dumm sind es zu verstehen, weil wir zu halb sind, um mitzukönnen. Ich glaube eher, daß unsere Zeit abgelaufen war, als wir begannen, an der Berufung unserer Generation und unserer Völker zu zweifeln.

K. H.

Die Materie des „Liquidierens" ist uns leider noch nicht ganz in Fleisch und Nieren übergegangen, obwohl dieses Wort schon in den Hausgebrauch unseres Zeitalters eingegangen ist. Liquidiert wurde das Reich, dem wir uns seinerzeit verschrieben haben, und liquidiert wurden letzten Endes wir selber, ohne es zu bemerken. Wir laufen als verlachte Ueberbleibsel einer überholten Zeit herum, ecken nicht nur außerhalb — sondern schon in uns selber an, das einzige, was uns noch hindert daran, endlich abzuschieben oder in die Liquidationsmasse einzugehen, ist die vage Hoffnung, noch irgendwo Anschluß zu kriegen.

Wir müssen das Reich — anderswo suchen. Es war unrichtig, die Mitgliedsbuchträger der Partei in ein Reich mithinein zu übernehmen, in dem es für sie eigentlich gar nichts mehr zu tun gab, wo Deutschland schon lange Europa hieß — Europa Deutschland und jene Ortsgruppenleiter von 1933 daran gingen, in geradezu geschichtlicher Dummheit jene Fehler zu begehen, die das gleiche Europa, das 1940 und 41 mit fliegenden Fahnen und der ganzen Bereitschaft seiner jungen Herzen in das Lager des Reiches eilten — in der Hälfte der Zeit wieder auf die Seite seiner Feinde zu treiben. Die einzige und letzte Chance, die wir haben werden, lag darin, als die Alliierten sich unfähig erwiesen, diesen Krieg zu gewinnen oder gar der Welt den Frieden zu geben. Sie verstanden nur zu liquidieren. Es ist dies jene gefährliche Parole von der „Freiheit", die jetzt neuerdings in den europäischen Trümmerhaufen geworfen wird. Ob nun mit Ostzonenpolizei oder mit der amerikanischen Fremdenlegion, es wird jeder von den beiden versuchen, sich sie zu eigen machen. Das Reich — jenes Reich einer jahrhundertelangen Sehnsucht, geboren aus Blut und Tränen zweier verlorener Weltkriege. Sie entsinnen sich an jene verzweifelte Abstufung des Goebbelswortes vom „siegen". „Wir haben gesiegt", „wir werden siegen", „wir müssen siegen", „wir müssen an den Sieg glauben", und „es darf nicht umsonst gewesen sein". Vielleicht ist die letzte Form die endgültige geworden.

K. H.

... Daß unsere verlorene Generation wenigstens als Samenkorn noch taugte. daß aus unseren vermoderten Knochen noch das Fundament zusammenkommt, auf dem die Ueberlebenden eine neue, bessere Welt schaffen — dann sind wir wenigstens einer Aufgabe gerecht geworden. Wenn „auf die Dauer nur der Tüchtige Erfolg hat" so soll unsere Rechtfertigung sein — daß wir niemals versucht haben, tüchtig zu sein. Erfolg war für uns ein Geschenk des Schicksals, nicht eigener Verdienst. Doch waren wir eben alle noch nicht reif genug, um „die Ernte des Sieges zu pflücken". Wir waren nur reif zum Sterben. Der Tod hat uns nicht nach Mittelschulklassen eingestuft und wir lernten sterben zuerst — tanzen viel später. Vielleicht haben wir uns auch viel zu viel vorweggenommen in den kurzen Stunden, die wir leben durften, in den Atempausen. Wir haben nicht zu denen gehört „die trotzend gelebt und lachend gestorben" sind. Wenn einer von uns starb, dann ging ein Stück von uns mit. Wir waren zu sehr einer ein Teil vom anderen geworden. Und da zuviele gegangen sind — blieb zu wenig von uns selber über. Die Vernichtung war so total, daß es keinen Spielraum mehr gab. Wir hatten uns zu sehr verschrieben — Sie kennen es ja, „wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr ..." usw. Wir kannten keine Kompromisse, wir hatten keinen Uebergang. Wir zogen keine weißen Fahnen auf, sondern verschanzten uns hinter Bastionen, wir ließen uns selbst keine Möglichkeit mehr zur Kapitulation. Und deswegen haben wir in dieser Zeit der Händler keinen Platz. Zu Landsknechten taugen wir nicht — und die Fremdenlegion ist ein ebenso großes Absurdum wie die eines Kontorangestellten.

K. H.

... Trotzdem lasse ich den Mut nicht sinken, weil es mir doch hier und da gelingt, auf ausgesprochen negativer Basis eine Bresche in die Verständnislosigkeit dieser Menschen hier zu schlagen. Der Krieg ist für viele hier

J'accuse!

VON DR. ROTHE

„Ich klage an!" Emile Zola rief dieses Wort in seine Welt der geistigen wie moralischen Korruption und des Justizirrtums, als das Gewissen der tragenden Schichten vor einer übermächtigen Konvention zu kapitulieren drohte.

Vor nunmehr einem Jahr lief vor einem Senat der Hauptspruchkammer München ein Prozeß, der, was das Thema und das Urteil angeht, ein neues „j'accuse!" vor der Oeffentlichkeit rechtfertigt. Es war, wie damals bei der Affaire Dreyfuß, eine Reihe namhafter Dichter im Auditorium, herbeigerufen von den zu erwartenden geschichtlichen Enthüllungen wie von der hohen Problematik der Anklage, — es ging um das Thema des 20. Juli! —, aber diese Dichter können ihre Stimme nicht erheben, weil sie von diesem gleichen Gericht zum Schweigen verurteilt sind.

Angeklagt war der damalige Ordonnanzoffizier Major Remers, des Kommandeurs des Wachbataillons „Groß-Deutschland" in Berlin, der, wie der Generalankläger in seinem Plaidoyer formulierte, „dem Schicksal in die Speichen gegriffen hätte". Die Beweisaufnahme ergab folgende Sachlage: Der in der Presse immer wieder als „junger Leutnant" bezeichnete Offizier entpuppte sich als der Literarhistoriker Dr. Hans Hagen, heute 42jährig. Auf seinem Weg zum Wachbataillon hatte er in den Spät-Mittagstunden des 20. Juli den in Ruhestand versetzten Generalfeldmarschall v. Brauchitsch in Uniform und mit Kommandostander am Wagen an sich vorbeifahren sehen. Als nun das Stichwort „Walküre" durchgegeben wurde, was u. a. auch die Alarmierung des Wachbataillons zur Folge hatte, meldete Dr. Hagen nach der Offiziersbesprechung auf die übliche Schlußfrage des Kommandeurs — „hat noch jemand eine Frage?" — diese Begegnung, nachdem der Major in der Befehlsausgabe selbst die undurchsichtige Lage und die unklare Befehlsgebung des Stadtkommandanten v. Hase hervorgehoben hatte. Remer und Hagen kamen darauf überein, die Lage zu klären und vor allem festzustellen, ob der oberste Befehlshaber Adolf Hitler, der Träger des Eides, noch lebte. Remer befahl Hagen, diese „Geländeerkundung" beim Reichsverteidigungskommissar Dr. Goebbels durchzuführen, für welche Aufgabe Hagen besonders prädestiniert erschien, da er als Sachbearbeiter für Schrifttumsfra-

---

eine Art Wochenschau gewesen — die man sich von der Ferne angesehen hat und sich darüber ab und zu mal freute, solange es nicht zu nahe kam. Im übrigen reichte die Begeisterung solange bis mit dem letzten Konsulatsbeamten auch die letzte Hoffnung auf eine Bestätigung oder Anteilnahme am künftigen Sieg verschwand und machte jener bürgerlichen Kompromißpolitik Platz. Es gibt als die berühmte Regelausnahme dann unter dieser seltsamen Suppe einige Naturen — deren Treue allerdings so über alle Zweifel erhaben ist, daß ich mich mitunter schäme, diesen Menschen gegenüber jemals einen stillen Zweifel ins Gespräch eingeflochten zu haben. Und für die würde ich immer wieder von vorne anfangen. Es sind jene „tumben" Deutschen, wie Dwinger so schön sagt, Menschen, die in ihrem Glauben so edel sind, daß man sie verraten sieht. Doch leider sind ihrer so wenige ...

K. H.

*

Heute genau vor acht Tagen wurde unser Freund K. H. zu Grabe getragen. Sie werden es bestimmt verstehen, wenn ich nicht sofort schrieb, zumal dies andere bereits taten. Zum ersten war ich selbst zu sehr mitgenommen, um sofort zu schreiben und zum anderen nehme ich an, daß Sie gerade von mir einen Brief erwarten, der den Tatsachen etwas näher kommt.

H. ist in seinem ganzen Leben niemals feige und niemals verantwortungslos gewesen, dies kann ihm wohl niemand nachsagen, auch bei seiner letzten Tat nicht.

Dr. H.

gen von der Wehrmacht ins Ministerium kommandiert war. Von Goebbels erfuhr Hagen das Mißlingen des Attentats und bekam den Auftrag, seinen Kommandeur zu Goebbels zu bitten. Auch diesen Auftrag führte er befehlsgemäß aus.

Nach Ansicht des Generalklägers hatte Hagen aber mit diesen Handlungen so entscheidend in das deutsche Schicksal eingegriffen, daß er zunächst seine Anklage auf „Hauptschuldiger" erhob, nachdem man die wegen Fluchtgefahr verhängte Gefängnishaft auf Grund der außergewöhnlichen Verwundungen (Hagen hat u. a. acht Lungenschüsse, einen Herzbeuteldurchschuß, wobei ein Granatsplitter noch im Pericard steckt, Zertrümmerung des linken Schulterblattes, Schädelbasisbruch usw. usw.) hatte aufheben müssen. In der Verhandlung selbst schwenkte der öffentliche Kläger dann auf Gruppe II, Aktivist, verlangte drei Jahre Sonderarbeit und den üblichen Strafenkodex wie Berufsverbot, teilweisen Vermögungseinzug, Arbeit nur in untergeordneter Stellung bis zur Aufenthaltsbeschränkung. Sein Plaidoyer begann er mit einer groß angelegten historischen Parallele: Grouchy-Hagen. General Grouchy hatte von Napoleon (siehe Stephan Zweig „Sternstunden der Menschheit") am Tage von Waterloo den Befehl erhalten, den geschlagenen Feind zu verfolgen und vom Schlachtfeld abzudrängen. Er verlor im Nebel die Verbindung mit dem Gegner, marschierte aber stur weiter in der befohlenen Richtung, ohne sich um den seitwärts hörbaren Kanonendonner zu kümmern und besiegelte so Napoleons Schicksal.

Remer-Hagen hätten ebenfalls eine nebulose Situation angetroffen, aber — und hier ging dann die Parallele nicht mehr auf — sie seien durch den Nebel durchgestoßen, wo sie in blinder soldatischer Befehlsausführung hätten weiter marschieren müssen. Sie hätten eine bewußt nebulos angelegte Situation geklärt und damit höhere Absichten durchkreuzt. Das Urteil der Kammer: Aktivist, 100 Tage Sonderarbeit, 10jähriges Berufsverbot, Beschäftigung nur in untergeordneter Stellung usw., wiederholte diese historisch mißlungene Parallele des Anklägers weitgehend.

Statt dessen ist man aber geradezu gedrängt, gegen diese historische Parallele des Generalklägers eine direkte geschichtliche Linie herauszuarbeiten. Diese geistige Erbfolge führt unmittelbar von Robespierre — St. Just — Fouquier — Tainville über die Pariser Commune, die bolschewistischen Schauprozesse (etwa gegen Kerenski oder gegen Tuchatschewski mit Wischinski als „Generalkläger"), dann weiter über die Nürnberger Gerichte zu den Spruchkammern. Denn allen diesen Sondergerichten liegt ein r ü c k w i r k e n d e s Gesetz zu Grunde, historisch fußend auf jenem ersten rückwirkenden Gesetz, das die erste französische Revolution sich geschaffen hatte, um mit ihm den gehaßten „premier état" mit allen Gesippen auf die Guillotine zerren zu können und dort „in den Sack niesen" zu lassen. Sogar der Fachausdruck wurde von den Jakobinern geprägt und Robespierre über Wischinski bis zu den heute amtierenden öffentlichen Klägern beibehalten. Aber auch die Geisteshaltung scheint vererbt zu sein. Denn auf den Einwand der Verteidigung, daß Remer-Hagen mit ihrer Entscheidung den unvermeidlichen Bürgerkrieg und ein sinnloses Blutvergießen verhindert hätten, brach der sonst äußerst gemessene Generalkläger in das Bedauern aus, das leider viel zu wenig Blut geflossen sei und uns eine sozusagen vollsaftig blutige Revolution nur gut getan hätte (!)

Hier zeigte sich die gemeinsame Geisteshaltung, die das Denken in „Fortschritten", die Aufklärung als gesamtabendländisches Ereignis miteinander verbindet. Der Aufklärer glaubt, getragen von seinem Fortschrittsoptimismus in infinitum, jede voraufgegangene Zeit und die Handlungen in ihr von seiner augenblicklich erlangten Warte, die er als absolut setzt, „be-" und verurteilen zu können. So setzt er sich auch als erster im Reich des Rechtes über den fundamentalen Satz „nulla poena sine lege" — keine Strafe ohne Gesetz — hinweg. Ja, er tut noch einen Schritt weiter: er urteilt stets aus seinem „postkatastrophalen Aspekt" heraus. „Was wäre geschehen, wenn Sie nicht eingegriffen hätten", — war eine stereotype Frage des Gerichtes bei der Beurteilung der Geschehnisse, bis Dr. Hagen es ablehnte, solche Fragen sowie ein Sich-Verlieren in Konditional-Hypothesen überhaupt zu beantworten.

Am nacktesten aber enthüllte sich das „aufgeklärte" Nützlichkeitsdenken, als der Gang der Verhandlung dahin führen mußte, den Soldateneid und seine Unverletzbarkeit anzutasten. Als der Vorsitzende die Frage an den Angeklagten richtete: „Wie stehen Sie zum Eid?", da hatte die Verhandlung jenen heiligen Bereich des Eides berührt, auf dem seit Menschengedenken ja auch jedes Gericht, jede Beweisaufnahme und auch jede Spruchkammerverhandlung beruht. In Gelassenheit antwortete Dr. Hagen: „D e r E i d i s t u n a b d i n g b a r!"

So stand die aus postkatastrophaler Sicht urteilende Kammer unversöhnlich gegen die Anschauung vom Wesen der Geschichte als einem schicksalhaften Vollzug, eine Anschauung, die

jede Zeit im Sinne Rankes „unmittelbar zu Gott“ erkennt. Nur aus einer solchen Anschauung, einem Verstehen der Personen und Ereignisse aus ihrer eigenen geschichtlichen Schicksalsverbundenheit heraus kann Recht gefunden und Gerechtigkeit geübt werden.

Nachdem die gesamte Presse es versäumt hat, den Fall 20. Juli auf dieser geistigen Ebene zu kommentieren und damit dieses Ereignis zumindest einseitig darstellt, ist es eine Pflicht im Dienste der Gerechtigkeit, auch die Sicht der Verurteilten und damit die des eidtreuen Soldaten darzulegen. Das geschieht wohl am besten dadurch, daß das Schlußwort des Angeklagten vollständig wiedergegeben wird. Dr. Hans W. Hagen sagte:
(Schlußwort zu den Spruchkammerverhandlungen am 10., 11. und 14. März 1949).

Ich bin diesem Prozeß niemals ausgewichen. Alles, was in dieser Hinsicht in der Voruntersuchung vermutet wurde, beruht auf Lüge und böswilliger Verleumdung. Im Verfahren selbst habe ich dann darauf verzichtet, mit den üblichen Methoden des Ausweichens oder des Verkleinerns das geschichtliche Ereignis zu entstellen. Ich betrachte dieses Verfahren vielmehr als die erste Gelegenheit, über den Streit der Tagesmeinung hinausgehend eine Schicksalsstunde der deutschen Geschichte auf einer höheren Ebene zu würdigen und, — soweit wir Menschen dies überhaupt vermögen, — zu wägen. Ich bin mir dabei bewußt, daß ich nicht als Richter über der Waagezunge stehe, sondern in einer der beiden Waagschalen laste.

Aber gerade der Umstand, daß ich an der Seite meines Kommandeurs näher an das Schicksal herangerückt worden war, wofür man mich auch ins Gefängnis warf und nun zur Rechenschaft zieht, gibt mir das Recht, in einem Schlußwort meine Meinung zu den Dingen vor diesem Forum und damit vor der Oeffentlichkeit zu sagen. Ich habe es während der Verhandlung selbst abgelehnt, eine Frage zu beantworten, die aus post-katastrophalem Aspekt heraus den Ablauf der Geschehnisse und die Motivierung unserer Handlungen hätte verzerrt und verfälscht erscheinen lassen müssen. Wir konnten damals nur das eine tun: handeln aus der Unbefangenheit der Situation, wie sie sich uns enthüllte, — und aus der Treue zum Eid heraus.

Der Putsch war bereits mißlungen bevor wir überhaupt in Aktion traten. Er mußte sogar mißlingen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal hatten die Gegner alle bis zu einem individuell verschiedenen Augenblick, und zwar jeder auf seinem Platz, mehr, wie es im Gesetz heißt, „zur Stärkung der NS Gewaltherrschaft beigetragen“ als mein Kommandeur und ich in jenem Augenblick. Lassen Sie mich nur die beiden führenden Köpfe auf dem zivilen und militärischen Sektor herausgreifen. Dr. Gördeler war bis 1934 Oberbürgermeister von Leipzig. Dann schied er, nach seinem Streit mit dem Kreisleiter, wobei das Mendelsohn-Denkmal nur die Rolle des auslösenden Momentes spielte, aus diesem Amt. Er schied aber keineswegs aus dem Dienst des NS-Reiches. Er wurde vielmehr Reichspreis-Kommissar. 1936/37 hielt er im Auftrag der Reichsregierung Werbevorträge für Deutschland in der ganzen Welt. 1938 wurde er in das Direktorium der Kruppwerke berufen, und wäre, — hätte ihn nicht der Volksgerichtshof abgeurteilt, in Nürnberg auf der Anklagebank erschienen.

Generalfeldmarschall v. Witzleben dagegen hatte im Frankreichfeldzug noch eine Heeresgruppe geführt und den Marschallstab dafür empfangen. Er hätte also neben den Marschällen v. List, Leeb usw. sich ebenfalls in Nürnberg verantworten müssen.

Ich sage dies nicht, um meine Waagschale zu entlasten. Es geht mir einzig darum, das Verflochtensein aller in ein Schicksal deutlich zu machen, das den einen länger, den anderen kürzer in das Geschehen zwang.

Doch hinter diesen vordergründigen Dingen und Abwägungen erhebt sich die Frage, ob im Augenblick der höchsten Not ein Mann, mag er immer zum Hochverrat entschlossen gewesen sein, auch zum Landesverräter werden darf. Wenn die Zeitschrift „Contact“ in London in einem bemerkenswerten Artikel über die Hinter- und Abgründe jenes schicksalhaften Augenblickes die tragische Verlassenheit der Männer des 20. Juli unterstreicht, indem sie selbst zugibt, daß die Verbindungen mit der deutschen Verschwörung seit Ende 1942 abgebrochen wurden, so will auch dies näher bedeutet sein. Ende 1942, — das war der Beginn von Stalingrad — man brauchte die deutsche Gegenbewegung nicht mehr.

Man benützte sie allerdings trotzdem noch einmal in dem Augenblick, als man die Bombe, für die Initialzündung zur Verfügung stellte, denn diese Bombe, die Stauffenberg ins Hauptquartier schaffte, war englischen Ursprunges und über Schweden nach Deutschland gebracht worden.

Doch auch dies ist noch nicht der entscheidende geschichts-philosophische Grund für das Scheitern des 20. Juli. Dieser letzte Grund des Versagens ist der, daß sich kein Selbst-Opfer fand. Einen Eid aber kann man nur beseitigen, wenn ein Mann sich opfert und den Eidträger aus der Welt schafft.

Die sieben mir bekannten Attentate auf Adolf Hitler scheiterten alle daran, daß sich eben kein Eigen-Opfer gefunden hat.

So bestand für uns der Eid.

Was wir nun taten, lief darauf hinaus, bei der unklaren Befehlsgebung den letzten Richtpfeiler zu suchen und zu finden: den Eid des Soldaten.

In dem Augenblick, wo der Eid bestand, fiel der Putsch zusammen wie ein Kartenhaus. Es mag dies in einer Zeit, wo mit der Diffamierung des deutschen Soldaten überhaupt auch sein Festhalten am Eid lange Zeit zumindest als suspekt oder, wenn er sich darauf berief, als Ausrede angesehen wurde, nicht ganz verständlich sein. Es werden aber wieder Zeiten kommen, wo man die Unabdingbarkeit der Eide begreifen wird als Unterpfand jeglichen sozialen Zusammenlebens der Menschen.

So fühle ich mich in diesem realen Ablauf des Geschehens keineswegs schuldig. Was geschah, ist Schicksal, — und mit Schicksal läßt sich nicht rechten. Wir können nur eines tun, mit reiner Hand und freiem Gewissen in dieses Schicksal treten. Es will mir in diesem Zusammenhang als symbolisch erscheinen, daß sämtliche von meinem Kommandeur befohlenen Aktionen abliefen, ohne daß auch nur ein Schuß fiel. Wir haben einen ohnehin im Augenblick der Initialzündung bereits verlorenen Putsch beendet, ohne daß er zum Bürgerkrieg oder Blutvergießen ausarten konnte. Die Begründung, mit der Major Remer damals die Auszeichnung ablehnte, hat den gleichen Charakter, wenn er sagte, „Man kann doch keine militärischen Auszeichnungen für eine Tat annehmen, bei der man hinterher nicht einmal die Pistole reinigen mußte." Daß ich selbst jenen Tag erlebte ohne irgendeine Waffe zu tragen, — ich hatte, als er mich auf dem Motorrad hinderte, meinen Degen einer Ordonanz zugeworfen, — erscheint mir im gleichen Licht.

Daß wir der Welt nicht das Bild einer Festungsbesatzung boten, die sich selbst zerfleischt, bevor der Feind in sie eingedrungen ist, klingt mir geradezu wie ein starkes und versöhnendes Motiv in dieser Untergangssymphonie.

Wir haben aber nicht den Untergang nachträglich noch einmal zu begehen, sondern seine Taten nach vorne wirksam werden zu lassen. Und da erscheint alles in anderer und neuer Bewertung. Einer Zeit, die uns zum Handeln aufrief, folgte eine Zeit, die uns die Betrachtung in Gefangenlagern oder Gefängnissen auferlegte. Uns hier gilt es dann, jenes weise Worte Goethes zu begreifen: „Nur der Betrachtende hat Gewissen, der Handelnde ist immer gewissenlos."

Wir aber mußten handeln, — und mit jeder Handlung im Sinne dieser Goethischen Erkenntnis auch schuldig werden. Aus dem in der Betrachtung geweckten Gewissen wollen wir alle unsere tragische Schuld bekennen, als ersten Beitrag zu einer neuen Welt. Denn diese läßt sich nicht mit Rache an der Vergangenheit errichten, sondern nur durch eine Neusetzung der Gewissen. In einem solchen Zusammentritt aller vorwärtsdrängenden Geister bin ich gewillt, diese tragische Schuld auf mich zu nehmen, — und ich danke dem Schicksal, daß es mich rein äußerlich in Situationen gestellt und dort zu handeln gezwungen hat, daß mein Schuldbekenntnis auf dieser neuen Ebene dann auch glaubhafter erscheint.

Ich bitte das Gericht nicht um Nachsicht für meine Person, aber um einen Spruch, der es mir wie allen Soldaten erlaubt, den Eid und das Handeln aus ihm in diese neue Welt hinüberzuretten.

DER OBERST

VON H. BERTRAM

Was Hunger heißt, brauchen deutsche Menschen heute einander nicht mehr zu erklären.

Erstaunlicherweise spürt man gar nicht ständig Hunger, wenn man Hunger hat. Ein dummer Widerspruch, aber es ist so. Richtigen Hunger spürte man eigentlich nur nach der Mahlzeit, weil sie ja nicht sättigte und man doch so gerne satt gewesen wäre. Wenn ich meine Blechbüchse ausgekratzt hatte, dann wurde mir erst so sterbensjämmerlich zumute. Es war der traurigste Augenblick des Tages, sonst fühlte man sich nur schrecklich leer und sehr schwach. Zur Latrine führten drei Stufen. Die waren sehr schwer zu nehmen, weil doch die Kniegelenke wie aus Gummi schienen und ständig nachzugeben drohten. Man stützte sie mit den Händen, dann ging es. Wenn wir zum Baden geführt wurden, dann sahen wir an den anderen, wie es mit uns stand. Die alten Männer sahen am schlimmsten aus. Ihnen hing die Haut in übereinander liegen-

den Falten beiderseitig des Rückgrats bis zum Gesäß herab, wie bei den altmodischen Portieren an der Tür zu Großmutters Wohnzimmer. So ähnlich wenigstens.

Das Schlimmste aber ist vielleicht, daß man nichts anderes mehr denkt als Essen. Wir hatten ja zumeist unsere Frauen und Kinder jahrelang nicht gesehen, wußten auch nichts von ihnen. Briefe gab es nicht, ein halbes Jahr lang. Das war eine der grundsätzlichen Bestimmungen des Lagers. Wir dachten ständig an zu Hause, wer noch eins hatte. Die meisten hatten ja keins mehr, dann versuchte man sich ein Heim vorzustellen, wo man die Angehörigen im Geiste suchen konnte. Aber nun war das Schrecklichste: Vor das Bild der Frau, der Kinder drängte sich stets das Essen. Bratkartoffeln oder ein ganzer Laib schwarzen Brotes, vielleicht gar mit Butter dazu! Man versuchte die Vorstellung wegzuwischen, man schämte sich, aber aufdringlich schob sie sich immer wieder in den Vordergrund. Man kam sich niederträchtig vor, aber es war ja nur der Hunger! Ein siebentel Brot, das sind hundertvierzig Gramm, und eine Konservendose dünner Suppe am Tage. Die Suppe tranken wir meist vorsichtig weg, dann blieb unten ein breiiger Satz, vielleicht drei Eßlöffel voll, auf den freute man sich. Aber während man ihn auslöffelte, kam schon wieder die hilflose Verzweiflung, das war nun alles, und nun würde es bis zum nächsten Tage nichts mehr geben. Wir zogen jedes Unkraut aus dem staubigen Kies, zerschnitten es und streckten damit die magere Suppe, aber das war ja alles nur Selbsttäuschung. Und nun schmeckte der grüne dünne Brei widerlich bitter, dabei taten wir es dennoch immer wieder.

Ein Vierteljahr dauerte die schlimmste Hungerzeit, dann wurde es leichter. Einige starben darüber an Entkräftung, andere wurden am Drahtzaun erschossen. Sie hatten sich zu nahe herangewagt, um Unkräuter zu rupfen, die zwischen den Drähten lustig wucherten. Aber das war ja verboten, und so schoß sie der Posten nieder. Später, als alles besser wurde, standen wir manchmal vor dem Drahtgewirr. „Hier starb der Zahlmeister", sagten wir nun wohl und schüttelten den Kopf und begriffen es selber nicht mehr. Ein Menschenleben war aber damals billig gewesen, sehr billig.

Aber die Geschichte, die ich berichten will, spielt noch während des ganz bösen Hungers.

Wir waren zehn Mann in der Gruppe und lagen auf dem Boden, je fünf an einer Seite. Unsere Grenze bildete der Ofen, der stand am Gang der Baracke, und wir rösteten auf seinen Eisenplatten das Brot, das in ganz dünnen Scheiben geschnitten war. Wir bildeten uns ein, daß wir dann besser damit auskamen.

Wir waren alte Soldaten, kamen von den verschiedensten Waffengattungen, und der älteste war der Oberst. Er zählte schon nahe an siebzig und war bereits vor dem Krieg in Ruhestand getreten, aber immerhin, er war ein Oberst, und so war er denn auch verhaftet worden. Der alte Herr litt an mannigfachen körperlichen Beschwerden. Das Schlafen auf den blanken Bodenbrettern bekam ihm schlecht, aber er trug alles mit beispielhafter Gelassenheit. Erst so im zweiten Monat begann er in sich zusammenzufallen. Das war zu der Zeit, als bei vielen anderen die gierige Kreatur schon längst den Menschen der Zucht und überkommenen Sitte niedergerissen hatte. Es war eine häßliche Zeit mit sinnlosem Streit, Verdächtigungen und einer lastenden Atmosphäre bösartigen Mißtrauens. Der Hunger hatte uns alle an der Kehle, der Mensch wird nicht besser davon.

Manche bekamen damals ihren Koller, beim Oberst zeigte er sich in zunehmender Wunderlichkeit. Der alte Mann schleppte Scherben, Nägel, Holzstückchen und Lappen zusammen, er verwahrte alles in einem Sack und wachte eifersüchtig darüber, er hatte wohl die fixe Idee, Werte sammeln zu müssen, für die er vielleicht einmal etwas Brot eintauschen könnte. Aber es kam nie dazu. Bei den Kameraden verlor er darüber an Achtung. Dienstgrade galten ja längst nicht mehr unter uns, aber bis dahin hatte seine gepflegte Selbstbeherrschung uns Ehrfurcht abgenötigt. Die schwand. Die Männer sahen nur noch den wunderlichen Greis, der ihnen zuweilen lächerlich vorkam. Das war ungerecht, und die Besseren unter uns schmerzte es, aber wir konnten es nicht ändern.

Damals geschah es mir, daß mein Brot gestohlen wurde. Ich hatte es wie alle Tage geschnitten und in das Fach des Ofens zum Rösten ausgebreitet, und nun fehlte es plötzlich. Die Kameraden waren entrüstet. „Zusammenschlagen sollte man ihn, den Kerl, wenn man ihn erwischte!" Es war eine böse und gereizte Stimmung, denn jeder spürte, wie der Verdacht auf allen lastete. Aber das Brot kam nicht mehr zum Vorschein.

Am nächsten Tag geschah nichts, auch am folgenden nicht, aber am dritten oder vierten Tag, als wir uns nach der dürftigen Mittagssuppe auf dem Boden niedergestreckt hatten und alles schlief, merkte ich, daß einer fehlte, der Oberst war es. Er war noch fortgehumpelt, und als er wiederkam, ich hörte seinen Schritt, da merkte ich, daß er am Ofen stehen blieb und sich daran zu schaffen machte. Im zweiten Fach lag wieder etwas Brot von mir

zum Rösten. Ich wollte es am Abend vor dem Schlafengehen essen, damit der Hunger mir nicht den Schlaf nahm.

Nun trat auch der Oberst hinter dem Ofen hervor. Er suchte seinen Platz und streckte sich wie die andern am Boden nieder.

Plötzlich wußte ich, wer der Dieb war. Ich stand auf und ging zum Ofen. Es fehlten zwei Scheiben. Der Oberst hatte die Augen geöffnet und blickte nach mir hin. Es war so schrecklich. Ich schlug die Augen nieder, als hätte ich das Brot gestohlen und nicht er. Ich schämte mich für den alten Mann. Er war ein hoher Offizier und hatte Haltung bewahrt, solange er konnte, aber er war alt und der Hunger stärker als er. Grauenhaft war das.

Ich ging auf ihn zu. Was sollte ich sagen? Ich hielt noch immer die dürren Scheiben in der Hand. Ich streckte sie ihm hin: „Sie haben Hunger, Herr Oberst!" Der alte Mann richtete sich zitternd auf. „Danke, danke," sagte er mühsam, „es hat doch jeder seine Ration." — „Sie haben Hunger," widerholte ich, „nehmen Sie." „Ich sagte es leise. Die andern sollten nicht erwachen, aber ich sagte es mit einer Grausamkeit, die mir heute noch weh tut. Der Oberst wackelte mit dem Kopf: „Ach, nicht doch!" bat er, „bitte, bitte!"

Aber ich war hart. „Nehmen sie!" verlangte ich. Empörung, Leid, Scham, alles wirbelte in mir durcheinander. Auch mich würgte ja das Gespenst wie alle andern und ließ die Geste, die hilfreich hätte sein können, zur rachsüchtigen Handlung werden.

Da nahm er. Ich stand vor ihm und sah ihm zu, wie er aß. Es dauerte sehr lange. Wir beide werden wohl diese Minute nie vergessen.

Als er gegessen hatte, stolperte ich hinaus. Draußen brannte die grelle Sonne auf dem kahlen Kies. Ich hockte mich an die Barackenwand und war unsagbar traurig.

Es wurde kein Brot mehr in der Gruppe gestohlen. Der Oberst zog dann auch bald in eine andere Baracke hinüber. Wenn wir uns sahen, grüßten wir, aber wir blickten aneinander vorbei. Wir konnten einander nicht ertragen.

Seht, wenn vom Hunger gesprochen wird, ich kann mitreden. Hunger ist grausam und schrecklich, aber das Schrecklichste ist, daß er die Würde im Menschen und das Gute, das ja doch in jedem von uns lebt, zerstört und erniedrigt. Ich weiß einen Augenblick, da ich fast geweint hätte vor Wut über die Umstände, in die wir gestoßen waren, und vor Anklage und Groll. Das war damals an der Barackenwand draußen in der Sonne, als ich den alten Mann gedemütigt hatte. Und ich hatte dabei doch eigentlich nur die Ehre eines alten Offiziers vor den andern Kameraden schirmen wollen.

Der Mann am Müll

Der bekannte Philosoph und Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Ernst Kriegk starb Ende 1947 in einem amerikanischen Internierungslager in hohem Alter an den Folgen eines Hungerödems. Einer der Mitinsassen des Lagers hatte ihn ein halbes Jahr vorher an einem Müllhaufen beobachtet und die folgenden Verse danach niedergeschrieben.

Seht Ihr dort drüben jenen Mann am Müll?
Es ist der hochberühmte, einstige Gelehrte.
Mit einer müden, traurigen Gebärde
durchstöbert er das Fortgeworfene, Aufgekehrte —
Ein Mensch . . . ein Mensch, der nicht verhungern will.

Wie er jetzt jäh den Zeigefinger streckt
und, schmeckend, einem Funde auf der Spur,
den kargen Rest an einer Dosenwand entdeckt,
ihn gierig ausstreicht und vom Finger leckt —
Da ist er nicht mehr Mensch, nur Kreatur.

Doch plötzlich hält er wie erschrocken inne
und neigt das Haupt, als ob er sich besinne,
und starrt feindselig auf das trübe Blech
und hebt es hoch und wirft es heftig weg,
als ob er Freiheit sich damit gewinne.

Dann reckt der Weißgewordne sich ein wenig
und sieh! — da steht er vor der ganzen Welt als König,
der auf sein Reich niemals verzichten will.
Nicht mehr der Gier, der Notdurft untertänig —
klar sammelt sich ein Geist; noch schweigt er still,
der Mann am Müll.

Die Schweiz in Europa

VON PAUL BONNY

Seit über einem Jahrhundert ist die Schweiz das bevorzugte Gebiet internationaler Unternehmungen. Sie ist der Geburtsort des Roten Kreuzes, den ersten Kundgebungen der drei Arbeiterinternationalen bot sie Raum, sie beherbergt den Sitz der Weltpostunion, wie einer weiteren Zahl öffentlicher oder privater Einrichtungen mit universellem Charakter. Der Völkerbund und das Internationale Arbeitsamt ließen in der Schweiz großartige Paläste erstellen, in denen heute einige Zweige der ONU (Organisation des Nations Unies) untergebracht sind. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß Delegierte aller fünf Erdteile zu internationalen Kongressen in dieses Land kommen. Ein Dutzend schweizerischer Ortsnamen dienen als Bezeichnungen internationaler Konferenzen oder diplomatischer Konventionen, die in ihren Mauern stattgefunden haben. So ist denn die Schweiz seit einer Reihe von Jahren tatsächlich nicht allein der Rendezvousort der Nationen, sondern auch ein wichtiger Knotenpunkt für den Austausch von Ideen und Meinungen. Sie war dies indessen noch in einer anderen Richtung, indem sie unzähligen politischen Männern, die in Ungnade gefallen waren, berühmten Verbannten, politisch Unterlegenen, selbst Verschwörern aller Schattierungen und Richtungen Asyl gewährte. Die ruhigen Seen, die romantischen Berge waren ein idealer Rahmen für internationale Zusammenkünfte, sowohl für solche größten Pomps, wie geheimster Verhandlungen, für die Arbeiten der Diplomaten, sei es an großaufgezogenen Kongressen, wie an monarchistischen oder revolutionären Konspirationen, oder von Zusammentreffen von Staatsmännern oder beauftragter Agenten.

Unter solchen Bedingungen, dank einer langen politischen Erfahrung, dank der geografischen Stellung, und der Tatsache, daß sie es erreichen konnte, außerhalb der beiden Weltkriege und des Kalten Krieges, der andauert, zu bleiben, dank ferner des Umstandes, daß sie weder an imperialistischen noch kolonialen Konflikten interessiert sein wird, müßte die Schweiz, so werden Sie denken, eine unparteiische Meinung über die Weltkrise haben und praktische, wie vernünftige Ueberlegungen, im besonderen was die Restauration Europas anbetrifft, beitragen können. Unglücklicherweise, und einmal mehr besonders in diesem Falle, stimmt die einfache Logik mit der Politik nicht überein.

Wenn Sie einen Schweizer fragen: „Was denkt man bei Ihnen über den Frieden, die Zukunft der Welt, die Möglichkeiten, die Europa gegeben sind?" werden sie einen recht verlegenen Menschen vor sich sehen, der Ihnen zum Schluß endlich gesteht, daß man in der Schweiz keine offizielle klar ausgedrückte Meinung hat in Bezug auf die großen Probleme die die ganze Welt leidenschaftlich bewegen und beunruhigen. Wie könnte er auch eine solche haben? Man verteidigt sich selbst, eine zu haben in Bezug auf zweitrangige Fragen. Die offizielle Parole gilt, mehr denn je: Neutralität. Das ist die überlieferte Politik Berns, die die Schweiz abseits der ONU hält, die sie selbst verhindert, internationalen Vereinbarungen anzugehören, die, so gering es auch sein möchte, ihre Neutralität berühren würde, ihre Unabhängigkeit, oder gar die Freiheit des Verhandelns oder Handelns, mit wem sie es für gut befindet. Dieses Verhalten wurde von den Exalliierten durchaus nicht immer verstanden. Die USA, im besonderen sind ungeduldig, seitdem sie die Unnützlichkeit der Anstrengungen, die Schweiz in ihren europäischen Block zu ziehen, erkennen. Es ist wohl berechtigt, zu unterstreichen, daß Washington bei mehreren Gelegenheiten, zum Nachteil der Schweiz, Druckmittel und wenig demokratische Drohungen angewandt hat, Vorgänge, die die gleichen USA dem dritten Reich zum Vorwurfe machen. Und mehrere Male mußte die Schweiz gehorchen. Sie hat die deutschen Guthaben, die von Privatleuten schweizerischen Banken anvertraut worden waren, von Staatsmännern, wie völlig unpolitischen Personen, beschlagnahmt, um einen Teil davon den westlichen Siegern auszuhändigen. Die Rechtsprofessoren haben ein saures Gesicht gemacht, die öffentliche Meinung wurde von einem tiefen Mißbehagen gerüttelt, aber die

Schweiz hat die bittere Pille geschluckt, ohne zu wagen, zu lebhaft gegen dieses „Diktat" zu protestieren. Weiter wurde die Eidgenossenschaft gezwungen „freiwillig" für den Wiederaufbau Europas enorme Beiträge zu bezahlen, Beiträge die erheblich die gesamten Aufwendungen für die militärische Landesverteidigung von 1939 bis 1945 übertrafen, erzwungene Abgaben, die verkleidete Bußen waren für die Gewinne aus den Kriegslieferungen an die Achsenmächte. Diese Erfahrungen veranlaßten den Bundesrat der helvetischen Födernation, das Verharren in der Neutralität noch zu versteifen.

Kurz, wie ein Basler Journalist bemerkt, die Schweiz ist offiziell in der Lage eines guten Hoteliers: Sie sorgt für ihre Oeffentlichkeit, sie empfängt ihre Gäste, stellt Lokale zu deren Verfügung, sorgt für deren Wohlergehen und Genugtuung. Aber sie horcht nicht an den Türen. Sie kann sich weder in die Gespräche noch Wortgefechte jener mischen, die ihr die Ehre erweisen, zu ihr zu kommen, um eine Welt nach eigener Idee zu schaffen. Sie will weder Welfe noch Ghibeline sein. Sie macht gute Figur den Capulets wie den Montaigus. Diese Politik, die ihr bis heute gut gelungen ist, wird sie ihr auch in der Zukunft von Vorteil sein? Wird sie auch möglich sein in einem bewaffneten Konflikt, der zwei totalitäre Blocks, die sich demokratisch nennen, gegeneinander führen wird? Solcher Art sind die Fragen, die sich viele Schweizer heute ängstlich stellen.

*

Denn obschon die Regierungskreise gegenüber den ungeheuren Fragezeichen, die auf der Welt und Europa liegen, ein erzwungenes Stillschweigen bewahren, beginnt die öffentliche Meinung der Schweiz, das Bewußtsein, zu erwachen. Dies um so mehr, als nach einer langen Periode des Aufschwunges sich die Vorläufer einer wirtschaftlichen Krise bemerkbar machen. In der Schweiz, wie in allen europäischen Staaten, haben die politischen und sozialen Kämpfe, seitdem der Bolschewismus sein Heim in Rußland gefunden hat, einen ideologischen internationalen Charakter angenommen. Das föderative System mit den kantonalen Parlamenten erlaubt nicht gleichartige Massenbewegungen, wie sie seinerzeit in Frankreich, Deutschland, Italien und selbst Oesterreich vor sich gingen. Die Schweiz hat kein Proletariat, das einen Staat im Staate zu bilden vermag. Ihre Arbeiterklasse besteht vorwiegend aus Spezialarbeitern, die relativ hohe Löhne beziehen, die in mächtigen Syndikaten organisiert sind, und die in der Politik der Bürger der Kantone, wie des Bundes eine Rolle spielen. Gegenwärtig sind die Syndikate und der schweizerische Sozialsmus, den sie verkörpern, antikommunistisch. Ihre Führer, die 1918 noch im sowjetisch-kommunistischen Fahrwasser segelten, haben zum Teil glänzende politische Karrieren gemacht, die sie auf die höchsten Stellen des Landes führten. Zufolge des allgemeinen Wohlstandes hat die kommunistische Partei, die einen Einfluß auszuüben vermochte als Sauerteig der sozialistisch-kommunistischen Volksfront, die Mehrzahl der Sitze in den kantonalen Parlamenten verloren. Im eidgenössischen Parlament hat sie einige Mandate, kaum 4 % der Sitze. Das Verbot der kommunistischen Partei wurde gegen Ende des Krieges aufgehoben. Sie hat indessen nur noch in einigen Städten, wie Genf, Lausanne, Zürich, Basel einigen Einfluß. Indessen hat sie sehr bewegliche Führer und sie rekrutiert Intellektuelle in dem wohlbekannten Kleid der „Freunde der URSS". Man rechnet mit der Krise, die es erlauben würde, die Leitung der sozialistischen Massen wieder zu übernehmen, auf den Krieg und den Sieg der roten Armee. Im Gegensatz zum Kommunismus sind die Bewegungen, die vom Faschismus oder Nationalsozialismus beeinflußt waren, durch behördliche Verbote, in der Kriegszeit geboren, aufgelöst worden. Mit seltenen Ausnahmen sind die Führenden dieser Bewegungen seit dem Ende des Krieges zu schweren Gefängnis- und Zuchthausstrafen unter Anwendung neugeschaffener Strafrechtsartikel betreffend die Unversehrtheit und Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft verurteilt worden. Eine Anzahl ist an der Ostfront gefallen, andere sind, im Abwesenheitsgerichtsverfahren verurteilt, der schweizerischen Nationalität beraubt, irgendwo in der Welt verschwunden, wieder andere, wohl die Mehrzahl, befinden sich noch in den Kerkern der Eidgenossenschaft. Ihrer Führer und aller Publizitätsmittel beraubt, sind die Anhänger der verschiedenen autoritären Fronten, die in den Jahren 1932 bis 1939 aufgeblüht waren, heute zu jeglicher Aktivität unfähig. Falls eine neue wirtschaftliche Krise und ein dritter Weltkrieg vermieden werden können, bedroht nichts das demokratische System der radikalen Mehrheit, die sich einerseits auf die Sozialisten stützt, andererseits auf die konservativen Bauern und Katholiken, um die Schweiz auf dem Wege der Mitte zu regieren.

Trotz dieser scheinbaren Ruhe hat die Schweiz ein Interesse daran, die Stimme der Welt zu hören. Die Schweiz ist vielleicht das europäische Land mit den meisten Radiohörern. Die Streitigkeiten des Erdballs dringen auf den Sendewellen in das Land.

Die Propaganda entwischt allen Zensuren. Vor 1939 verkaufte die Tageszeitung „Paris-Soir" in der Schweiz mehr Exemplare als irgend eine schweizerische Zeitung. Während des Krieges hörte man Radio-London, die Stimme des Reiches oder die Stimme Amerikas. Heute liest man den „Reader's Digest" oder feiert Churchill oder Montgomery wie nationale Helden. Die westlichen Demokratien schicken wieder Konferenzredner, Zeitungen, Bücher machen Ausstellungen. Was vor kurzem noch „Propaganda" war, ist jetzt „Intellektueller Gedankenaustausch" „Zeugnis freundschaftlicher Interessen", gute Nachbarschaft geworden. Alles in einer Richtung, wenn man die Propaganda, bitte, entschuldigt: „die freundschaftlichen Beziehungen" zur URSS, in der Uebersetzung der ad hoc gegründeten Gesellschaft, davon ausnimmt. Endlich, ein wichtiges Argument, der Fremdenverkehr nimmt wieder zu, die Amerikaner, die Engländer, die Franzosen kommen wieder. Diese zahlenden Gäste sind Freunde, ihre Ideen werden mit Interesse angenommen. Kurz, während die Arbeiterklasse der Schweiz eine günstige Einstellung, und ein klein wenig Heimweh, für die Sowjets, „die für den Frieden" kämpfen, nährt, ist die Mittelklasse und die Klasse der Geschäftemacher sehr amerikafreundlich, denn die USA „schützen das Eigentum und die Freiheit" ... Die religiösen Kreise (die Schweiz ist seit Jahrhunderten das Land der Sekten und der Gewissensprobleme) und ein Teil der hohen Bourgeoisie neigen zum tradionalen England.

*

Diese derart gespaltene öffentliche Meinung, die, wie es auf den ersten Blick scheint, so gut vorbereitet ist, um die großen Probleme der Politik, die sich der Welt heute stellen, zu begreifen, ist stark untermauert mit pazifistischen Bewegungen, die in der Schweiz ihren Sitz oder eine der wichtigsten Basen haben.

Seit dem Ende des Krieges versuchen eine Anzahl Politiker, Wirtschaftler und Schriftsteller des Westens die Regeln und Bedingungen einer europäischen Föderation aufzustellen. Die einen arbeiten im Rahmen einer offiziellen oder halboffiziellen Organisation, die im Schatten des verstorbenen Völkerbundes geboren wurde, und als Erbe in die ONU überging. Andere suchen alte Thesen wieder zu beleben, die in der Epoche, wo der Friedensvertrag von Versailles, dieses „Dornenbündel" wie es Aristide Briand nannte, noch Gesetzeskraft hatte. Andere wiederum übernehmen die sentimentale Frasologie, die den französischen Kommunisten während eines Vierteljahrhunderts gehörte, die die europäische Föderation als den ersten Schritt für einen kommenden Weltstaat betrachten. Um zu diesem zu gelangen, predigen sie die Verweigerung des Militärdienstes aus Gewissensgründen, den zivilen Ungehorsam und die Unterdrückung der nationalen Souveränität.

Eine anläßliche Untersuchung, die unparteiisch in der Schweiz vorgenommen würde, würde ergeben, wie auch im übrigen Europa, daß eine beträchtliche Mehrheit zu Gunsten einer europäischen Föderation eintreten würde. Hingegen ist es ebenfalls sicher, daß das gleiche Publikum den verschiedenen Ligen und Vereinigungen, die an der Verwirklichung dieses Planes arbeiten, sehr wenig Beachtung und Vertrauen schenkt. Wenn man annimmt, daß eine Bewegung von einer solchen Tragweite nur mit der Unterstützung der Massen erfolgreich sein kann, so ist es wohl klar, daß die bisherigen Anstrengungen bis heute als erfolglos zu bezeichnen sind. Die Paneuropabewegung des Grafen Coudenhove-Kalergi, die älteste Bewegung, hat ihre Formeln nicht erneuert, sie interessiert nur einen beschränkten Personenkreis. Die Aktion der Föderalisten, stark unterstützt in Frankreich und England, und die in der Schweiz durch das Radio — fast ein staatliches Monopolinstrument — unterstützt wird, findet, trotz der Publizität, die ihr bereitet wird, nur einen beschränkten Erfolg. Das schweizerische Publikum hat während des Krieges die Gewohnheit angenommen, allen internationalen politischen Unternehmungen, wo sich die Interessen der fremden Staaten trennen, selbst befreundeter Staaten zu mißtrauen). Und in dieser verkehrten Welt, in der Europa von 1950 ein so seltsames Bild bietet, ist es möglicherweise die zusammenhängende Bewegung des Ex-Amerikaners Garry Davies und dessen französische Anhängerschaft, die am meisten die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermag zufolge seines populären Rebellencharakters. Ohne die geringste Chance des Erfolges, indessen, sowohl wegen der anarchistischen Aktion wie der Solidität der Positionen, an denen er sich unfehlbar stoßen müßte, wenn er an Bedeutung zunehmen sollte.

---

*) Die Bewegung der Föderalisten hat in der Schweiz als ersten Wortführer den Schriftsteller Denis de Rougemont, der, obschon Offizier der Schweiz, während des Krieges in amerikanischer Uniform im Radiopropagandadienste der USA gestanden hat. Rougemont ist der Schwager des schweizerischen Außenministers Bundesrat Petitpierre.

*

Warum sind alle die Bewegungen, die versuchen, die Grundlagen für ein föderatives Europa zu schaffen, zu einem Mißerfolg verurteilt, wie edel auch ihr Zweck, wie uninteressiert, ohne Zweifel auch viele Menschen, die sie leiten, sein mögen? Aus einem sehr einfachen Grunde, wobei die Meinung der Schweiz besser als irgend welche andere gelagert ist, zu begreifen, was seit langer Zeit die Menschen mit einem freien Geist ohne Vorurteile bewegt. Der Grund ist, daß dieses Problem, dieses ungeheure Problem, in einer absurden Weise gestellt ist: Man behauptet es lösen zu können, indem man das Problem Nr. 1 mit Stillschweigen übergeht oder es völlig vernachlässigt. Dieses Problem Nr. 1 ist D e u t s c h l a n d, die Existenz dieses Landes im Zentrum des Kontinents, die Tatsache, daß dieses Deutschland in einem gewissen Zeitpunkt wiederum das größte Land, das meistbevölkerte Land der alten Welt sein wird, das reichste Land in bezug auf die menschlichen, die moralischen und intellektuellen Kräfte. Es ist absolut klar, daß jeder Friede unmgölich ist, daß jeder Neuaufbau Europas unhaltbar sein wird, solange Deutschland von den Alliierten des Jahres 1945 unterjocht und ausgeschaltet ist. Man weiß das ohne Zweifel ganz genau diesseits und jenseits des eisernen Vorhanges, in den Staatskanzleien, und man macht sich keinerlei Illusionen über den Wert und die Dauerhaftigkeit von Vereinbarungen, die abgeschlossen werden, bei denen man das Problem Nr. 1 vernachlässigt, d a s Problem Europas: Deutschland.

Die Atmosphäre des kalten Krieges, die in Europa herrscht und von der die Schweiz bis heute wenigstens teilweise verschont geblieben ist, erlaubt diesem kleinen Lande nicht, Warnungen zu erlassen, für welche es indessen, in friedlichen Zeiten, wohl geeignet war, sie zu erheben. Die Zeitungen der Schweiz, mit wenigen seltenen Ausnahmen, ziehen es vor, das europäische Problem nicht von Grund auf zu behandeln, geben Deutschland nicht die Rolle, die man ihm vernünftigerweise nicht vorenthalten kann. Es wird indessen der Zeitpunkt kommen, wo man in ganz Europa die Sachen so betrachen muß, und dazu Stellung beziehen, ohne mit Worten zu schlaumeiern, noch die bedeutungsvollsten Wirklichkeiten mißachten darf.

Wenn Europa seinen Rang auf der Welt wieder einnehmen will, wird es dazu alle Europäer brauchen, ohne Unterschied und Ausschluß. Wenn nicht, wird es bald kaum mehr eine andere Wahl haben, als diejenige zwischen den goldenen Ketten, die die Nordamerikaner offerieren und den eisernen Ketten, die ihm die Sowjets schmieden. Um wirklich wieder frei zu werden, muß Europa sich allen jenen Reichtum zu Nutzen machen, der ihm in seiner unsäglichen Armut geblieben ist.

In den nächsten Heften lesen Sie:

Dr. Kleist: Rote Friedenstaube über Schweden
Die Mongolenschlacht bei Liegnitz
K. de Vries: „Befreites" Holland?

Heft 2/1950 enthielt:

Das Ende der Neuzeit — und der Anbruch wessen?, von Prof. Dr. Herbert Cysarz / Eine Ehrung Robert Brasillachs / Eine Stimme in der Wüste? / Deutscher Schiffsbau und die Lage im deutschen Außenhandel / Hamburg und die Waterkant, von Barthold Blunk / Über die Demokratie, von Dr. Johannes Kasnacich-Schmid.

Lob der Heimat

Das ganze deutsche Volk schaut heute wieder auf unser bedeutendes Industriegebiet an Rhein und Ruhr. Dorthin lenken wir, von Hamburg kommend diesmal unsere Schritte.

INDUSTRIELANDSCHAFT AN Rhein und Ruhr

VON ERICH BOCKEMÜHL

Rheinisch-Westfälisches Industriegebiet: Land an Rhein und Ruhr. Die Kohlenflöze ziehen sich unter dem Strombett hin, wie man annimmt, bis in das Aachener Kohlengebiet, weiter als 100 km von Westen nach Osten und rund 40 km in der Breite zwischen Ruhr und Lippe: „rußgeschwärztes Kohlenland", jene Gegend der „dunkelsten Industrie", in der der flimmernde Staub die Lunge bedränge und die weiße Wäsche beschmutzte; eben das Land, welches die Schwärmer der Heide und des Waldes und des breiten niederrheinischen Stromtals als ein Inferno verdammen wollen und das man wiederum auch die „Hochburg der Arbeit" und mit seinen Zechen, Hüttenwerken, Eisenhallen als die „Schmiede Deutschlands", mit seinen Kanälen, Häfen, Riesenkranen und -baggern, den grotesk wirkenden Ladebrücken als ein Weltverkehrsgebiet des internationalen Handels preist. Nicht nur „wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" — es gilt dies Goethewort für den „Menschen" schlechthin.

Wir wollen von dieser Städtelandschaft reden, von der ein Zugereister meinte, daß sie ob ihrer Feuerhallen, Straßenengen, ihrer eingezwängten Höfe, ob ihrer Steinwüsten und zementierten Häuserblocks niemandes Heimat sein und werden könne. Diese Landschaft ist geworden und noch immer werdend „aus der Kohle", die mit Hülfe von tausend Schachtanlagen aus der Erdentiefe an das Licht gefördert, „aus dem Eisen", das in tausend Hochöfen und in ungezählten Maschinenhallen verarbeitet wird: man spricht von Schornsteinwäldern, Arbeitsburgen, über denen die schwarzen Rauchfahnen wehen, von dem verwirrenden Eindruck der Kesseltürme, Leitern und Gestänge her und hin und kreuz und quer, von dem ohrenbetäubenden Lärm der Schiffsirenen und des Rädersausens, von dem währenden Dröhnen, das, einem unterirdisch vulkanisch donnernden Dröhnen ähnlich, dämonisch beängstigend wirkt. Die Zeiten sind dahin, da im schönsten Wiesengrunde hinter dem bunt umblühten Teich am Waldrand das Hammer- oder Hüttenwerk lag mit dem eckig gemauerten niedrigen Schornstein, an dessen Grund der Efeu rankte. Dinnendahl, Harkort, Mallinckrodt und Friedrich und hernach dann Alfred Krupp, und wie sie alle heißen, haben der Zeit die Wege vorgewiesen und der Dampfmaschine und der Elektrizität und den Laboratorien freie Bahn gelassen.

Naturentfremdung? Vergewaltigung der verborgenen Kräfte, die man nicht wecken soll? Ist es nicht aufrichtend und erhebend, zu bedenken, daß auch nicht ein einziges Rad und Rädchen hier außerhalb der großen menschgeschaffenen Einheit läuft? Es ist schon wahr, daß man in bezug auf menschliche Behausungen, in abgelegenen Arbeitskolonien im über-

stiegenen Drang des Wirkens das Menschliche vergaß. Aber ist das Bedingung etwa? Es i s t das Größere, die Maschine um der Menschheit willen zu beherrschen. Aber auch das Menschliche, die, wie wir sagen, soziale Problematik, ist einbegriffen und w i r d einbegriffen in das große Werden dieser Landschaft, die, anders, als die unmittelbare Natur, aus dem Ingenium, dem Instinkt, Verstand, der Arbeitsfreude und dem Arbeitswillen der M e n s c h e n geschaffen wurde und geschaffen wird. Ist das so Geschaffene minder göttlich, weil der Mensch das Mittel der Naturkraft war, ist es nicht im andern Sinne a u c h Natur?! Diese Menschen der Kohlengruben, Eisenhallen, Laboratorien, der Schiffe, Eisenbahnen, Straßenbahnen, Autos, jene von der Leidenschaft getriebenen Erfinder und Entdecker und alle, die sie täglich im gleichen Dienst ihre Arbeit tun („Arbeitgeber, Arbeitnehmer", wie man mit fast schon veralteten Begriffen sagt — denn wer ist in den Konzernen noch der eigentliche Arbeit g e b e r?!) e i n V o l k der Arbeit, eine große, tausendfach differenzierte und sich vielfach auch bekämpfende G e m e i n s c h a f t — mehr, als ihnen meist bewußt sein kann — ein A r b e i t s v o l k. Und im Unbewußten mehr als im Bewußten beruht das Empfinden dessen, was wir „H e i m a t" nennen. Es ist bemerkenswert, wie diese e i n e große Landschaft unseres im Anfang allzuschnell und überstürzend, geradezu eruptiv gewordenen Industriegebietes sich in der Zeit nicht einmal eines Jahrhunderts die ihr gemäße Kultur geschaffen hat und noch im Begriff ist, sie zu schaffen.

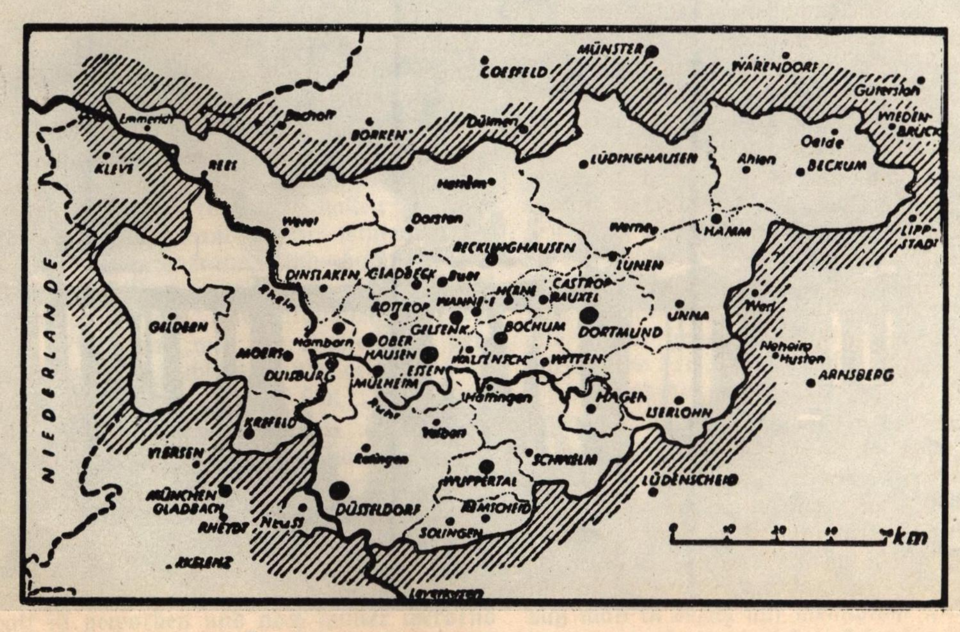
Es gibt das Z w i s c h e n l a n d, da, wo die Industrie vorstößt in die ursprüngliche bäuerliche Landschaft. Da stehen die Ruinen einstiger Ziegeleien, die ihren Zweck erfüllten und verfallen sind. Formlos hochgezogene Häuser an nur geplanten und nicht ausgebauten Straßenfluchten machen in der Vereinzelung mit ihren toten Seitenflächen den Eindruck der Verlassenheit, und die übriggebliebenen alten Bauernkaten neben den ungepflegten sterbenden Obstbäumen haben jeglichen Zusammenhang mit dem umliegenden Land verloren. Holzbaracken hier und da, Eisenbrocken, Trümmer allenthalben, vor allem nahe der Eisenbahnstrecken, wo die Bomben des Krieges Verheerung angerichtet haben ... Und wer nach Jahresfrist oder wenigen Jahren wieder einmal in die Gegend kommt — ob bei Oberhausen oder Dortmund, Hagen oder Moers — sieht primitiv umzäunte Gärten mit Gemüse und Blumen, sieht Elternpaare, gemeinsam in den Gärten und den Höfen arbeitend, sieht vor allem Kinder spielen und sieht unter dem Himmel mit seiner Sonne oder seinen Wolken w e r d e n d e



Rheinhausen am Niederrhein.

Heimat. Wir fuhren gleich nach dem Kriege gegen den Herbst hin über Essen, Langendreer, Dortmund hinaus und sahen an den Bahnstrecken her in schnell angelegten Gärten mehr Blumen als sie in Bauerngärten abgelegener Dörfer zu finden sind. Und wir standen unter dem wolkigen Qualm der Schlote vor dem Hintergrund der schwarzen Zechenbauten und sahen in der Bergwerkssiedlung Kinder spielen und Familien miteinander leben und wußten unter dem sonnabendlichen Himmelsrot Hölderlins Wort auch hier anzuwenden: „Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf; unzählig blühen die Rosen, und ruhig scheint die goldene Welt ...“

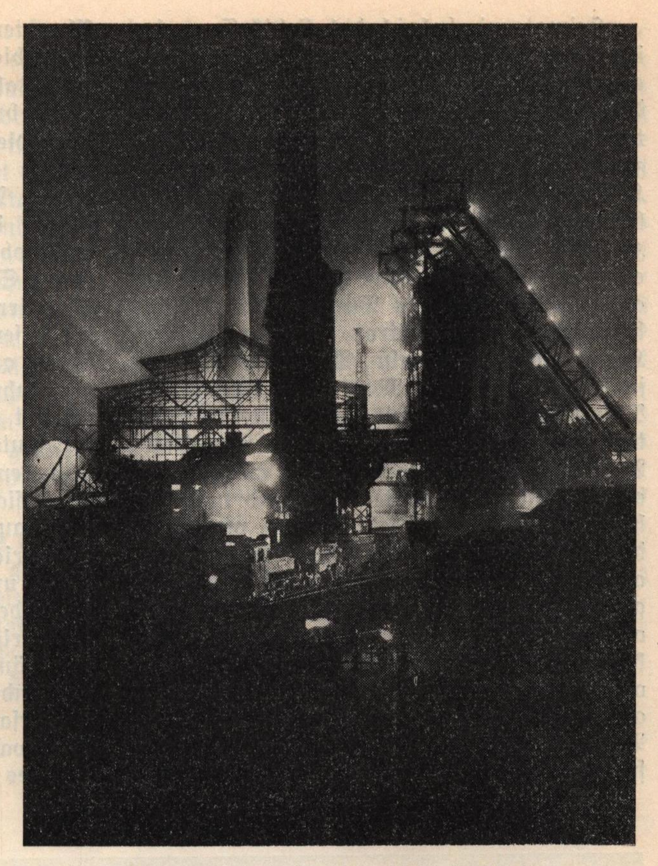
Es wäre aber — wenn wir uns abwenden von den Bildern der Kriegszerstörung und der Schutt- und Trümmerhaufen der Nachkriegszerstörung durch die Demontagen — nicht nur von der „Heimat“ sondern auch von der Schönheit dieses Landes zu reden, von den Bildern, in denen sich fast wie in beabsichtigt symbolischer Weise die wesentlichen Merkmale zusammendrängen, zu manchmal wahrhaft faszinierender Prägnanz. Noch gehören ja auch die hohen Halden und die qualmenden Schlote zu dem Gesamteindruck. Sie werden eines Tages von der technischen und chemischen Entwicklung überwunden sein. Wer einmal Gelegenheit hatte, beispielsweise von der Meisenburger Höhe zwischen Kettwig an der Ruhr und Essen aus (vor dem sich weit hinter dem Rhein und der Moerser Gegend hinziehenden Horizont) das Gesamtbild der Industrie von Duisburg, Krefeld-Uerdingen, Rheinhausen, Oberhausen, Mülheim, Essen mit den Gasometertürmen, Riesenkranen und allen Requisiten bloßen Auges oder durch das Fernrohr zu schauen, wird den Eindruck kaum vergessen. Die abendlichen Silhouetten etwa bei Gelsenkirchen, Schalke, Recklinghausen- oder, mit der Ruhrlandschaft als Hintergrund, bei Hattingen, Wetter, Schwerte, sind wieder und wieder von ganz eigenem Reiz. Wer den Kanalhafen bei Wanne-Eickel oder Gelsenkirchen, überhaupt die Eindrücke des Rhein-Herne und des Dortmund Ems-Kanals und vor allem des mit Verladebrücken aller Art und Größe, Kais und Bahnen und Schiffen aller Formationen her und hin gekennzeichneten großen Binnenhafens der Welt Duisburg-Ruhrort — und erst recht an einem diesigen Novembertag erlebt hat, der weiß, wie auch die Bilder in ihrer Besonderheit schön und vielfach überraschend sind. Man könnte von der Romantik der Ruhrlandschaft auch im Hinblick auf die industriellen Anlagen reden: vom Farbenspiel, wie man es bei einer nächtlichen Fahrt auf den großen Bahnhöfen erblicken kann, wenn die vielen Lichter in dem Wechselspiel der Signale bunter wirken als ein Krokusbeet im Frühling. Feuersglut des ausgepreßten Koks, der wie aus Käfigen befreiten wilden Feuertiere mit dem zischenden Atem, der aufwölkt, wenn der kalte Wasserstrahl hineinspritzt. Ein Bild Rheinhausens bei Nacht: wenn die Lichter wie Fontänen



Das Gebiet, das dem Ruhrstatut unterworfen ist.

aufsteigen und in das Dunkel sprühen und sich wiederum wie ein Gleichnisbild des Friedens in der wie ruhenden Fläche des breiten Rheinstromes spiegeln. Staunen wir nicht über den scheinbar so leichten Schwung der Rheinbrückenbogen, sodaß einer meinte, sie seien wie ein gefrorener Wasserstrahl hinübergewölbt?

Dies alles *ist* Kultur, der Begriff der Industrie birgt sie in sich. Man könnte Namen nennen, viele Namen von Künstlern jeder Art, die aus diesem Industriegebiet, dem „Kohlenpott" hervorgegangen sind: Maler, Musiker, Dichter ... man könnte erzählen von Theaterbauten, von Theaterspiel und führenden neuzeitlichen Bewegungen, von Konzerten und Konzertsälen, von „tönenden Kathedralen", wie wir sie mit *uralter und ganz neuer* Musik erlebten, von Gemäldesammlungen, Folkwang- und anderen, von Kostbaren Sammlungen französischer Impressionistenkunst, von Werken van Goghs und Daumiers ... internationaler Kunst, die sich die großen Städte angelegen sein ließen ... und davon, was trotz des Krieges, trotz der Hemmungsbestrebungen im Wiederaufbau, auch auf dem Gebiet der Kunst bereits geleistet wurde ... Vielleicht wohl auch, daß die Menschen der hochgetriebenen Vernunftkonsequenzen und -potenzen heute mehr als je den Ausgleich brauchen, daß wir in Verbindung mit der Kultur vielfach eine innere Gesundung geist-seelischen Lebens erkennen dürfen ... Immerhin: wo ist die wahrhaft helfende soziale Idee zur Zeit stärker wirksam, auf dem Lande oder in der großen Stadt? Die großen Städte haben jene schweren Krisen vielleicht schon überwunden, indes das Land noch inneren und äußeren Umgestaltungen entgegengehen wird. Ich glaube, Hans Carossa war es, der jüngst die großen Städte in der eben angedeuteten Hinsicht lobte. Was an Einrichtungen für Sport und Gesundheit, an Kampfbahnen zudem und an Freibädern, Stadien usw. in der Zeit seit etwa 1924 geleistet wurde, ist kaum anzudeuten. Sportfreudigkeit gehört zum Wesen des ruhrstädtischen Menschen, und es mag nicht übersehen werden, daß sie ein in mancher Hinsicht gemeinschaftsbildender Faktor geworden ist.



Oberhausen: Gute Hoffnungshütte bei Nacht.

Und bedeutet etwa Natursinn etwas anderes als „Kultur"? Als auf dem Lande die Mundart merklich zu schwinden begann, da wurde man in die Außenbezirke der großen Städte gebeten, in denen sie an den traditionellen „Stammtischen" und überhaupt gesprochen und gepflegt wurde, um über sie zu sprechen. Hermann Hagedorn — um nur einen der Mundartdichter des „Reviers" zu nennen, weiß in niedersächsischer Sprache vor allem den Herzenston zu finden:

„Hi'e es min Riek (Reich)
Sowiet ick kiek! (sehe)
Wo rondöm roe Füe (Feuer) flammt,
Schachräe (räder) ruuscht on Kolwen stampt,
Maschinen schnuuwt on Iser dröhnt,
Van Rollen on Stöten dä Aere stöhnt ...
On hooge öwer dät Gewemmel
Steht dänn Hemmel ..."

— — — — —

„Vader sengt ...
Moder sengt ...
Heeme (Heimat) wat häw ick di leiw ...!"

„Heimat, wie hab ich dich lieb!" Es wohnt im Ruhrkohlenland noch ein vielfach landeigenes Volk, und man wird wohl wissen, daß man die Arbeiter- und Bergmannstradition in gerechtem und anerkennendem Sinn zu ehren hat ... in jener weiten Heimat des Hellweg, den schon Karl der Große befestigen ließ und der die frühen Franken und Sachsen zwischen Paderborn und Aachen bereits miteinander verband. Jene neuen Städte sind alle sehr alt, alle aus Burgen oder Klöstern hervorgegangen: Bottrop, Datteln, Haltern, Herne, Lünen, Schwelm, Wetter, Witten und jenseits des Rheines Moers und Krefeld und München-Gladbach, mit welch letzteren Städten das Präludium der grotesk gewaltigen Arbeitssymphonie beginnt. Wer weiß, ob die alten Stätten mittelalterlichen und noch früheren Lebens noch da sein würden, wenn nicht die große Sorge um das Bestehende durch das allzuschnell vordringende und sich durchzwingende Neue gestärkt worden wäre. Wer weiß, ob wir dann die Wacholderbestände der Borkenberge bei Haltern, nicht weit vom Stausee, ob wir die Wasserburgen der Ebene und jene alten Höhenburgen noch hätten, die aus dem Waldgerausch der Ardey- und der Haarstranghöhen hervorragen! Wieviel Quadratkilometer an Grünflächen in unserm Industriegebiet entstanden sein mögen! Und wieviel Wald von einst ward noch erhalten. Noch jüngst brachte die Zeitung einen Bericht, nach dem die Schulkinder Hunderttausende von jungen Waldbäumchen gepflanzt haben ... Unsere Wald- und Baumanlagen sind Heimstätten der Singvögel geworden, und wer weiß, ob nicht heute schon die Nachtigall mehr in der Stadt als auf dem Lande zu finden ist! Man irrt sich aber, wenn man glaubt, etwa der Eisen- oder Straßenbahn oder dem Omnibus aus (über das ganze Industriegebiet der Ruhr und des Bergischen Landes erstreckt sich seit gut einem Jahre ein förmliches Netz der Autobusverbindungen) nur Häuser und Fabriken zu sehen. Wer nicht bekannt ist, der macht sich kaum eine Vorstellung davon, wieviel Bauernhöfe, alte und neue, er mitten im Industriegebiet antrifft, wieviel Garten-, Wald, und Wiesen- und vor allem Ackerland zu beiden Seiten seiner Wege liegt. Unser Industrieland ist in der Tat einerseits ein durchhämmertes und durchdröhntes Gelände und andrerseits gartenbunt durchsungen und wäldersangdurchklungen, in dem frohe Menschen wahrhaft heimatlich zuhause sind. Man kann es zudem erleben, daß man aus dem



Am Stadtrand von Essen.

Eisenbahnabteil links die lieblichsten Idylle des Ruhrtals schaut und auf der anderen Seite rauchende und sich türmende Industrie. Das Hohensyburgdenkmal blickt auf den großen Hengsteysee und darüber hinaus in weitgedehnte Fabrikanlagen. Und nicht zuletzt singen wir dem unteren Ruhrtal den Preis, dem Baldeneysee bei Essen und Kettwiger Stausee, der fast unberührten Landschaft des Flußtals und dem weitgeschweiften fruchtbaren Hügelgelände. Vielleicht wird auch einmal die Zeit wiederkommen, da die Flüsse und Bäche wie einst rein und klar als „Lebensquellen", die sie dem wochenendpflegenden Industrie- und Großstadtmenschen bedeuten, zwischen blumigen Weiden und grünendem Ufergebüsch im heiteren Wellenspiel den Himmel spiegeln dürfen!

Schafft Arbeit Freude? Wie würde Freude ohne Arbeit sein? Wir haben viel gelitten, nur eines nicht verloren: den gemeinsamen Willen des Wiederaufbaus. Und Stadt und Land wissen sich mehr verbunden, als es oft genug den Anschein hat. Schön sind die Bilder der nahen sommerlichen Garbenfelder vor den Kokereien mit ihrer abendlichen Feuersglut und des pflügenden Bauers im Schatten von Fabrikanlagen. Der Bauer weiß es, daß er ohne die Produkte der Industrie nicht bestehen kann. Auch die Industrie schafft „Brot", die Lebensgrundlage für Millionen. Trotz großen Zuzugs aus allen Gegenden Deutschlands und des Kontinents lebt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet noch bodenständige und mit der Zeit bodenständig gewordene Bevölkerung — in diesem Land der Arbeit, das so deutsch ist wie die nahe walddurchrauschte sauerländische Berg- und Waldwelt und wie die weiten Ebenen Niedersachsens nach Norden hinauf nur sein können, in dem sich die Menschen in Zufriedenheit wie Unzufriedenheit, wie es nun so auf Erden ist, heimatlich verbunden fühlen. Die Bedeutung dieser Heimat im europäischen Zusammenleben ist uns sehr bewußt, und die Wertschätzung und das Interesse an dem Industrieland um Rhein und Ruhr haben wir in der Weltpolitik der jüngsten Vergangenheit vielfach erfahren.



Essen; Ruhrtal mit Baldeneysee.

Erinnerungen an die bergische Heimat

Zwischen Ruhr und Sieg

VON ERICH BOCKEMÜHL

Wenn der Vater erzählte, gestaltete sich die Bergisch-Oberbergische Landschaft vor unsern geistigen Augen, wie ein romantisches Phantasiegebilde als das Gelobte Land! Ich war ein kleines Kind, ohne Erinnerung an Ort und Zeit, als ich mit den Eltern auf die Ruhrhöhen auf Essen zu verzog. Es ist sechzig Jahre her, daß wir in unsern Stuben daheim Eckbretter für die Lampen hatten, kleine Zierständer auch, die mit Kiefernzapfen und -schuppen geschmückt waren, die es in dieser Art bei uns nicht gab. Der Vater war in der Heimat gewesen und brachte Ranken des zarten Schlangenmooses, Bärlapp, mit, die er um das Bild seiner Mutter legte, das über unserm Sofa hing, jene blasse Photographie der leidensvollen frühverstorbenen Frau, deren Familiennamen ich in Eckenhagen in der Kirche fand, wo ihr Vater (und ihr Bruder wohl auch) Pfarrer gewesen waren, unserer Großmutter die auf Grund des Lehrerdaseins jener Zeiten sehr arm in Bonn in der Klinik sterben mußte und deren Gesichtsausdruck vereint mit dem, was der Vater erzählte, die Ursache dazu war, daß mir lange Zeit der Name „Emilie“ mit einem Schimmer von Heiligkeit umgeben war. Der Vater erzählte gern und viel: auch bei uns gab es Flechten, die wie zarter Silberschmuck an den Bäumen klebten, aber solche nicht, die wie Ziegenbärte von den Fichtenzweigen niederhingen; Bartflechten mit Namen. Auch bei uns gabs Bäche, aber solche mit Krebsen und Forellen drin, die man fangen durfte, wo man wollte (wenigstens so glaubten wir), nirgendwo. Kühe gab es bei uns mehr als dort, Kleefelder auch, auf denen wir sie hüteten, aber jene großen Halden, jene Anger nicht, auf die hinaus die Kühe und Schafe des ganzen Dörfchens dem Hirten folgten. Beeren gabs in unsern Wäldern auch, Heidelbeeren, Walderdbeeren — aber keine Preißelbeeren, deren uns Jahr um Jahr der Postbote einen Korb voll brachte, deren Herbheit wir in Wohlgeschmack verwandelten um des Gelobten Landes willen, aus dem sie kamen. Ein Hülsenstrauch als Weihnachtsbaum, der bis Ostern in der guten Stube stehen blieb mit Rosinen an den Spitzen der im Licht der Kerzen glänzenden Blätter? Was wunder, daß der Stall von Bethlehem irgend dort im Phantasieland unserer Kinderträume an einem Waldrand auf der Heide lag, wo Wacholderbäume wuchsen. Und der Großvater mit dem langen weißen Bart, den wir Jahre hin nur von einem Bilde her kannten, der Fahnen malte und allerlei Künste liebte und alles andere war als ein guter Ackerbauer, was er als Schulmeister auf dem Lande damals hätte sein müssen, um der Krankheitsnot im Hause zu begegnen, war uns im Milieu der weihnachtlichen und mancherlei fremden Dinge längst schon zur patriarchalischen Gestalt geworden.

Und eines herbstlichen Sommertages in den großen Ferien zogen wir mit unserm Vater aus, mein jüngerer Bruder, zwei Kameraden und ich, um in dies Land der Verheißung über die Wupper und die Dhün hinaus bis fast zur Sieg zu wandern. Die Müngstener Brücke ging ihrer Vollendung entgegen, der weite talüberspannende Bogen war bereits gewölbt. In Unterburg gabs Bretzel. Auf der Oberburg war uns nichts so wichtig, als die Stelle aufzufinden, von wo der Ritter, das Gottesurteil bestehend, auf seinem mutigen Roß den Fels hinuntergeritten war und auf der anderen Wupperseite ohne Schaden davontrabte. Forsbach, Hoffnungstal, heute vom großstädtischen Wesen Kölns erreicht, waren abgelegene stille verschwiegene Dörfchen. Im Königsforst sahen wir in früher Morgenstunde ein Rudel Hirsche über die breite Landstraße hinüberwechseln. Es war für unsere jungen Beine eine vielfach mühevolle Wanderung, deren Beschwerlichkeiten wir im Sonnenbrand auf langen Straßen gern ertrugen um des Landes willen, das wir liebten, ehe wir es kannten. Wir waren auch in Bickenbach, wo ich geboren bin, wohnten in der sogenannten „Papiermühle“ im Tal der Leppe, die als breiter Bach gleich an unserm Haus vorbeifloß ... die Erinnerungen aber verwischen sich mit vielerlei Erlebnissen anderer Wanderungen, deren Haltepunkte und wechselnde Ziele sich auf Namen weiter Teile des Bergischen und Oberbergischen Landes beziehen. War es nicht so, daß wir uns immer wieder wie zu Hause fühlten?

Um des Vaters willen, dem das Land ans Herz, ins Herz gewachsen war? Wer aber sind wir selber, die wir die Vorigen und die aus uns Kommenden in uns tragen, in unserm Wesen, unserm Blute, die wir nie doch nur wir selber sind? Es war Jahrzehnte später, als ich einen Bart trug, als mich in Odenspiel hoch auf dem Berge eine alte Frau ansprach und nach meinem Namen fragte. Sie habe mich seit Tagen schon beachtet, an Gesicht und Bart, Wuchs und Gang erkannt, sie sei bei meinem Großvater als kleines Kind zur Schule gegangen. Ich bin den steinigen Buschwald-Weg nach Denklingen hinabgewandert und habe schließlich in der Gastwirtschaft den alternden Wirt, der mich nicht aus den Augen ließ, gefragt, ob er mich zu kennen meine. Ja und nein ... Mein Großvater habe hier gewohnt, und da nannte er meinen Namen und wußte mir vielerlei zu erzählen. Der Großvater war diese Wege gewandert, die ich nun ging. Er hatte — (und ich hätte er sein können) — hier und dort in den kleinen Kirchen die Orgel gespielt, hier und dort bei Festlichkeiten Reden gehalten ... ob er oder ich und mein Vater dazu, der auch hier und dort in dieser Heimat Lehrer war ... wir alle drei im einstmals gleichen Beruf ... von Nebendingen abgesehen sind wir irgendwie doch als Wir ein Ich, das in der und der Gestalt in dieser Heimat lebt. In wieviel Gestalten und Verwandten leben Teile meines Ich in dieser Landschaft, und wieviel Teile vieler Ichs aus dieser Landschaft leben heute noch in mir! Bergneustadt, waldumrauscht, Wiedenest mit seinem Wiesental, und wo oberhalb Wiedenests auf der rechten Seite des Baches der Höhenzug etwas zurücktritt, einige 100 Meter von der Landstraße entfernt, am Fuße des Berghanges, in der mehr als vierhundert Jahre alten bäuerlichen Siedlung, die noch heute unsern Namen trägt, ist die Wiege unserer Ahnen. Wie war es doch, als wir an jenem übermütigen Feriennachmittag in der Dorfwirtsstube das Buch entdeckten: „Adelsgeschlechter des Hauses Windeck" und wir vom Wein beschwingt es erwarteten oder gar verlangten, darin zu stehen und unsere Namen fanden, was uns zur Grundlage unserer ganzen Ahnenforschung wurde.

Eines Tages — es war Jahrzehnte schon vor dieser Zeit — wohnten wir im Heidedorf des niederrheinischen Landes. Wir waren aus dem Wuppertal gekommen, meine junge Frau und ich — und mir war hernach, als ob ein Glockenton aus einer unbekannten Ferne mich gerufen und gehalten hätte. Uns ward dies Land mit seinem Unendlichkeitscharakter und seiner Ewigkeitssymbolik zur neuen Heimat. Und wo die Kinder glücklich spielen, fühlen sich die Eltern schon um ihrer Kinder willen bald zu Hause. Mag die Ebene Urlandschaft sein und die Heide das Sinnbild der Besinnlichkeit und Einsamkeit ... es ist doch und doch wiederum auch der Berge vielgestaltiges Erlebnisbunt. Wir standen mit dem Freunde, der den Wagen halten ließ, auf der Höhe über Engelskirchen und dachten, im Schwarzwald sein zu können. Wir saßen in Ründeroth auf dem Hohen Stein und schauten ins Tal ... und ich schaute in eine mir von meinen Eltern her belebte Vergangenheit. Wir schritten still im Mondscheinabend, als sich die Nebel aus dem grummetduftenden Wiesental hoben, durchs Bickenbacher Leppeltal und tranken uns am sonnigen Nachmittag im Park am „Nusseheckche" mit Moselwein die Heimatgrüße zu und wanderten, zwei nach versorgter Zeit erfrischte Menschen, um die Odenspieler Kirchturmhöhe hin und her und freuten uns der Blicke hin zur „Silberkaul" und in die ferne Bergwelt. „Kühlbach" — kann es für die heiße Sommerzeit einen schöneren Namen geben? Durch das Wiesental der Strießhart führt noch heute der Weg dahin ... Mir ist der grüne Friede stiller Wiesentäler lieb. Tannenwaldwände, wie sich voreinander schiebend, grenzen diesen Frieden ein, und ein paar uralte hohe Fichten senken wie segnend ihre Arme nieder. Jenseits ein Reh, und man sieht die weiße Fee, die dem braunen Tier über Kopf und Augen streift. Hier könnte ein Altar der heiligen Naturverehrung stehen, über dem die unsichtbaren Geigen himmelferne herzensnahe Lieder spielen. Die hohen Berge sind wie fernes Donnergrollen, so würde Freund Hermann Hagedorn aus dem Sauerland auch von dieser Landschaft sagen ...

Heimat sind die Dinge nicht, Heimat ist die Beziehung, die wir zu den Dingen haben ... „Heimat" ist „Seele". Und das bedeutet, daß uns die Dinge selbst zu Bild und Sinnbild werden. Heimat hier und Heimat dort im Wechselspiel? Heimat der Seele, in der die Ebene sich unendlich breitet und sich das Abendrot im unbegrenzten Raum der Ewigkeit verspielt. Heimat der Seele, in der die Berge mit den Wäldern dionysisch rauschend in die Himmel brausen, indes die Wiesentäler in den Gründen in die Musik der unbegrenzten Sphären lauschen ... aber wie ich meinen Vater, der nicht tot, wenn auch verstorben ist, liebe, so liebe ich das Land, in dem auch ich geboren bin, zu dem ich — und im Aelterwerden immer mehr — im Herzen Sehnsucht trage.

Die grosse Reise

ERZÄHLUNG VON EBERHARD MOES

Was hier Eigenartiges von dem Kohlenhauer Johannes Brerup erzählt wird, dessen Nacken von dreißig Jahren Untertagearbeit auffallend in den Rücken gewachsen war, sodaß der Fünfziger schon krumm und alt wirkte, hat mit ihm als Bergmann nur wenig zu tun. Vielmehr halten wir seine private Gestalt, wenn man so sagen darf, für ungewöhnlich genug, um das, was ihm widerfahren, zum Mittelpunkt einer nicht eben alltäglichen Geschichte zu machen.

Seit Monaten hatte Johannes Brerup wachsamen Auges vor Ort die gebrochene Kohle durchforscht, ob sich nicht ein größeres Stück ohne Risse und Schichtung finden ließ, und als er es endlich, hart fast wie Stein, am Ende einer ermüdenden Nachtschicht mit dem Abbauhammer aus dem Stoß gelöst, wickelte er die schwere Kostbarkeit sorgsam in seine Jacke. Dem Pförtner am Zechentor, seinem Freund und Nachbarn im Siedlungsblock, der die Absicht seit langem kannte, nickte Johannes Brerup nur zu, einen Spalt die Verdeckung lüftend und aus den kohlenstaubuntermalten Augen, die seinem schnurrbärtigen Gesicht fast etwas Slawisches gaben, glücklich strahlend.

Zuhause aber auf dem Linoleum des Küchentisches ging in den nächsten Wochen ein emsiges Hämmern und Feilen und Schaben vor sich, sehr zum Kummer der sauberkeitsbedachten Frau Wally, deren einfacher Sinn den Fantastereien des Mannes nicht zu folgen vermochte: unter seinen schwarzen Händen schälte sich nämlich stäubend ein sonderbarer Schiffsrumpf heraus, ähnlich der entenhaft hoch gebauten Form einer mittelalterlichen Kogge. Wolfgang Brerup, ihr einziger, jetzt fünfzehnjähriger Sohn, der bereits auf der Hängebank am Förderturm arbeitete, hatte sich mit seiner Briefmarkensammlung auf das Fensterbrett zurückgezogen, von wo er immer wieder zum selig werkenden Vater hinübersah.

Er wird den Augenblick einer plötzlichen, wie abgeschnittenen Leere nicht vergessen, die eines Abends die Geräusche auf dem Küchentisch jäh beendete. Das Kohlenstück war dem Fleißigen unerwartet mittendurch gesprungen, und die Augen des Jungen hingen erschrocken an den engbuschigen Brauen und dem strichschmal gewordenen Mund des Vaters.

Der Sohn wird auch die Kümmernis nicht vergessen, die über das dunkle, wie zusammengestauchte Gesicht des Vaters fiel, als er sagte: „Ja, so birst zu irgendeiner Stunde jedem von uns das Schiff unter den Händen, das er sich verwegen baut. Aber glaub mir, es ist schon ein kleiner Reichtum, etwas jenseits des Täglichen zu begehren. Die Segel setzen muß man können, das Ankommen ist weniger wichtig."

Wolfgang Brerup mußte den, der so sprach, bewundern, den kleinen Kohlenhauer mit den verschrumpften Gliedern und den von der Arbeit gefalteten Zügen, dessen Fantasie aus einer längst verwichenen kurzen Wirklichkeit buntgefriedrig und sehnsuchtsvoll immer neu aufstieg. Er bewunderte ihn, obwohl er dessen Sohn war; denn im allgemeinen sind die Söhne klüger — wie es die Väter einst in dem Alter nicht weniger waren.

*

So aber sah die Wirklichkeit aus, die Johannes Brerup vor Jahren aus dem Gleichmaß seines bisherigen Lebens gehoben hatte: Der erste fürchterliche Krieg unseres Jahrhunderts hatte in einer undurchsichtigen Laune den Bergmann zum Schluß noch auf die See geholt, hatte ihn an Bord eines schwarzen Minensuchbootes als Stoker niedergesetzt und ihm in wenigen wechselreichen Monaten die unbegreifliche Gewalt des Meeres vor die Seele gerückt. Weit hatte der die dunkle Enge Gewohnte die Fenster seines Herzens aufgestoßen und den Rhythmus des ungezähmten Wassers in sich eingelassen, das heute schmeichlerisch träge sein konnte und morgen furchterregend, das immer der Welt lauerndes Ende vorzuweisen schien.

Es waren nur ein paar Dutzend Seemeilen, die das Suchboot hinauslief in die Deutsche Bucht, genug immerhin, daß die Küste und die Inseln in einem glasigen Licht wegtauchten

und rings ein Durcheinanderschwingen von Wolken und Wasser geschah. Jede Welle aber wurde dem nach Unendlichkeit Hungrigen zum Ton aller Meere.

Nie, wenn Johannes Brerup später von dieser Zeit erzählte, sprach er über den Krieg oder die Minen, die sie aufspürten, nie auch von der Härte des Lebens an Bord; die Härte war er gewöhnt, sie hatte nur eine andere Art auf See. Immer aber, sooft etwas den Riegel von seinem Herzen wegzog, überkamen ihn staunende Gedanken, deren Kreise die Ewigkeit des Meeres und die der tief schlafenden Kohle geheimnisvoll umschlossen. Denn die Ewigkeit ruhte in beiden, groß und schwer und voll verborgener Kraft. Das erkannte Johannes Brerup ergriffen.

Es wirkte weiter in ihm, auch als er längst wieder in den heimatlichen Schacht einfuhr, es veränderte ihn und die eng gewordene Ehe von Grund auf; mitunter drohte sein Dasein aus den Fugen zu geraten. Dann saß er oben auf der steilen Halde und blickte in die rauchende, abendgraue Stadt hinunter; sobald die Linien sich zu lösen begannen, die Schlangen des Qualms und des Nebels in Bewegung gerieten, tauchte das Draußen vor ihm auf, die sausende Weite der See, die maßlose, ungezügelte Luft.

Johannes Brerup wurde mit jeder Woche stiller, etwas ballte sich in ihm zusammen. Wohl verfuhr er seine Schichten pünktlich, aber mitunter, wenn sie auf den Gezähekisten beim Buttern saßen, konnte er in eine Abwesenheit verfallen, die über die Zeit der Pause hinaus anhielt.

Eines Tages war es dann in ihm reif geworden. Johannes Brerup packte seinen Rucksack, ohne ein Wort zu sprechen, warf ihn über die Schultern, tippte an die Mütze und ging aus der Wohnungstür. Frau Wally hatte sich abgewandt, nur der Sohn, der damals achtjährige, braunschopfige, stellte ahnungsvoll die Frage: „Wohin gehst du, Vater?" — „Auf Urlaub", war die kurze Antwort, dann fiel die Tür ins Schloß.

Es hieß, Johannes Brerup sei in Bremen gewesen, manche behaupteten sogar, in Rotterdam. Er selbst hat nie etwas erzählt. Jedenfalls tauchte er nach zwei Wochen wiede zuhause auf, kaum daß sein Urlaub verstrichen war, und es schien eine Verwandlung mit ihm geschehen. Nicht weil er keinen Rucksack mehr hatte, auch keine Uhr mehr. Eher weil er noch schweigsamer, noch unzugänglicher geworden war. Frau Wally wußte sich keinen Rat, sie flüchtete zu ihren Eltern; den Wolfgang nahm sie mit.

Und nun begann etwas anderes. Johannes Brerup beschaffte sich dickklotziges Lindenholz, er beschaffte sich Schnitzmesser. Und unter seinen nicht ungeschickten Händen entstanden Schiffsrümpfe aller Art. Er ließ sich Zeit. Mit unendlicher Sorgfalt leimte er dann die Decksaufbauten zusammen, bastelte er an der Takelage. Das erste Modell brauchte ein Jahr, und seitdem baute er jedes Jahr ein hölzernes Schiff, in langer Serie füllte dieses Tun die Stunden seiner freien Zeit.

Doch das war nicht das Wichtige, auch nicht, daß seine Frau bald zurückkehrte und den schlingernden Haushalt wieder in ihre festen Hände nahm. Aber neues ergab sich: Der Sohn Wolfgang saß oft brennenden Blicks Stunden um Stunden neben dem schweigsam Bastelnden, und dem wurde die Anwesenheit des Jungen immer notwendiger, der einmal sogar zu fragen wagte: „Vater, wohin wird das Schiff fahren?"

Wider Erwarten wurde ihm eine freundliche Antwort: „Tief in den fernen Süden, mein Junge, wo Neger sind oder Halbschwarze und Palmen und viel Sonne".

„Der Kapitän bist du selber?"

„Gewiß".

„Dann gehst du an Land und erlebst ein aufregendes Abenteuer. Erzähl es mir, Vater!"

Wahrhaftig, Johannes Brerup erzählte eine geheimnisvolle Geschichte von einer schönen weißen Frau, die in die Hände von schwarzen und gelben Verbrechern geriet. Es ging um den Besitz von Diamantenminen, und ein überaus kluger Orang-Utan, der in das Negerdorf vordrang und die Wächter verjagte, mußte mithelfen, die weiße Frau am Ende zu befreien. Stolz geleitete sie der Kapitän, also der Vater, auf sein Schiff.

„Und das ist dann die Mutti, gelt?"

Da schickte Johannes Brerup seinen Sohn ins Bett. Jedoch Kinder sind hartnäckig, und aus dem einmaligen Nachgeben wurde binnen kurzem ein Brauch, den Wolfgang mit Energie durchzusetzen suchte. Nicht ohne Erfolg. Die Fantasien des Vaters zauberten eine sonnige, farbenprächtige Welt in die kleine Wohnung, wie sie auf den verführerischen Plakaten der Reisebüros zu sehen war: mit herrlich blauem Meer und weißen Küsten, mit fremdartig malerischen Städten und luxuriösen Hotels. Sie waren beide glücklich. Ohne Verabredung behielt der etwas überwüchsige, langgliedrige Wolfgang, dessen herbe Züge häufig durch sein weiches Träumen gemildert wurden, alles Erzählte für sich, niemand erfuhr je von dem, was in Worten und Mienen zwischen ihnen beiden auflebte, nicht einmal die Mutter.

Die Jahre liefen ihre Skala hinauf, Wolfgang wurde kräftiger und breitschultriger, der Vater eher kleiner, wenigstens schien es dem Sohn manchmal so. Dann kam das mißglückte Experiment mit dem Block Kohle, der nicht zur Kogge werden wollte, und diesmal erzählte Wolfgang, da sie sich abzuwechseln gelernt hatten, von einem Schiff auf dem Ozean, wie es im schwefligen Sturm plötzlich auseinanderbrach und die Menschen schreiend in die Fluten rollten. Ganz genau malte der Sohn sich aus, welche Gedanken solche Ertrinkenden haben mochten und welche Möglichkeiten ihnen in den wenigen Minuten blieben, zu handeln, einander zu helfen oder auch sich schurkisch zu benehmen. Der Vater erschrak vor der logischen Klarheit.

Ihm wurden die Träumereien fast zur Wirklichkeit, und das Alltägliche milderte sich unter den bunten Schleiern. Nur die Arbeit vor Kohle behielt ihre starken Züge. Sie war ihm der andre Pol, von hier flog er auf zu den fremden Gestaden. Kohle macht denken. War das Flöz nicht selbst vor vielen tausend Jahren ein solches Gestade? Immer legt sich Fremdes darüber, auch bei den Menschen, und duckt die Kraft; aber sie schläft nur, die Kraft, sie ist noch da, eingezwängt zwischen Gestein, eingezwängt von den grauen Massen des Lebens. Bloß die See, die stiebende oder metallblanke, immer gewaltige See ist frei.

Jahrelang konnte man ihr Abbild schnitzen, jahrelang von ihr berichten. Und jahrelang konnte der Sohn, der aufblühende, die Kunde in immer neuen Formen in sich trinken, mit glänzenden Augen.

Doch dann kam der Tag, an dem Johannes Brerup heftig erschrak. Plötzlich stand Wolfgang vor ihm, einen Rucksack über den Schultern, die blaue Schirmmütze tief in der Stirn. Auf der Türschwelle tippte er mit zwei Fingern an die Mütze.

„Wohin gehst du?" fragte beklommen der Vater.

„Auf Urlaub", antwortete der Sohn und zog hinter sich die Tür zu.

Aber nach zwei Wochen kehrte niemand zurück, und auf der Förderbank half fortan ein anderer die Hunde aus dem Korb ziehen. Die Mutter weinte oft.

Von dem Tage an schnitzte Johannes Brerup nicht mehr, und einmal, als seine Frau vom Einkaufen zurückkehrte, hatte er alle Modelle im Küchenherd verbrannt. Jetzt wußte er, daß er alt war, zu alt, um jemals selber noch ans Ausbrechen aus der Enge denken zu können. Es machte ihn verfallen.

Ein nettes, etwas blasses Mädchen mit übermäßig großen, dunklen Augen besuchte sie nun öfter. Petra glaubte fest daran, daß Wolfgang heimfinden würde.

„Ja, wenn er draußen Pech hat", ergänzte Johannes Brerup.

„Nein, auch wenn seine Taschen voll sind", wehrte sich das Mädchen, und es ging ein warmes Leuchten von dem Gesicht aus, die junge Brust hob und senkte sich mit den schweren Atemzügen. Auch in diesem Glauben lag eine seltsame Kraft verborgen, erkannte Johannes Brerup, und die Kraft machte das Mädchen schön. Wahrhaftig, jeder Schritt hatte sein Geheimnis, jeder Schritt eines jeden Menschen.

*

Nach einem Jahr geschah ein neuer Einbruch in des Bergmanns Leben, ein freudiger Einbruch, der die schleichende Resignation windstoßgleich verjagte. Die Post brachte einen Brief mit einer fremdartigen Marke darauf. Und der Brief war von dem Sohne Wolfgang. Er schrieb aus Kapstadt, dem tiefsten Punkt im südlichen Afrika, wohin ihn das Schicksal geweht hatte.

Das Jahr sei nicht leicht gewesen, schrieb Wolfgang Brerup, aber nun habe er das Bitterste überwunden, da er vor kurzem Aufseher bei einer Exportfirma geworden sei. „Die Welt, Vater, ist viel weiter, als wir immer geträumt, doch lange nicht so schön. Es fragt sich, ob der glücklicher ist, der den Weg hinaus findet, oder derjenige, dem die Sehnsucht eine Ferne nach seinem hemmungslosen Wünschen baut. Trotzdem gibt es staunenswerte Dinge, aber es gibt nicht nur diese. Das Erregendste und Mächtigste war die Fahrt über den Ozean, da weiß ich keine Worte. Häufig dachte ich an dich, Vater, und begriff, daß die See einen, den sie in der Seele aufgerührt hat, nicht wieder aus der Gewalt ihrer Größe entläßt."

Wie oft las Johannes Brerup diese Stelle, es wurde ihm dabei stets feierlich zu Sinne. Und dann folgte der eine Satz, der Höhepunkt des Briefes, die Verheißung: „Von meinem Geld lege ich immer etwas zurück, bis ich so viel haben werde, daß ich dir die Seereise hierher schenken kann. Denn eine solche Seereise ist dir, Vater, das Leben schuldig, ich will mich zu seinem Mittler machen. Habe nur Geduld, eines Tages ist es geschafft."

Fast andächtig klang da die Stimme des Bergmanns, und ebenso waren Petras dunkle Augen auf ihn gerichtet, die nun regelmäßig zu ihm kam. Ihr blasses, einsames Gesicht, hinter dem viele Empfindungen zu schwelen schienen, wurde ihm zum Spiegel seiner eigenen Gedanken, so daß, zwischen ihnen ein Einvernehmen heranwuchs, wie es früher nur Wolfgang dem Vater zu bereiten vermochte.

„Und wo stehen die Zeilen für mich?" fragte sie am Ende jedesmal, während ihre porzellanrosa Wangen um einen Schimmer rötlicher anliefen.

„Hier: Grüß Petra von Herzen, wenn sie dich besucht; sie hat es mir versprochen."

Die propere, fleißige und nachsichtige Frau Wally gewöhnte sich mit der Zeit an das seltsame Treiben der zwei; sie selbst hielt nichts davon, und sie wußte auch, daß ihre Gegenwart den Mann in seinen Fantasien nur hemmte, jetzt mit dem Mädchen genau so wie damals mit Wolfgang, weshalb sie sich meist im Nebenzimmer zu tun machte oder ins Kino ging oder sonstwie ihre Abwesenheit herbeiführte. Die Enttäuschung darüber, daß Johannes Brerup nicht mit ihr gemeinsam den Weg durch die Jahre suchte, hatte sie längst verwunden; ihre Natur war viel zu diesseitig, um sich mit Anfechtungen solcher Art zu beladen. Gram macht müde und alt, das sah die gesunde, etwas rundliche Vierzigerin bei andern Frauen, sie aber gedachte die Frische ihres fast faltenlosen Gesichts und den Glanz der sehr beweglichen, immer munteren Augen noch lange zu bewahren.

Johannes Brerup indessen füllte sein Leben jetzt mit zweierlei Zielen aus, die am Ende zusammenlaufen würden. Einmal verstärkte er im Schacht seinen Arbeitseifer und holte aus dem Gedinge mehr heraus als je zuvor; freilich, sein Lehrhauer und der Schlepper hatten nichts zu lachen, oft schalten sie ihn einen Wühler, aber am Lohntag nahmen sie gern die volle Tüte in Empfang. Mochte der Sohn am fernen Ende Afrikas für ihn sparen, er, Johannes Brerup, tat es hier genau so hartnäckig, denn er wollte nicht mit leeren Taschen die große Reise antreten.

Zum zweiten besorgte er sich aus der Stadtbibliothek Bücher über Afrika, und als er die vorhandenen Werke sorgfältig durchstudiert hatte, insbesondere die über den Süden des schwarzen Erdteils, machte er sich mit derselben Hingabe an die Literatur über den langen Reiseweg. Nach etlichen Monaten wußte er von der Küste Englands ebensoviel wie von Portugal und Lissabon, von Madeira und Las Palmas und was alles auf der riesigen Strecke lag, die er bald zurücklegen würde.

Wenn Petra ihn auf die Halde oder in den Stadtwald begleitete, erzählte er ihr unerschöpfliche Dinge, die er sich angelesen hatte oder die ihm zuweilen seine Fantasie eingab. Das Mädchen staunte aus einfältigem Herzen, und oft war es diesem an eine unklare Zukunft sich hängenden Wesen, als sei der schüttere Mann neben ihr bereits von seiner Fahrt zurückgekehrt und packe einen ungeheuren Reichtum an Gesehenem und Erlebtem aus. Hinter jedem Wort und jeder Geste aber klang ihr ein Ton, silberfein und doch voll heimlicher Gewalt, der wie ein fernes Rauschen jenseits des Sichtbaren zu liegen schien: die Sehnsucht nach dem geliebten Freunde am andern Ende der Welt.

Noch einmal, nach Monaten, schrieb Wolfgang Brerup, aber im Brief wurde seinem Vater auferlegt, mit keinem Wort und mit keiner Andeutung etwas dem Mädchen Petra zu sagen, von dem der Sohn nur wissen wollte, ob es noch an ihn denke. In wenigen Sätzen und recht unbeholfen bestätigte Johannes Brerup, wie es um Petra bestellt war; gehorsam hielt er sich aus dem zarten Gewebe, das zwischen den beiden gesponnen war, heraus, und nur seine forschenden Augen hafteten mitunter lange an dem wie durchscheinenden und von innen bewegten Gesicht des Mädchens.

Weiß der Himmel, woher es ihm dann zugesprungen war: unverrückbar saß plötzlich der Gedanke in Johannes Brerups Kopf, die Reise werde genau nach einem Jahr, vom Eintreffen des ersten Briefes an gerechnet, vor sich gehen. Immer sprach er davon, alles stellte er auf diesen Tag ab, seine vermehrte Arbeit im Schacht, sein Sparen, die als notwendig erkannten Anschaffungen. So zuversichtlich lebte das in ihm, daß selbst Frau Wally, die nichts aus ihrer Bahn zu drängen vermochte, allmählich den Termin in ihr Gedächtnis-Kalendarium aufnahm und auch Petra sich völlig in die Erwartung des Mannes begab.

Von nichts anderem mehr war die Rede. Wie von einem inneren Fieber ergriffen, fast schon losgelöst aus der Gegenwärtigkeit, in der er stand, schwang sich Johannes Brerup durch die Kette der Tage und Wochen; sein magerer Körper, von der selbstgewählten Ueberanstrengung immer knochiger werdend, rief die mahnende Sorge der Frauen herbei, aber er wollte davon nichts wissen. Eine verborgene Kraft schien ihm unversiegbar zuzuströmen und aus seinen Augen, diesen tiefen, glanzerfüllten, wie Kohle abgründigen Augen, strahlte ein mutiges Vertrauen, das die Falten des Gesichts überspielte und den zerwühlten Zügen einen eigentümlichen Reiz gab. Verstohlen musterte ihn in manchen Stunden Frau Wally, doch sie hatte keine Kraft über den Mann, und bisweilen erschien er ihr wie ein unheimlicher Gast, daß sie sich schnell und laut wieder ihren Dingen zuwandte.

Einzig das Mädchen Petra folgte ihm auf seinen steilen und verschleierten Pfaden. Auch in ihren Augen schwamm dann ein seltsames,

fast fiebriges Glänzen, nur war es von anderer Art; es wurde durch die ständige Ueberwindung des Schmerzes hervorgerufen, daß sie bei dem ganzen kommenden Geschehen lediglich zuschauen sollte, obschon es in ihr brannte, selbst zu jenem fremden Kap und dem, der dort lebte, aufzubrechen. Petra hatte sich so an den Schmerz des Entsagenmüssens gewöhnt, daß sie ihn unablässig gleich einem notwendigen Gift in sich sog. Die Wirkung war ein unbegreiflicher Schwebezustand ihres Inneren, aus dessen Abseitigkeit ihre Schritte neben die des vorauseilenden Mannes zu gelangen suchten.

Der mit ungeheurer Spannung erwartete Tag kam. Johannes Brerup ging nicht zur Arbeit, er trug seit dem frühen Morgen den dunkelblauen Feieranzug. Ehe Petra in ihr Büro ging, besuchte sie ihn auf einen Sprung, um seine Hand zu drücken und die Zuversicht zu fühlen, die ihn ganz durchdrang. Fast betrübte es sie, daß dieses Leben des verzehrenden Wartens und Träumens nun versinken sollte; es war ihr in den fremdartig erfüllten Monaten gleichsam zur Natur geworden und sie fürchtete eine Leere, wenn — aber nein, dann würde das andere sich erheben, das den Bogen vom Süden Afrikas zu ihr spannen und eine neue Entwicklung anstoßen mußte.

Als Petra gegen Abend — das Herz klopfte ihr wild — in dem Siedlungsblock die Treppen hinaufeilte, gewärtig, dem Neuen gegenüberzutreten, fand sie einen Johannes Brerup vor, der ihr mit deutlich gekünstelter Stimme sagte: „Heute traf der Brief noch nicht ein. Es ist ja eine weite Strecke. Man muß Geduld haben.“

Aber auch am nächsten und übernächsten Tag ereignete sich nichts. Johannes Brerup ging wieder zur Zeche, sein kurzer Nacken duckte sich ein wenig tiefer, und das Gesicht war steingrau übertüncht. Nachdem auch die ganze folgende Woche keine Veränderung gebracht hatte und die Seele des Bergmanns gefährlich düster geworden war, raffte das Mädchen Petra die Kräfte zusammen, und es zeigte sich ihre wunderbare Eigenschaft, unmerklich zu glätten und zu führen, was dem verwundeten Herzen des Bergmanns über die Maßen wohltat.

Ja, Petra war es, die eines Sonntagabends Johannes Brerup überredete, mit ihr in eine Gartenwirtschaft zu gehen, wo eine kleine Kapelle musizierte. Der Hauer trank ein Bier und einen Korn, noch ein Bier und noch einen Korn, und bei der dritten Auflage ließ er die Kapelle das alte Seemannslied „Mich rief es an Bord“ spielen, das er wehmütig mitsummte. Und plötzlich war Petra die Führung entglitten, sie merkte es erschreckt, denn Johannes Brerup, dessen Wesen in blühender Traumhaftigkeit versank, überrumpelte sie mit einem aufquellenden Erzählfluß, schwemmte die Grenzen der Umgebung hinweg, und die Eindringlichkeit seiner Fantasie war so stark, daß sich Petra von der sonderbaren Gewalt der Stimmung willig einfangen ließ.

„Siehst du, Petra“, sagte der Hauer, und er blickte an ihr vorbei in irgendeine Ferne, „da liegen die bunten Schätze der Welt wie auf dem Markt ausgebreitet, man braucht nur über den Markt zu spazieren, um sie zu haben. Indem ich sie sehe, gehören sie mir — da drin sitzen sie, tief in mir, und keiner reißt sie heraus. Das ist überhaupt die einzige, richtige Schatzkammer. Wozu brauchen wir Häuser und Land und edle Steine? In der Stunde des großen Abschieds müssen wir sie doch von uns trennen und den andern geben. Was aber, durch unser Auge zum Erlebnis verwandelt, da drinnen sich aufhäuft, das behalten wir, das nehmen wir auch nach dem großen Abschied mit uns, das brauchen wir nicht von uns zu trennen und andern zu geben.“

Petra überkam ein ergriffenes Staunen. Wirklich, der kleine verschrumpfte Kohlenhauer war unmäßig reich. Heute jagten die Gedanken einander, sie verschlangen sich unentwirrbar, dehnten sich im nächsten Augenblick behaglich aus wie ein Mensch im Liegestuhl — komischer Vergleich, daran hatte der Hauer schuld mit seinem tiefgründigen Reden, da verschob sich alles, als ob neue Gesetze des Denkens und des Seins aufstünden — aber Unsinn, sie hatte wohl auch ein bißchen Rausch, immerhin, schön war es. Herrgott, trug einen das fort, hinauf und hinaus. Bravo, Johannes Brerup, du bist ein prächtiger Kerl.

Wie, von Casablanca erzählst du und Santa Cruz? Von Freetown und Swakopmund? Johannes Brerup, du tust ja, als wärst du schon in Afrika gewesen. Sicher, du übertreibst und schwindelst. Aber entwaffnend schwindelst du, ich glaube dir alles aufs Wort. Wo sind überhaupt die Grenzen des Wirklichen, nicht wahr? Wer sagt denn, daß sie dort liegen, wo das Reich der Augen zuende ist!

„Weiß ich denn, ob ich nicht doch in Afrika war?“ setzte der Hauer in innerer Fühlung die Gedanken des Mädchens fort. „Ich glaube nicht, daß es nur das gibt, was ich anfassen kann. Indem ich die Vorstellung, ich sei dort gewesen, ganz fest in mich hineindenke, habe ich ja damit etwas für mich geschaffen, irgendeine Wirklichkeit, bestimmt nicht die, die gewöhnlich um uns ist, jedoch eine mit tausendfältiger Kraft und Verwandlung. Jede Kraft

aber muß Wirklichkeit sein. Jetzt legen wir gleich in Kapstadt an, im rauchigen, vieleisenarmigen Hafen. Da hinten steht der Tafelberg, der riesige, gleich einem oben abgeschnittenen Kuchen, meinst du nicht auch? Eigentlich müßte er mehr bläulich aussehen, der Berg mit seinen Schiefermassen, bläulich wie mancher Stahl, aber heute streicht ihn die Sonne zu unserem Empfang rosa an, fast violett. Liebst du den Berg, Petra?"

„Ja. Erwartet uns auf der Pier jemand?"

„Gewiß doch. Gerade rollen sie die Gangway aus, schon stürmt er zu uns an Deck, umarmt mich, nein, erst dich, Petra — —"

„Macht er einen wohlhabenden Eindruck?"

„Und wie. Bemerkst du nicht, daß drüben sein Auto steht, ein graues Cabriolet mit lachsrotem Streifen, der Motor läuft noch, hörst du es? Der Chauffeur — nein, Wolfgang fährt natürlich selbst."

Jetzt lügst du ganz bestimmt, Johannes Brerup, will sie sagen, aber es ist herrlich, mit ihm zu reisen. Oder hat sie es doch gesagt? „Richtig, diesmal bist du ja nicht dabei, Petra, sondern erst beim zweitenmal, das muß man genau unterscheiden. Aber Wolfgang fragt gleich nach dir — nein, das darf ich nicht verraten, er hat's mir eingeschärft, er ist immer eigenartig gewesen. Glaubst du etwa, daß du doch dabei bist, Petra?"

„Ach, ich weiß es nicht. Ich bin dabei und ich bin nicht dabei und alles schwingt in großen Kreisen um mich herum. Ich schwinge mit. Und es ist über die Maßen schön. Und ich danke dir, Johannes Brerup, daß du mich mitgenommen hast oder nicht mitgenommen hast, daß alles so unaussprechlich schön ist. Ja, ja, rede du, du redest doch besser als ich, aber ich möchte auch noch vieles sagen — —"

*

Es wird gut sein hervorzuheben, daß Johannes Brerup in Schlesien geboren ist, mitten zwischen den Bergen und Wäldern neben dem Riesengebirge, wo die Menschen nicht nur ihr eines Leben leben, sondern mehrere und voller Unbegreiflichkeiten sind. Einstens zog er von dort nach dem Westen, und damit kehrte er, ohne es zu ahnen, in die Heimat seiner westfählischen Vorfahren zurück, die vor Generationen im Planwagen aufgebrochen waren.

Johannes Brerup und Petra ritten noch oft davon und hinauf in die Wolken, und es war wie ein gemeinsames Schicksal um sie. Immer tauchte dann der Ozean auf, der gigantische, und Afrika, das geheimnisschwere. Einer riß den andern mit, sie stürmten über die Welt. Aber manchmal, wenn die Stille der Sehnsucht sie mit Schmerz durchzog, saßen sie oben am Rand der großen Halde und die Halde wurde ihnen zum violetten Tafelberg über Kapstadt, von dem aus sie die Wunder des südlichen Kaps abtasteten. Des Kaps der Guten Hoffnung. Sein Name wuchs ihnen zu einer feinen, hintergründigen Bedeutung zusammen.

Nein, die Geschichte läuft nicht in rosenroten Wolkenfantasien aus, sie drängt noch zweimal zu Höhepunkten, die geeignet sind, unserem Herzen ein paar Schläge mehr als gewöhnlich aufzuerlegen.

Der erste Höhepunkt zeigte sich an einem stillwarmen Junimorgen. Johannes Brerup hatte erst nachmittags Schicht und die Kontoristin Petra machte blau, weil, nun ja, weil ihr Geburtstag war, aus keinem andern Grunde; denn Geburtstag nahm sie jedes Jahr wichtig. An diesem milden Sommermorgen trug sie versponnen und geheim die Feier in sich.

Petra ahnte nicht, daß Johannes Brerup sehr wohl wußte, was das für ein Tag war. Und so dürfen wir ihre Ueberraschung glauben, als oben auf der Steinhalde der Bergmann plötzlich ihre Hand nahm und sagte: „Das, Petra will ich dir nun heute zu deinem Fest schenken: Wenn Wolfgang die Schiffskarte schickt, sollst du sie haben. Ich brauche sie nicht, ich bin oft genug bei ihm gewesen, aber solch ein junger Mensch wie du — —"

Die Kontoristin mit dem durchscheinenden Gesicht küßte den alten Mann, der sein Wertvollstes weggab, als sei es ihm kaum etwas, mitten auf den Mund, und beide waren im Raunen des Füreinanders glücklich.

„Aber", sinnierte der Bergmann", was ist das für eine doppelbödige Welt. Ich schenke dir etwas, Petra, was ich garnicht habe und von dem wir beide nicht einmal wissen, ob es je zu uns kommen wird. Und du wirst dadurch reich. Selbst wenn es nicht kommt, hat es dich doch reich gemacht. Nein, das Greifbare ist niemals alles in dieser Welt."

Johannes Brerup sollte recht behalten, die Schiffskarte blieb aus. Trotzdem hatte das Geschenk die beiden altersungleichen Menschen mit dem Geheimnis seiner Geste noch enger als bisher aneinandergebunden.

Mit der Zeit gewöhnten sie sich daran, daß die Schiffskarte nicht eintraf und auch kein Brief.

„Es wird ihm nicht gut gehen", meinte besorgt Petra, „sonst hätte er wohl geschrieben."

„Vielleicht kommt er selbst, wenn es ihm ganz schlecht geht."

Das wiederum glaubte Petra nicht, obwohl

Unser alter Lehrer

EINE SCHULERINNERUNG VON ALFRED HILME

Wir sprachen von unseren Lehrern aus der Zeit von vor vierzig Jahren, und wir stellten fest, daß es damals an unseren deutschen Mittelschulen besonders viele gutgewachsene Originale gegeben haben muß. Und so kamen wir auch auf Professor Eger zu sprechen, unseren lieben, guten, unvergessenen Mathematiklehrer, und auf seine Unterrichtsmethode, die für heutige Begriffe ganz unfaßbar erscheint.

Professor Eger unterrichtete die Untersekunda im städtischen Gymnasium zu H. in Mathematik, das heißt, dem Jahreslehrplane nach durfte man annehmen, daß er es tat.

Professor Eger erschien ziemlich pünktlich zwanzig Minuten nach dem Läuten ... Würdevoll und vollbärtig betrat er dröhnenden Schrittes die Klasse. Wir Schüler sprangen von unseren Sitzen auf wie ein Mann, denn „Ordnung" verlangte er. Ein majestätisches Winken mit der rechten Hand. Wir setzten uns.

„Habt ihr Schafsköppe eine Karte von den Alpen da?"

Mit dieser Frage begann einmal wie das andere der „Mathematikunterricht". (Der Professor war ein anerkannter Kenner aller technischen Bauwerke und Anlagen in den Alpen).

Die Karte war bereit. Sie wurde umständlich aufgezogen. Der Professor blickte zärtlich darüber hin und sagte: „Na, nu will ich eich Schafsköppen erscht emal was von den Alpen erzählen."

Uns war es recht.

Wir erfuhren unzählige interessante Dinge über Anlage von Bergbahnen, Tunnel- und Brückenbauten, Sicherungsmaßnahmen, Überwindung von Höhenunterschieden, von unerwarteten Schwierigkeiten und Gefahren. Wir waren ganz Ohr.

Fünf Minuten vor dem Glockenzeichen, das den Schluß der „Mathematikstunde" ankündigte, dachte dann der Professor mit großer Regelmäßigkeit ganz plötzlich an die Forderungen des amtlichen Lehrplans; und während zwei Schüler noch geräuschvoll und nicht immer glücklich mit der auf seinen Befehl von der Wandtafel eiligst heruntergezerrten Alpenwandkarte kämpften, entwickelte er mit unglaublicher Geschwindigkeit irgendeine mathematische Aufgabe an der Tafel. Niemand verstand etwas davon ...

„Müller und Meier, ihr Schafsköppe, ihr könnt das den andern Schafsköppen nachher in der Pause erklären!"

Mit dieser freundlichen Aufforderung an die zwei besten Mathematiker in der Klasse verließ Professor Eger das Zimmer, was ihm fast immer gelang, ehe noch die Schulglocke den Schluß der Stunde ankündigte.

Das war unser „Mathematikunterricht" in der Untersekunda.

Nun verlangte natürlich auch damals schon der Lehrplan, daß Klassenarbeiten geschrieben würden.

Lange Zeit hindurch war davon nicht das mindeste zu hören.

Wir hatten längst ein Dutzend deutsche, lateinische, griechische und französische Arbeiten abgeliefert, als der Mathematikprofessor zum ersten Male sagte: „In der nächsten Stunde lasse ich die erste Klassenarbeit schreiben, ihr Schafsköppe!"

Vierzehn Tage später sagte er dasselbe.

Einen Monat danach — so ungefähr — sagte er es wieder.

---

sie im Grunde bereit war, es sich zu wünschen. Der Mensch ist doch im tiefsten Egoist.

Wirklich, eines Tages geschah es. Petra eilte ahnungslos aus dem Büro, trat auf die Straße, da stand Johannes Brerup mit einem Gesicht, ach, das läßt sich in seinem Glücksschimmer garnicht beschreiben. Fragend sah sie ihn an, und er wies mit einer kargen Bewegung ein paar Schritte weiter.

Petra wurde schwach in den Beinen, sie schloß die Augen, und die Arme sanken ihr herab, daß die Handtasche zu Boden fiel. Dann sprangen ihr die Tränen über das Gesicht. „Wolfgang!" sagte sie in einer abgründigen Tonlosigkeit, überschwemmt von namenlosem Glück und zugleich gepeinigt von der Erkenntnis, daß es nicht zum besten um ihn stand: diese tiefen Wangen, der ausgehöhlte Blick, die ganze etwas abgewirtschaftete Gestalt — obschon ihre Seele randvoll des Gefühls war, hatten die Augen das sofort aufgenommen. Denn sie war eine Frau.

Und eines Tages wurde es Ernst.

„Also heite wolln mer nu endlich die Klassenarbeit schreim!" sagte Professor Eger sofort beim Eintreten.

Da — meldet sich der Letzte der Klasse und sagt mit der unbekümmerten Frechheit, die man nur in diesem Alter kennt:

„Awer, Herr Professor, die hammer doch schon in der letzten Stunde geschriem!"

Mehrere wohlerzogene Schüler waren starr; andere versteckten sich hinter dem Rükken ihrer Vordermänner und lachten. Die ganze Klasse staunte.

„So? ... Ach ja, Sie ham recht ... Na, da will ich eich Schafsköppen heite emal was von den Alpen erzähln. Habtr de Karte da?" war Professor Egers Antwort.

Und es wurde wieder von den Alpen erzählt. Uns war es sehr recht. Krause, der Klassenletzte, war der Held des Tages, sein Name wurde einige Stunden später an dreißig Familientischen gefeiert ...

Acht Tage vergingen. — Da meldet sich wieder Krause zu Beginn der Mathematikstunde, als Professor Eger gerade vom Gotthardtunnel zu sprechen beginnen will, und setzt die Klasse in Erstaunen durch die kecke Frage: „Herr Professor, ham Se unsre Arbeit schon korrigiert?"

Es schien, daß der Herr Professor noch nicht dazugekommen war.

„Ihr mißt nich denken, daß ich weiter nischt zu duhn hawe, als eire Arweiten zu korrigieren, ihr Schafsköppe!" sagte Professor Eger. Und es wurde von dem Gotthardtunnel erzählt.

Der boshafte Krause ließ dem armen Professor keine Ruhe.

Zu unserem größten Vergnügen zeigte er ein nie erlahmendes Interesse für die mathematische Arbeit. Sein Vater „wollte die Zensur wissen."

Und Professor Eger — las uns die Zensuren vor, die wir in dieser nie geschriebenen Arbeit von ihm erhalten hatten! Es waren keine ungenügenden dabei ...

Krauses „Vater" war noch nicht zufrieden. Er wollte nun auf einmal das Heft seines Sohnes sehen ...

„Ich hab se nich hier, ich bring se eich Schafsköppen 's nächste Mal mit", sagte Professor Eger.

Und vierzehn Tage später legte der arme Mathematikprofessor einen Haufen Nickelstücke auf das Pult und sagte, während die Karte der Alpen geräuschvoll über die Wandtafel gehängt wurde:

„Ich weeß nich, ich kann eire Hefte nich finden ... ich hab se ieberall gesucht. Ich hab eich Schapsköppen jeden en Groschen mitgebracht ... Müller und Meier, ihr Schafsköppe, ihr könnt se nachher in der Pause unter die andern Schafsköppe verteilen."

Uns war es recht.

Die Audienz

VON RUDOLF SCHMITT-SULZTHAL

Kurz nach der Krönung Georg V., im Jahre 1910, gedachte ein reicher Pelzhändler aus Arizona seinen Aufenthalt in London mit einer Sensation zu würzen — durch einen Besuch bei Seiner Majestät dem neuen König.

Die schriftliche Bitte um Audienz, worin der Empire-Herrscher als der wahre Freund aller freien Amerikaner bezeichnet wurde, blieb unerhört. Nicht hellhörig erwies sich aber auch der amerikanische Gesandte in London, Mr. Whitelaw Reid, der nun um die Vermittlung des Empfängers ersucht wurde. Da aber die Botschaft im Gegensatz zum Buckingham-Palast für einen Amerikaner nicht zu verrammeln war, wetterte sich Brown aus Arizona von Vorzimmer zu Vorzimmer und stellte endlich sein Wild.

Der arme Geschäftsträger geriet in Verzweiflung, zumal er gerade zu einer Hoffestlichkeit in den Buckingham-Palast fahren mußte. Vergeblich schüttete er eine Flut von Ausflüchten über den Zudringlichen. Der prustete sich nur und kümmerte sich keinen Deut um die vorgeschützten Geschäfte. Auch das Zylinderaufstülpen, verabschiedender Händedruck und selbst der Reißaus halfen nichts. Der Nachkomme der Fallensteller sprang aufs Trittbrett des fortknatternden Wagens, stapfte seinem Gesandten beinahe den Lack von den Schuhen und setzte sich in die Polster mit der Drohung, eine Beschwerde nach Washington zu richten. Wenn Mr. Reid nicht einmal erreichen könne, daß König Georg einen geachteten Amerikaner vorlasse, so sei er unfähig, das Land des Fortschritts zu vertreten.

War der Vorwurf schon unbehaglich, denn im Weißen Haus zeigte man sich, was die Rechte des Bürgers anbetraf, empfindlich, so war der Gedanke, den Widerborst just in die Höhle des Löwen fahren zu müssen, geradezu schweißtreibend. Mr. Reid wischte sich ein über das andere Mal die Stirne, indessen Mr. Brown die Ledersessel mit Kautabakpfröpfchen bepflasterte.

Unter so zwiespältigem Zeitvertreib kamen die beiden Landsleute rasch an dem gemeinsamen Ziel an. Noch einmal versuchte der Diplomat das Rauhbein zur Vernunft zu bringen — Mr. Brown marschierte, geschirmt von seinem Gesandten, an den präsentierenden Wachen vorbei die Stufen des Buckingham-Palastes hinauf.

Als sie auf den Treppenabsatz gelangten, der zu dem Vorsaal des Festraumes führte, warf Mr. Reid einen letzten wägenden Blick auf seinen Bedränger, es war unmöglich, ihn k. o. zu schlagen. „Warten Sie einen Augenblick!" sagte er voller Verzweiflung, „ich werde sehen, was sich machen läßt". Der starke Mann aus Arizona nickte billigend, sein Gesichtsausdruck aber ließ Mr. Reid jeden Gedanken an Flucht mehr als bedenklich erscheinen.

Seufzend trat der Diplomat in den Vorsaal. Zu seiner Erleichterung war noch keiner der Mitgeladenen eingetroffen. Er erblickte lediglich einen Lakaien, der sich tief verneigte. Ueberlegend betrachtete ihn Mr. Reid — wie gut, daß er, gehetzt von dem Wildwestler, weit vor der Zeit hergekommen; am besten schickte er den Lakaien zur Wache, die würde den lästigen Boy schon entfernen, bevor es Aufsehen gab.

Ein guter Gedanke zeugt meistens einen besseren! Mr. Reid, noch mit sinnendem Auge auf dem in Gala prangenden Diener weilend, hinter dem er an der Wand eine Art Thronsessel, einen mächtigen, mit dem britischen Leu gezierten Stuhl entdeckte, hatte plötzlich einen wahren Diplomateneinfall. Der Lakai, versehen mit weißer Perücke, Zopf und Seitenlokken, war angetan mit einem prachtvollen, bis an die Kniee reichenden roten Rock, der vor lauter springenden Löwen, dem Wappen Englands, glitzerte; dazu trug er eine rote schimmernde Hose, weißseidene Strümpfe und schwarze Schuhe mit goldenen Schnallen. Er machte wahrhaft einen königlichen Eindruck! Rasch machte Mr. Reid den Löwenstrotzenden mit seinem Plane vertraut, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und eilte zur Tür, während der Lakai auf dem ehrwürdigen Stuhl Platz nahm.

„Wir haben Glück", sagte Mr. Reid, vor freudiger Aufregung keuchend, zu dem sich nun seinerseits erregenden Arizona-Mann, „Seine Majestät schüttelt Ihnen gerne die Hand. Aber Sie dürfen den König nicht lange aufhalten. Er hat nur eine Minute Zeit." „Danke," schnaubte Mr. Brown freundlich, „dachte schon, Sie wollten mir entwischen! Hätt es Ihnen nicht geraten!" Hiermit schritt der Hinterwäldler zur Audienz, indessen der Konsul sich vor der Tür postierte, damit kein Unberufener den Empfang störe. Knapp nach Ablauf der bewilligten Frist kam Mr. Brown aus dem Vorsaal heraus. Sein kantiges Gesicht war nicht wieder zu erkennen, so leuchtete es, und Mr. Reid wußte, erlöst aufatmend, wie huldvoll der Scheinkönig den unabhängigen Bürger der neuen Welt aufgenommen hatte. Der preßte seinem Gesandten die Hand, daß das Blut darin stockte und sagte: „Nichts für ungut? Ich werde nach Washington schreiben, wie prächtig unser Land in London vertreten ist, Mr. Reid!"

**DIE LEUTE SAGEN IMMER /
DIE ZEITEN WERDEN SCHLIMMER.
DIE ZEITEN BLEIBEN IMMER /
DIE LEUTE WERDEN SCHLIMMER.**

ALTE HAUSINSCHRIFT IM ELSASS

Clara Schumann

(FORTSETZUNG)

Am 23. Juli 1856 wird sie durch ein Telegramm an das Krankenlager ihres Mannes gerufen, der 2½ Jahr zuvor ohne Abschied von ihr gerissen war.

„Ich sah ihn, es war abends zwischen 6 und 7 Uhr. Er lächelte mich an und schlang mit großer Anstrengung, denn er konnte seine Glieder nicht mehr regieren, seinen Arm um mich — nie werde ich das vergessen. Um alle Schätze gebe ich diese Umarmung nicht wieder her. —"

Am nachmittag des 29. entschläft er sanft von seinem Leiden; schön und edel im Tode wie im Leben, trotz aller Leiden und Zerstörung.

Clara Schumann steht nun mit ihren Kindern allein. Die Töchter, Marie, Elise, Eugenie und Julie haben noch bewußt die Gestalt des Vaters in sich aufgenommen. Ludwig, der älteste Sohn war sechs, Ferdinand noch nicht fünf, als der Vater das Haus für immer verließ. Felix hat ihn nie gesehen. Trotz aller Schwierigkeiten schafft sie, die gramgebeugte Mutter, ihnen ein neues Heim und gibt ihnen Wärme und Licht, damit sie weiter gedeihen können. Einzigartig schwer ist ihre Aufgabe, zugleich Künstlerin und alleinstehende Mutter einer solchen Kinderschar zu sein. Ganz Einzigartiges leistet sie, indem sie die ihr vom Schicksal gestellte schwere Aufgabe löst. Kein Lob ist hoch genug, sie damit zu schmücken. Wohl machen ihr die von Jahr zu Jahr wachsenden materiellen Ansprüche ihres ausgedehnten Haushalts zu schaffen, wohl bringt ihr jeder Tag neue Konflikte zwischen mütterlicher Liebe und beruflicher Pflicht. Gegen alle Gewalten nimmt sie in bewundernswerter Tatkraft, Selbstzucht und Genialität den Kampf auf und weiß den Ihren ein Leben zu schaffen, dessen „harmonischer Zauber unvergeßlich und unvergleichbar ist für jeden, der auch nur einen Hauch davon spüren durfte."

An ihr aber wird das Schicksal nagen, so lange sie lebt.

„Ihr sahet mich in Bonn so gefaßt — aber es war das Gefühl s e i n e s Friedens, das mein ganzes Wesen beherrschte. Alles Weh ging in Dank auf, daß Gott ihn erlöst hatte, aber dauern konnte es nicht und so fühle ich jetzt den Verlust täglich herber", schreibt sie an den treuen Freund Joachim und es ist dies der erste Akkord ihres zukünftigen Lebens.

Ueber diese harte Zeit fällt die verehrende Freundschaft und Liebe Johannes Brahms wie ein helles Licht, bereit, immer wieder die Schatten, die über sie fallen wollen, zu vertreiben, bereit, sich selber vor ihr Schicksal zu werfen, um es für sie in reifere Künstlerschaft und tieferes Menschentum zu verwandeln.

Vierzig Jahre lang — bis zu ihrem Tode — wird er ihr ein Freund sein, wenn auch seine schwierigere Natur später einmal Zeiten der Entfremdung bringen soll. Doch in den langen Jahren der Einsamkeit, in denen sie unermüdlich für ihre Kinder — und später für ihre Enkel — wirkt, ist und bleibt er ihr immer ein treuer Freund und Berater. Sie, die alsbald als die bedeutendste musikalische Interpretin ihres Mannes seinem Werke erst Geltung und Ruhm erspielt, sie schlägt auch die Brücke zur neuesten Musik und setzt sich in immer steigendem Maße, besonnen und tatkräftig, zugleich auch für Johannes Brahms ein. Mit feinstem Verständnis, doch immer zurückhaltend und maßvoll, kritisiert sie seine jeweils neuesten Kompositionen, die er ihr noch vor der Drucklegung zuschickt, und schließt so die Kette ihrer geistigen Zusammenarbeit.

Ueber ihre erste Begegnung mit Brahms, kurz vor dem Ausbruch der schweren Erkrankung ihres Mannes im Januar 1854 schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Dieser Monat brachte uns eine wunderbare Erscheinung in dem zwanzigjährigen Komponisten Brahms aus Hamburg. Das ist wieder einmal einer, der kommt eigens von Gott gesandt — was er uns gespielt, ist so meisterhaft, daß man meinen müßte, den hätte der liebe Gott gleich so fertig auf die Welt gesetzt. Eine schöne Zukunft steht dem bevor . . ."

*

Im Frühling des neuen Jahres reist Clara Schumann nach London. Es ist ihre erste Reise dorthin, doch ihre Hoffnungen erfüllen sich nicht. Verzweifelt schreibt sie an eine Freundin:

„ . . . hätte ich meine Kinder erst alle erwachsen und versorgt, dann dürfte ich mir ohne Unrecht den Tod wünschen."

Unterdessen hat der treue Brahms den Stein auf Robert Schumanns Grab gesetzt.

„O, hätte ich den geliebten Freund, an seinem Herzen mich recht auszuweinen! Und doch a u s w e i n e n kann sich das Herz ja nie, daß ich ihn, den herrlichsten der Männer verlor", schreibt sie in bitterem Schmerz in ihr Tagebuch.

Damit ist auch ihr Verhältnis zu Johannes Brahms für immer umrissen.

Wieder geht es auf neue Konzertreisen. Als man ihr nach einem umjubelten Konzert in München einen Lorbeerkranz überreicht, schreibt

sie bescheiden an Joachim: „An Kränzen hat es mir überhaupt nicht gefehlt. Ich habe aber keinen empfangen, wobei ich nicht gedacht hätte, wieviel Blätter Euch, Ihnen und Johannes, von jedem, den ich erhalten, gebühren und dürfte ich Euch damit nach Herz und Gewissen schmücken, wohl nichts bliebe mir. Niemand als ich weiß, was ich Euch zu danken habe, doch das läßt sich nicht aussprechen. Ich fühle es aber warm und innig.

So geht das Jahr 1857 dahin, das erste nach Roberts Tod.

Mit immer größerer Selbstverständlichkeit gleitet sie in ein hartes Streben nach höchster Vollendung. Ihre ganze Herzenskraft widmet sie der Kunst. Niemals veranstaltet sie ihre weiten Konzertreisen nur des Verdienstes wegen, nein, dies allein ist die Luft, in der sie atmen und also leben kann.

Aus Amsterdam schreibt sie an Brahms:

„Ich möchte Dir Interessantes von mir mittheilen können, doch Du kennst ja mein Leben, von außen mag es wohl manchem ein glückliches erscheinen, innen aber ist's unsäglich traurig oft — Ehren habe ich genug hier genossen, in Utrecht Fackelzug und Ständchen von den Studenten mit bengalischem Feuer. Ich erschien dann im Halbdunkel am Fenster, da gabs Hurrah's, es wollte des Schreiens kein Ende nehmen, Begeisterung von der einen, Rührung von der andern Seite — das war schön! Nun, am andern morgen waren die Fackeln verraucht, wohl auch die Rührung — Wofür all den Aufwand an Gefühlen? recht ein Abbild des ganzen Lebens."

Dieses Leben aber trägt sie von einem rauschenden Erfolg zum andern: Wien, London, Kreuznach, Godesberg, Bingerbrück, wieder Berlin, wo sie dann wohnt, Leipzig, Düsseldorf, Detmold, Spa, Hamburg, Berlin, Kreuznach, Düsseldorf, Oldenburg, Colmar.

Beifall, immer mehr Beifall.

Immer größeres Können.

Dazwischen das alte Leben, Sorgen, die nur die Namen wandeln, mehr nicht.

Dann ist es Paris, in dem sie sich wiederfindet und das ihr Beifallsstürme zollt. Ueber Brüssel, dem sie ein umjubeltes Konzert schenkt, geht es nach Deutschland zurück.

In Dresden besucht sie rasch Friedrich Wieck und schreibt: „Ueber den Vater freute ich mich sehr, er ist noch so munter und habe ich ihn doch so lieb, daß mir immer das Herz freudig schlägt, wenn ich ihn sehe — obgleich unsere Charaktere gar nicht zusammenstimmen."

Jahre sind dahingegangen. Im Sommer 1862 kauft Clara Schumann in Baden-Baden ein kleines hübsches Haus, um sich dort wenigstens manchmal mit den Ihrigen vereinigen zu können.

Auch die Kinder sind froh in der neuen schönen Umgebung. Die vier Töchter sind unterdessen herangewachsen, selbst Julie, die Jüngste, ist schon achtzehn Jahre alt und Ludwig wird konfirmiert. Die Töchter haben sich zur Freude der Mutter gut entwickelt. Nun sollen die Söhne zeigen, wie sie geartet sind. Julies zarte Gesundheit freilich bereitet der Mutter zuweilen Kummer.

Lange kann Clara Schumann nicht in der Ruhe ihres neuen Heimes verweilen. Die Welt ruft wieder nach ihr. Und so trägt sie die Kunst ihres Mannes immer weiter hinaus, setzt sich unermüdlich auch für den Freund, für Johannes Brahms ein.

Petersburg, Moskau und London bereiten ihr jubelnde Empfänge. Besonders aber ist es jetzt London, das sie bei ihren häufigen Besuchen mit Beifallstürmen überschüttet. Immer größere Kreise zieht dort die Bewunderung ihres Könnens und offenbart sich in immer enthusiastischeren Formen.

Aber Ludwig macht ihr Sorge, große Sorge durch „unbegreifbare Rücksichtslosigkeiten."

Julies Gesundheit wird auch durch eine Kur nicht gestärkt, sie muß in Divonne bleiben.

Felix hält nicht ganz, was die guten Zeugnisse versprachen.

Elise hat sich als Musiklehrerin in Frankfurt niedergelassen. Das wenigstens ist eine Freude.

Zwischen allen Sorgen Konzerte um Konzerte.

Ueber allem das erhebende Gefühl, dem Genius immer vollendeter zu dienen. Einst hat sie Robert Schumanns Kunst die Wege geebnet, nun trägt jene sie selber immer höher hinauf.

Nur die Sorgen lassen sie nicht zur Ruhe kommen. Nun zeigt sich auch bei Felix der Beginn eines Lungenleidens.

Dann wieder erhebt sie die Freude, das Requiem von Johannes Brahms, von ihm selber dirigiert zu hören.

„Ich mußte immer an meines teuren Robert Prophezeiung denken, „laß den nur erst den Zauberstab ergreifen und mit Orchester und Chor wirken", welches sich heute erfüllte", schreibt sie.

Wiederum rührt sich das Schicksal.

Ludwig muß als geistig Erkrankter in eine Anstalt gebracht werden. Seit dem Unglück mit Robert hat Clara einen solchen Schmerz nicht wieder empfunden.

Tapfer gebietet sie ihrem Kummer. Sie zwingt sich, fleißig zu spielen und versucht durch harte Arbeit das Grauen und den Schmerz um ihr Kind zu überwinden, der in ihr aufgestanden ist.

Clara Schumann hat gelernt, das Unglück zu tragen, wie schwer es auch sei. Oft ist sie gequält von dem Gedanken, daß sie selber noch ihr Leben genießen kann, während Ludwig in geistiger Finsternis dahinsiecht. Groß ist ihr Schmerz, als auch Julie nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Grafen Marmorito, stirbt. Im-

mer wieder schmerzt sie dieser neue Verlust. Die Kunst ist der einzige Trost, der ihr gewährt bleibt. Dankbar empfindet sie die große Bevorzugung des Himmels, die ihr in dieser ihrer Kunst verliehen ist. Immer wieder erleichtert sie ihre niedergedrückte Seele im Spiel. Dann ist ihr, als habe sie sich recht ausweinen können. Noch weiß sie nicht, daß auch Felix und Ferdinand vor ihr dahinsiechen werden und sie auch zwei ihrer Enkelkinder verlieren muß.

Sie muß es tragen und wird weiter daran wachsen, obwohl man kaum noch eine Steigerung ihres Könnes für möglich hält.

Leuchtende Freude aber schenkt ihr das dreitägige Schumann — Fest in Bonn. Ganz unerwartet wird sie zum Mittelpunkt des Festes. Als sie das Konzertpodium betritt — „schön wie ein junges Mädchen, wie eine Braut, ein Kind —" da erhebt sich das Publikum, klatscht und schreit vor Begeisterung. Die Taschentücher winken ihr zu und Freund Joachim vorn am Pult huldigt ihr ebenso. Von Blumensträußen überschüttet, kann sie kaum am Flügel Platz nehmen. Ein paar Herzschläge lang muß sie die Rührung überwinden. Dann gehen die weißen Hände, sicher wie je, über die Tasten, und eine atemlose Menge lauscht ihrem meisterlichen Spiel. Wieder einmal übertrifft sie sich selber und spielt nach dem Urteil aller „wie noch nie."

Wohl denkt sie, mit diesem Fest könne ihre Künstlerlaufbahn so schön und beglückend wie nur möglich beschlossen sein. Noch aber ist es zu früh, noch ruft die Kunst und hebt sie höher empor.

Wohl schwindet ihr langsam dahin, was sie an die Jugend erinnert. Der Vater stirbt ihr, 88 — jährig. In tiefem Schmerz trauert sie um ihn. Wohl hatten sie in manchem nicht übereingestimmt, aber ihre Liebe und ihr tiefes Dankbarkeitsgefühl ihm gegenüber, hatte sie ihr ganzes Leben lang nicht verlassen. Nie hatte sie ihm vergessen, daß er sich viele Jahre ausschließlich ihr gewidmet, daß er immer nur einen guten Einfluß auf ihre charakterliche Entwicklung genommen, ja, daß er ihr nicht nur Weisheitsregeln mit in das Leben hinausgegeben, sondern auch dafür Sorge getragen, daß sie befolgt worden. Nein, aller Groll ist längst schon dahin und in gerechter Liebe gedenkt sie seiner. Sie weiß, er hat es nicht anders um sie verdient.

Schon meldet sich auch bei ihr das zunehmende Alter. Heftige Schmerzen im Arm zwingen sie 1½ Jahr mit dem Spiel auszusetzen. Tief bekümmert und bedrückt schreibt sie:

„Ein geliebtes Kind nach dem andern soll ich verlieren und meine treueste Helferin und Trösterin vielleicht auch."

Dann aber lernt sie trotz aller Schmerzen, die nun immer wiederkehren sollen, zu spielen, und nimmt so unter dem Jubel Europas ihre Konzertreisen wieder auf. London überschüttet sie mit Blumen, da man sie so schön und reif nie spielen hörte.

Von allen Seiten zollt man ihrer verehrungswürdigen Persönlichkeit Achtung, Liebe und größte Verehrung. Sie selber strahlt Leben und Wärme aus. Allen schweren Schicksalsschlägen zum Trotz hat sie unendlich viel in sich gerettet, womit sie die Welt beglückt.

Und doch.

Nun wird langsam das Alter kommen, die Reisen müssen weniger werden, weil ihre körperlichen Kräfte nachlassen. Auch mag das Gehör leiden. Sie weiß darum und so wird sie fortan als Lehrerin am Raff-Konservatorium wirken. Allzu große Fesseln hat man der verehrten Künstlerin nicht auferlegt; für große Reisen bleiben ihr vier Monate. In der übrigen Zeit gibt sie nur 9 Stunden wöchentlich.

Den 20. Oktober 1878 bereitet man ihr zu einem hohen Freudentag. Fünfzig Jahre sind nun vergangen, seit sie als Clara Wieck zum erstenmal öffentlich im Gewandhaus gespielt hat. Nach einer „reizenden Feier" im Konservatorium fährt sie im Blumen überschütteten Wagen heim, wo man ihr in einer weiteren Feier Geschenk um Geschenk in die Hände legt. Alle Welt nimmt an diesem Ehrentage teil.

Wieder steht ein bitterer Kelch neben der Freude. Ihr Herz zittert insgeheim um Felix, der ihr bald darauf an seinen Leiden sterben soll.

Zum 24. Oktober aber hat die Gewandhaus-Direktion sie zur Feier ihres Jubiläums eingeladen. Unvergeßliches wird ihr an diesem Tage bereitet. Wieder wird sie mit herrlichen Geschenken, Blumen, Kränzen, Depeschen, überschüttet. Ihr zur Ehre werden nur die Kompositionen ihres verstorbenen Mannes gespielt. Und als sie dann selber an den Flügel tritt und das a-moll-Konzert spielen will, erhebt sich das Publikum zu ihrer Ehre; wieder fällt ein Blumenregen auf sie nieder, der sie förmlich begräbt und lange währt es, bis sie sich setzen kann. Als sie die Tasten anrührt zittern ihr doch die Hände vor freudiger Erregung und Rührung, in die Wehmut und Schmerz zugleich sich mischen. Und doch gelingt es ihr sich zu fassen. Vollkommen ruhig spielt sie das Konzert und herrlich klingt es unter ihren Händen auf.

Als sie nun — wie aus einem Traum — sich erhebt, überreicht man ihr einen goldenen Lorbeerkranz, der auf jedem seiner Blätter den Namen eines Komponisten trägt, den sie während ihrer langen Künstlerlaufbahn gespielt hat.

„Ich begreife nur nicht", schreibt Levi ihr nach der Feier, "wie Sie noch haben spielen können. Aber so sind Sie nun einmal, wenn die Kunst ihr Recht fordert, lassen Sie Ihre Person zurücktreten, gewiß hatten sie schon beim ersten A-moll-Tutti Ihre Bewegung gemeistert und Menschen und Welt und Jubiläum vergessen.

(Schluß folgt).

Fischer am Pazifik

VON SUSANNE TORWALD

Kurz nachdem Manuel Lafuente auf den Höhenrücken der Halbinsel gekommen war, aus dem welligen Dünengelände herauf, wo er ein Stelldichein mit der fünfzehnjährigen Rosita Nahuel gehabt hatte, stolperte er über ein Erdloch und fiel hin. Er war zornrot, als er sich aufrichtete, die Kaumuskeln der Wangen sprangen auf und ab in dem hagern braunen Gesicht, denn er erkannte, daß es ein absichtlich ausgehobenes Loch war, dem eine Reihe anderer Löcher folgten.

Es war ein glutheißer Sommerabend. Seit Wochen brütete diese sengende, regenlose Hitze. Das Gras war braun. Ein dörrender Ostwind trieb den Rauch der Rodebrände, die man hier roces nennt, auf die Küste zu: puelche, der die Nerven peitscht und das Blut kochen macht.

Manuel Lafuentes Nerven bedurften des Peitschens nicht, jähzorniger Bursche der er war, heiß in Liebe und Haß.

Die kleine Halbinsel schiebt sich in halber S-Form ins Meer hinaus. In der Bucht, dicht am Strand lagen die beiden Fischerhäuser der Lafuentes, Vater und zwei Söhne. Auf der gebuchteten Seite, weiter zurück in der Düne und hinter dem Bach, der die Landzunge von der breiten Düne trennt, hatten die Nahuels ihren rancho, Mapuchen, wie alle die andern Familien, die jenseits der großen Düne ihre Weizenfelder und Weideplätze in die Wälder gebrannt haben. Die Lafuentes waren die einzigen Chilenen weit und breit.

Die Halbinsel selbst erhebt sich in ihrer Längsrichtung zu felsiger Höhe, die, oben grasbewachsen, den Tieren beider Familien als Weideplatz diente und das Land gehört recht eigentlich keinem. Der Fiskus, oder die Marineverwaltung, oder wer nun die Verfügung darüber hat, gibt keine Titel dafür aus, weil es zu nahe dem Meer ist, jedoch wenn einer Land einzäunt und es bebaut, oder als Weide pflegt, macht es ihm niemand streitig.

Seit beide Familien sich fast gleichzeitig hier angesiedelt hatten, die eine von Norden, die andre von Süden, bestand eine Spannung zwischen ihnen, was das Weideland betraf. Einer trieb die Schafe und Kühe des andern zurück, um mehr Futter für die eigenen Tiere zu haben. Seit Manuel herangewachsen war, kam es darüber häufig zu deutlichen Meinungsäußerungen zwischen ihm und der Mapuchenfrau Nahuel, die dem jungen Fischer an Jähzorn nichts nachgab.

Sicherlich wäre es noch viel mehr hart auf hart gegangen, wenn die Rosa nicht gewesen wäre, die älteste Tochter der Nahuels. Aber die Rosa war — und die Rosa war eine bildhübsche kleine Mapuche und der Manuel war toll in sie verliebt. Grade ehe der Manuel in das Loch stolperte hatte er gedacht, man muß es dem Veterano sagen, es wird Zeit, daß ich die Kleine in mein Haus nehme! Der Alte würde ein Gesicht schneiden, ihm paßte eine Mapuche als Schwiegertochter nicht — nun was scherte der Manuel sich schon um die Meinung von seinem Alten! Seine Kiefer mahlten ungeduldig, wenn er an Widerstand dachte.

Aber diese Löcher gaben seinen Gedanken eine andere Richtung. Diese Löcher waren eine Gemeinheit. Diese Löcher besagten, daß man einen Zaun dort ziehen und den Lafuentes das beste Weideland abschneiden wollte. Es war zu spät jetzt noch zu den Nahuels hinüber zu gehn und ihnen die Meinung zu geigen. Morgen früh ...

Wütend ging er weiter, kam zu dem scharfen Abhang der Klippen und brummte — „was den Teufel — ist heut alles verhext?"

Unten in der Bucht ging etwas Unheimliches vor. Im Zwielicht der beginnenden Nacht legte das Meer seine Ebbewellen wie Laken auf den Strand. Wie weiße Tücher, die eine unsichtbare Hand hinbreitete und fortzog. Das Wasser selbst hatte eine schaurige Beweglichkeit. Das Wasser, die ganze Bucht voll Wasser war durchwühlt von einem hexenhaften und grausigen Leben! Das sprang und zischte, das schnellte hoch und schlug zurück, das stieß gurgelnde Töne aus und spie Fontänen in die Luft. Ein voller Mond kroch langsam und glutrot durch den Rocerauch hinter den Bergen hoch. Wie Teufelsspuk sah diese ko-

chende und brodelnde Flut in seinem geisterhaften Licht aus.

Manuel sprang in weiten Sätzen hinab. Er sah Vater und Bruder auf einer der Klippen stehn, die bei hoher Flut von den Wellen überschäumt, jetzt in der Ebbezeit vor dem Strand aufragten. Ihre Gestalten warfen lange Mondschatten, sie gestikulierten heftig. Eine solch schauerliche Anhäufung von Tintenfischen hatten sie noch nie erlebt, es war etwas Noch-nicht-dagewesenes, es war wie eine Strafe Gottes, oder wie ein schlechter Witz des Teufels: „Jives —" der alte Fischer Juan reckte abwehrend beide Hände aus, „ — es terrible, son millones de jives! Das gibt Unglück — 's is 'n Zeichen, 's gibt sicher'n Unglück!"

Es war wirklich ein unheimliches Bild, wie diese Viecher mit vorquellenden glasigen Augen, mit vielen Fangarmen am Vorderteil ihrer plumpen bunten Leiber sich umeinander wälzten und nicht Platz voreinander fanden — wie sie hochschnellten und zurückklatschten, wie sie Wasser in sich hineinsaugten und es unter schnalzenden und gurgelnden Lauten wieder ausstießen und wie sie zum Strand hinstrebten um sich dort in Klumpen umeinander zu schlingen und zu verenden." — 's gibt'n Unglück — 's gibt'n Unglück", murmelte der Alte vor sich hin.

„Hast ganz recht," knurrte der Manuel spöttisch," s Unglück is sogar schon da, d' Nahuels schneiden uns 's Weideland ab, er erzählte, was er gesehen hatte, aber nicht daß er gestolpert und hingefallen war. — „diese verfluchte Bande, diese verdammten cochinos! Aber da steckt sie natürlich hinter, die alte Hex!"

„Por Dios, Chano, sei doch nicht immer gleich so wild — man wirds ihnen ausreden ..." versuchte der Alte zu begütigen, aber Manuel schimpfte weiter und brummte grimmige Dinge:" alte Hex! — es ihr schon beibringen —"

Die drei blieben noch eine Weile stehn und sahen dem greulichen Treiben in der Bucht zu. Der volle Mond war nun höher gestiegen und beleuchtete grell das Wühlen und Wälzen im Wasser, den von schlagenden riesigen Fischleibern wimmelnden Strand. Es war wahrhaftig ein Naturgeschehnis bei dem man an höllische und bedrohliche Dinge glauben mochte.

Dann ging der Vater in sein Haus und die beiden Brüder in das ihre.

Nach einer unruhigen Nacht voll böser Träume wachte Manuel schon früh auf. Sogleich fiel ihm sein Grimm vom Abend vorher wieder ein. Der junge Pedro, mit dem zusammen er wohnte, schlief noch, als er hinausging, sich flüchtig im Quell, der aus der Felswand sickerte, Gesicht und Hände wusch und die Schafe aus dem Corral ließ.

Die Sonne, vom ersten Moment an glutheiß, erhob ein trübes, rotes und strahlenloses Gesicht durch den Brandrauch über dem Waldkamm. Die Bucht war nun nicht mehr so voll von den Tintenfischen wie in der Nacht, aber immer noch bewegte ein unnatürliches Leben das opalig schillernde Wasser und der Strand war bedeckt mit den großen toten Fischleibern. In wenigen Stunden würden sie in der glühenden Sonne anfangen zu stinken.

Guter Dünger, wir wer'n die Biester unter die Kartoffeln graben, dachte Manuel flüchtig.

Oben auf der Höhe stand das alte Pferdchen der Lafuentes mit gesenktem Kopf, vom puelche abgewandt, der glühend und atemraubend daherfuhr, und graste, was da eben noch zu grasen war. Es hatte seinem patron Juan an die zwanzig Jahre gedient, ohne eine Narbe oder Abschürfung auf seinem graubraunen Rücken, das ist wie ein Wunder hierzulande: Gute Leute die Lafuentes!

Ja, zu Tieren war auch der hastige Manuel ruhig und freundlich. Er fuhr dem kleinen Gaul liebkosend durch die Mähne — „sie woll'n dir dein bißchen Futter nich' gönn'n, Alter", knurrte er, „selbst 's Wasser nich —" denn nun sah er erst richtig, wie die Löcher als Vorarbeit für den Zaun angelegt waren. Dieser cerco würde das Land nicht nur so durchschneiden, daß es eine Minderung des Weidelandes bedeutete, sondern zugleich den Zuweg zu dem Flüßchen unterbrechen, das durch die Düne am Rancho der Nahuels vorbeifloß, so daß die Tiere der Lafuentes einen weiten Umweg würden machen müssen, um zu Wasser zu kommen.

Vornübergeneigt, die langen Arme ein wenig vor der Körperlinie hängend, wie es seine Art war, ging Manuel mit weiten Schritten bergab zu dem kleinen Fluß, in dessen Ufergrün der Weg zum Rancho führte. Eine Kuh stand am Wasser und trank. Vom Rancho her kam das hungrige Klagen des eingesperrten Kalbes. Die Kuh brummte Antwort und schickte sich an, zu ihrem Kind hinzuwandern. Im gleichen Augenblick ging die Hüttentür auf und die Mapuche kam heraus, mit Strick und Krug, um die Kuh zu melken.

Manuel verhielt den Schritt und blieb im Schatten des Ufergebüsches. „Destor besser, krieg ich se erstmal alleine vor, die hat sich 'n verdammten Zaun ausjedacht, der Mariano hat ja doch nichts z'melden," murmelte er.

Als sie sich bückte, um der Kuh die Hinterbeine zu binden, trat er auf sie zu. Ohne ein ‚buenos dias' fragte er leise und finster „— was bedeut' n die Löcher da ob'n, möcht' ich wissen?" er winkte mit dem Kinn hinauf.

„ — n Zaun, Nachbar," sagte das Weib spöttisch, „woll'n unser Land hübsch trenn'n, denn weiß jeder, was'r hat ..."

„Aha — weiß jeder was'r hat? Bloß daß ihr denn' s gute Land zum Bach runter habt und wir's schlechte!"

„Liegt eu'r Haus am Bach, oder unsers?" fragte sie patzig.

„D' Löcher wer'n wieder zugschütt't," drohte er.

„D' Löcher denken garnich dran!" sie bückte sich zur Kuh.

Da trat er ganz dicht an sie heran und wohl in der Angst, er wolle tätlich werden, richtete sie sich auf und gab ihm einen Stoß vor die Brust, über der das Hemd offen klaffte.

Sie hatte Kraft, dieses Weib mit den breiten Backenknochen, den sehnigen Armen, den breiten und kurzen Händen und Füßen. Manuel taumelte. Vor Wut außer sich, hob er die Faust, ließ sie niedersausen. Die harten Knöchel trafen die Frau auf die Schläfe. Lautlos sank sie neben der Kuh in die Knie, etwas wie ein blödes Lächeln zog die Oberlippe von der Reihe blendend weißer Zähne zurück. Dann sank sie zurück, streckte sich. Manuel sah dem zu mit einer Falte, die tief in die Stirnhaut riß und mit schmalgekniffenen Augen. Er begriff noch nicht, er packte zu, er wollte sie hochreißen.

Sie war tot.

Manuels Stirn zog sich hoch, seine Augen wurden ganz groß, er griff sich mit beiden Händen ins Schläfenhaar und zog es straff nach dem Schädel hoch — „verdammt ..." murmelte er, „verdammt ...!"

Dann — ganz plötzlich sprang das, was er getan hatte, wie ein Funke ihm ins Hirn, er hockte sich nieder auf einer der kleinen Sandantreibungen, die mit kurzem hartem Strandgras bewachsen sind. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, mit den Händen schmerzhaft hart sich ins glatte schwarze Haar greifend, starrte er auf das tote Weib. „— der Rosa ihre Mutter," flüsterte er, „ 'ch hab' der Rosa ihre Mutter umgebracht — un' die Rosa trägt 'n Kind von mir —"

Was ihm bisher ein verliebter Zeitvertreib und loses Spiel gewesen war — wenn es auch in seinem rechtlichen Gemüt keinem Zweifel unterlag, daß er das Mädel in sein Haus holen würde, wenn es soweit mit ihr war, wandelte sich nun in etwas Starkes, unbekannt Großes, das ihm das Herz zersprengen wollte: er war nicht nur verliebt — er liebte seine kleine Mapuche.

Da kam sie aus dem Rancho, um sich nach der Mutter umzusehn, wo die solange mit der Milch blieb. Manuel machte sich erst aus seiner Erstarrung frei, wie sie vor ihm stand. Sie blickte, ohne zu verstehn, auf die hingestreckte Frau und dem Mann in seine wilden verzweifelten Augen. „Chano ..." stammelte sie, und mit einer ganz kindlichen Bewegung nahm sie den einen ihrer langen schwarzen Zöpfe über die Schulter und kaute daran.

Der Mann erhob sich langsam und ging von ihr fort, erst rückwärts, die Augen auf sie gerichtet, dann in rascher Wendung wie gejagt — laufend — laufend. —

*

Der alte Juan nickte vor sich hin „— sagt' ichs nich' — 's würd' was Schreckliches geschehn — d' jives! 'ch wußt's! — Nu lauf nach oben un' hol' den Gaul," schickte er Pedro, „un' du wirst gleich zu'n Carabineros un' dich melden." Er legte dem auf der Bank vor ihm zusammengesunkenen Burschen die Hand auf die Schulter. Wenn es drauf ankam, hatte der Alte immer noch Autorität. „Sie könn'n dir nich' viel anhaben, wenn du dich selbst melden tust, da auf deiner Brust sieht man's, daß die India dich zuerst gestoßen hat." Er sattelte selbst das kleine Pferd: „— geh, mach schnell, hijo, daß d'r keiner mit der Nachricht zuvorkommt!"

Den Kopf gesenkt, langsam durch den mahlenden toten Sand des Südstrandes, ritt der Manuel zu den Carabineros.

Sie behielten ihn gleich da, aber er bekam nach den Verhandlungen tatsächlich nur zwei Jahre Gefängnis. Er selbst hatte sich nicht verteidigt und stumm abgewartet, was über ihn beschlossen würde, aber der Vater hatte für ihn ausgesagt, er sei zuerst angegriffen, man könne gut die blauen Flecken sehen. Auch sagten die Leute ringsum aus, daß die Frau jähzornig und maßlos sei. Sie hätten dasselbe ja auch von dem jungen Lafuente sagen können, sie taten es nicht, hauptsächlich wohl um des alten Juan willen, der guten Ruf hatte und viel galt in der ganzen Gegend.

Ein paar Monate später, in denen der Manuel stumm und verzweifelt sein Leben in der Gefangenschaft getragen hatte, wurde er in die Besuchszelle geholt.

„Da ist 'n oller Indio nach dir, Mensch," verkündete der Aufseher.

Manuel zuckte die Achseln und ging mit.

Es war Mariano Nahuel, der Mann der Toten. Manuel blieb im Eingang stehn, er

war ganz blaß geworden. Der alte Maluche reckte ihm schwerfällig seine Hand entgegen: „ 'ch bring dir Grüße von d'r Rosa!"

Manuel schüttelte den Kopf, er konnte nicht verstehn, daß dieser Mann zu ihm kam.

„Ja," sagte der und lachte ein bißchen, „'s is schon so, se läßt dich grüßen und läßt d'r sagn, se wart' auf dich, un' wenn du wiederkommst wern's denn zwei sein, d' auf dich wartn!"

Manuel hob seine traurigen Augen zu ihm auf. „Ihr sagt das so ruh'g, Don Mariano, als wär's nich' ich, der ihre Mutter umgebracht hat — "

„Hast garnich' ihre Mutter umgebracht, das komm' ch dir sagn. Die Mahue war garnich' ihr Mutter. 's hat keiner nich gewußt, auch d' Rosa selber nich. Der ihre Mutter war mir mit'n Kerl davongelauf'n, kaum daß die guagua geboren war und denn hatt ich's der Mahue nachher zur Bedingung gemacht, se durft's keinem sag'n un das Kind nich merken lass'n. Nu sag ichs aber dir un' der niña, daß 'r nich beide am Leben verzagt!"

Der alte Mapuche zog sich sein Hosentuch zwischen den magern Beinen zurecht, nickte und ging hinaus.

Manuel war wieder in seiner Zelle. Lange hockte er auf der Pritsche mit gefalteten Händen zwischen den Knien herabhängend. Tränen liefen in den Gramfalten, die diese grausame Zeit in seinem jungen Gesicht zu den Mundwinkeln hergezogen hatte, rannen am Kinn entlang und tropften auf die Erde. Er sah den feuchten Fleck auf dem Steinboden an und nun ging ein verstohlenes Lachen über sein Gesicht:

Heul' man, hombre — heul' du man! dachte er. Rosa — dachte er.

Nach zwei Jahren kam Manuel den Weg zu Fuß zurück, den er zuletzt, mit Gott und der Welt und sich selbst zerfallen, geritten war. Das kleine Pferd hatte den harten Winter, der dem glühenden Sommer gefolgt war, nicht überlebt.

Er atmete tief diese köstliche freie Meeresluft in sich hinein. Er lief mit nackten Füßen durch die Brandung und lief und lief durch den tiefen heißen Sand, bis er schweißgebadet, das blasse Gefängnisgesicht heiß und rot vor Anstrengung und Hitze und Glück, bei seinem Haus ankam.

Die Rosa stand vor der Tür und hatte seinen kleinen Sohn auf dem Arm, der ihm entgegenkrähte. Er nahm ihn ihr ab und herzte ihn. Die Rosa existierte fürs erste nicht, denn die Freude über sein Kind darf man wohl zeigen, aber was würden die Leute denken, wenn man vor aller Welt sein Weib umarmen und küssen sollte!

Gut hatten die zwei Jahre dem Manuel getan, er war beträchtlich beherrschter geworden. Wenn später einmal wieder der Jähzorn in ihm hochstieg, fühlte er ihn kommen, wie man den puelche fühlt noch ehe er recht daherbraust. Dann lief er auf die Höhe und besah sich die viereckigen Löcher, die, ohne Zaunpfähle, das Regenwasser sammeln konnten, und tat so, als habe er nach den Schafen gesehn, oder die Ochsen holen müssen.

Oder er setzt sich nachher in der Küche auf die Bank neben dem flackernden Feuer am Lehmboden, sieht zu wie die Rosa den Segundo nährt und sagt so nebenher „— hab mal nach'n Kartoffeln gesehn, die wachsen wie verrückt, seit'm Dung mit'n jives!"

„Si pues —" stimmt die Rosa zu und legt den Segundo an die andre Brust. Der Aelteste, Juanito, steht daneben und luscht neidisch und inbrünstig am Daumen.



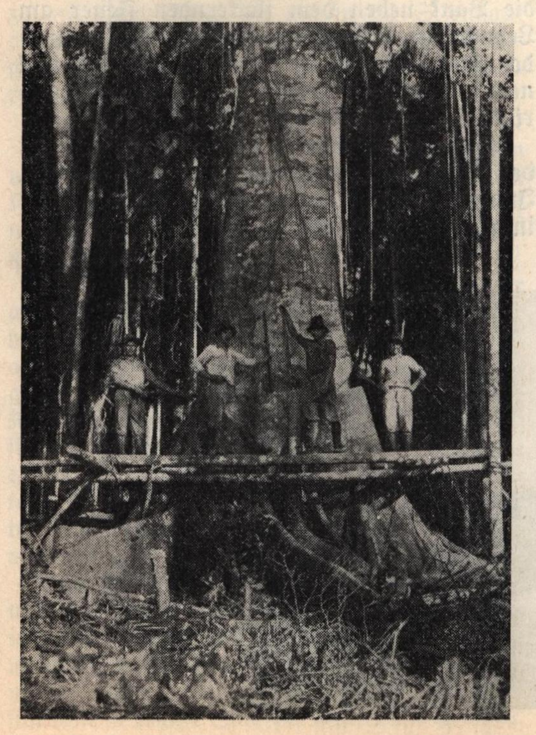
Der Rio Paranapanemo bei Porto Affonso
(Zu dem folgenden Artikel).

NORTE PARANÁ

VON C. ROOSEN-RUNGE

Am Anfang war der Urwald. So weit das Auge reichte, zog er sich über die Höhen und durch die Täler bis in die bläuliche Ferne, wo er sich wie ein Moosteppich im Dunst verlor ... Er war reich an Quellen, und Bächlein, und Flüsse durchzogen ihn in großer Zahl. Die starken Stämme der Perobas, der Cuaritas und der Curucayas erhoben ihre Wipfel über die Masse des gemeinen Waldes ringsum, — die Patriarchen unter den Bäumen jedoch waren die riesigen Figueiras, deren allmächtige, weitausladende, flache Kronen fast ebenso vorsintflutlich wirkten wie ihre enormen, hoch am Stamm ansetzenden, flachen Wurzeln, die diesem das Aussehen eines gewaltigen Rockes mit tiefen Falten gaben und sich wie riesige Schlangen über den Urwaldboden verloren. Unter den dicken, mit Moosen, Flechten, Orchideen, Bromelien und anderen Epiphyten dicht besetzten Aesten herrschte, selbst wenn die Sonne im Zenit stand, ein Halbdunkel wie in einem Dome, und nur Farne und schwaches Unterholz konnten in diesem Dämmer fortkommen. Nach regenreichen Nächten lagerte der Nebel im Tal des Rio Bandeirantes frühmorgens in großen Schwaden, in einer dichten, alles bedeckenden Masse, und es sah dann von den höher gelegenen Rücken so aus, als blicke man auf einen großen, langgestreckten See, mit vielen Verzweigungen in all die zahlreichen Seitentäler. Man hätte meinen können, eine gewaltige Ueberschwemmung habe hier stattgefunden, in der der Wald ertrinken müsse, so gespenstisch muteten die obersten Astspitzen und Kronen der höheren Bäume an, die sich an der Flutgrenze aus dem Nebel-See herausreckten.

Der Urwald war bevölkert von vielerlei Wild mit Fell und Federn. In den Niederun-





Eine Figuera wird gefällt

gen der Flußläufe hatten die Wasserschweine und die Tapire ihr Standquartier, in den Bächen jagte der Otter, und Rehe zogen auf den vielen Wildwechseln zur Aesung. Wildschweine und Nasenbären durchstreiften in Rudeln auf beständiger Wanderung die Wälder. Pacas, Cotias und Gürteltiere gruben sich ihre Höhlen in den verwurzelten Waldboden, und Marder und Wildkatze waren unablässig auf Jagd. Wenn der Tag kaum graute vernahm man bereits das Flügelschnarren der Jacús und Jacutingas, die auf der Suche nach Früchten von einem Baum zum anderen flogen und überall läuteten die rebhuhnartigen Urús. In den Wipfeln der Bäume lärmten die unzähligen Scharen der Papageien mit den Pfefferfressern um die Wette, während am Boden die Waldhühner, der Macuco und der Inhambú ihre Pfiffe und Triller vernehmen ließen. Nachts ertönte das unheimliche „uuhuuu" der weißen Eule, die mit gespenstischem Flügelschlag durch die Stämme und über die Blößen strich, und in den mondhellen Sommernächten war der klagende, ersterbende Liebesruf der Ziegenmelker aus allen Teilen des Waldes zu hören. Wildenten, Taucher und Reiher führten an den Lagunen und in den Schilfinseln der Flüsse ein beschauliches Dasein. Jaguar und Puma aber waren die Könige der Wälder und hatten Macht über jegliches Getier. Wenn sie in der Abenddämmerung ihren Jagdruf hören ließen, verstummten selbst die Brüllaffen mit ihrem schauerlich orgelnden Konzert und der Ameisenbär hielt für einen Moment mit dem Zerkleinern des Termitenbaues inne. Und einsam über allem schwebte der rotköpfige Geier, auf lautloser Suche nach gefallenem Wild.

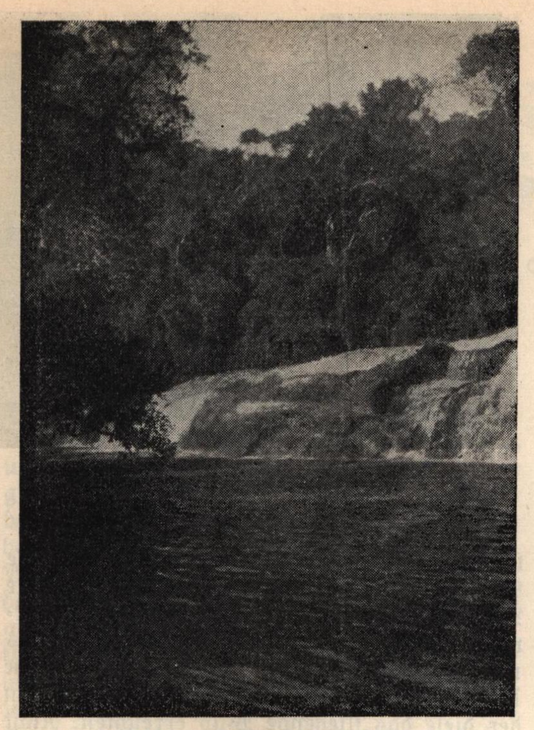
Dann kam der Mensch. Zuerst sind es nur Männer in kleinen Trupps, bewaffnet mit Gewehren, Revolvern und langen Buschmessern. Sie schlagen Zelte auf und beginnen, den Wald, die Höhenzüge und die Bachläufe zu vermessen. Alles Waldgetier, was ihnen hierbei vor die Flinte kommt, schießen sie unbarmherzig ab. Manche bringen Hunde mit und setzen diese auf den Wildwechseln an. Die Wildschweinrudel flüchten, erschreckt vor der Meute, in einen hohlen Stamm, wo der Jäger sie bis auf den Letzten zusammenschießt, während die Hunde die Toten, einen nach dem anderen, hervorzerren. Ein großes Sterben hebt an im Walde, denn die Jäger nehmen keine Rücksicht darauf, ob die Tapirkuh trächtig ist, ob das Reh ein Kitzlein säugt, oder ob die Macuco-Henne ein Gelege bebrütet — alles, was Fell oder Federn hat und mit Kugel oder Schrot zu erreichen ist, wird mit-



Eine gefällte Figuera

leidlos niedergeknallt. Manches Reh, manche Paca und manches vom Rudel abgesprengte Wildschwein wird von den Hetzhunden zerrissen, bevor sich der Jäger noch durch das mit Gestrüpp, Dornen und Lianen verfilzte Unterholz an die Stelle hinarbeiten kann, an der diese das fliehende Wild erreichten. Nicht selten auch jagen die Hunde auf eigene Faust.

Es dauert nicht lange, und mehr und mehr Männer kommen. Ueberall dringen sie in den Wald vor. Auch sie tragen Revolver und Buschmesser am Gürtel und auch sie vernichten das Wild, wo sie seiner habhaft werden können — mit Pulver und Blei, mit Hunden, mit Schlingen und mit Fallen. Sie haben aber auch Buschsicheln und Aexte mitgebracht und beginnen, den Wald systematisch, parzellenweise niederzulegen. Zuerst wird das Unterholz niedergeschlagen und dann geht es mit den Aexten den Urwaldriesen zu Leibe. Im Sturze stöhnen und ächzen diese weithin vernehmbar und ein donnernder Aufschlag, vermischt mit dem Geprassel der brechenden, splitternden Aeste und dem Jubelschrei der Waldschläger, gibt jedesmal Kunde von dem Ende eines alten Recken. Kein Baum — und sei er noch so stark — kann auf die Dauer den unermüdlich fressenden Aexten widerstehen, selbst die riesigen Figueiras nicht. An ihnen arbeiten oft 4 und 5 Männer mit ihren Aexten zugleich, ohne daß einer den anderen bei der Arbeit auch nur im Geringsten behindern würde. Und wenn sie so von früh morgens bis zum Dunkelwerden gehauen haben, trotzt der Baum in seiner majestätischen Pracht vielfach noch immer. Aber sie kehren am nächsten Morgen zurück und bevor sich die Sonne zum zweiten Male senkt, verkündet ein Donnergepolter auf Kilometer im Umkreis den Fall

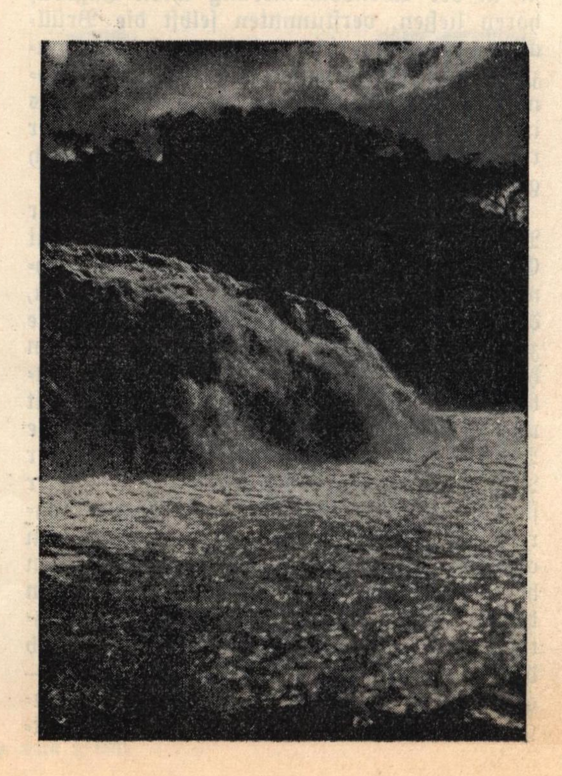


Zwei Bilder vom Wasserfall „Santa Fe" des Rio Bandeirantes

des Patriarchen, der alles, was im Bereich seiner mächtigen Krone steht, im Sturze mit sich zu Boden reißt und zerschmettert. Nicht selten büßt ein Waldschläger diesen Vernichtungskampf mit dem Leben, wenn ein stürzender Baum oder ein herabbrechender Ast ihn trifft.

Ein bis zwei Monate herrscht nun Ruhe, nur die Sonne brennt unbarmherzig von früh bis spät, tagaus — tagein, auf den geschlagenen Wald hernieder und dörrt ihn aus. An einem besonders heißen, sonnigen Tage kehren die Männer um die Mittagszeit abermals wieder und legen gemeinsam Feuer an die geschlagene Fläche. Prasselnd züngeln ringsum die Flammen hoch, schwarze Rauchwolken emporwirbelnd, und springen, durch den Wind getrieben, fauchend und röhrend vorwärts, wo sie in dem trockenen Laub und Geäst reichlich Nahrung finden. Von Minute zu Minute nimmt die Wucht der Flammen zu. Feuer vereint sich mit Feuer, bis zuletzt der ganze Waldschlag von einem einzigen Flammengürtel umgeben ist, der mit ständig wachsender Gewalt gegen die Mitte vordringt. Wehe dem Getier, das sich jetzt hier eingeschlossen befindet! Es ist rettungslos verloren. Mäuse, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Baumstachler, Beuteltiere, Hasen, oder was sich hier sonst während der Wochen der Ruhe verborgen hielt oder auf Nahrung ausging — sie alle fallen den Flammen zum Opfer, verkohlen bis zur Unkenntlichkeit, verbrennen bis zu Asche. Eine gewaltige Feuerglocke hängt über der oft bis zu 50 Hektar großen Fläche, gewaltige Rauchwolken gen Himmel schleudernd, und aus ihrem Inneren prasselt, pfeift, zischt und dröhnt es unablässig wie in einem Orkan. Verkohltes Laub jagt in die Wolken hinauf und kommt erst viele Kilometer weiter wieder zu Boden. Die enorme Hitze reißt die Luftmassen in höchste Höhen empor, wo sie in den kälteren Regionen kondensieren, gigantische Kumulusberge bildend, die wie riesige, unablässig wachsende und sich verändernde Blumenkohle über dem Ganzen schweben, majestätisch in ihren schneeig-weißen, sonnenbeschienenen, oberen Partien, finster und dräuend in ihren unteren, von den Rauchmassen ständig frisch gespeisten Teilen.

Die untergehende Sonne durchdringt zuweilen die Rauchwolken nicht mehr, aber wenn, so bescheint sie eine verkohlte, schwarze, von zahlreichen Ascheflecken und -streifen durchzogene immer noch schwelende Fläche, und wenn die Dunkelheit hereinbricht, steht ein weithin sichtbarer Feuerschein über dem verbrannten Walde. Aus der Ferne nimmt es sich aus wie ein großer Umschlagebahnhof



mit seinen unzähligen Signal- und Weichenlampen. Ueberall glimmt und leuchtet es auf, zahlreiche Feuer brennen, und von den stehengebliebenen, hohen, trockenen Stümpfen kommt hin und wieder ein Regen von Glut herab. Die ganze Nacht hindurch poltert und dröhnt es noch gelegentlich — durchgebrannte Aeste brechen nieder und trockene Stämme stürzen mit dumpfem Aufschlag; da sie den Aexten der Waldschläger zu hart waren, blieben sie im Waldschlag stehen, das Feuer gibt ihnen nunmehr aber den Rest. Der neue Tag zeigt ein trauriges Bild der Vernichtung. Ein riesiger Friedhof von verkohlten Stümpfen und wahllos durcheinandergestürzten und übereinander gefallenen, verbrannten Stämmen erstreckt sich jetzt dort, wo einst der üppige, ewig grüne Urwald stand. Immer noch brennt und raucht es an vielen Stellen.

Wieder erscheinen die Männer mit Aexten, hauen die Kronen der Bäume, dort wo sie zu dicht liegen, zusammen, schichten das Geäst zu Haufen, und alsbald lodern neue Feuer auf, weiteren Raum für die kommende Pflanzung zu schaffen. Primitive Hütten entstehen, mit Wänden aus Rundholz, die durch Lianen zusammengehalten werden; der Fußboden bildet die Erde und die Decke ist das rohe Schindeldach. Vor den Hütten spielen Kinder mit den ausgebrannten, kalkweißen, großen Gehäusen der Waldschnecken und mit dem bunten Balg und dem langen Schnabel eines erlegten Pfefferfressers. Dort, wo vor nicht allzulanger Zeit der Puma am Bach noch ein zur Tränke ziehendes Reh schlug, stehen jetzt die Frauen und waschen ihre Wäsche — im einstmals weichen, jetzt hartgedörrten Uferlehm sind die Abdrücke der großen Pranken noch deutlich zu erkennen. Nach wenigen Wochen schon sprießt allenthalben zwischen den schwarzen Stümpfen und Stämmen das zarte Grün der ersten Pflanzung. Mais, Reis, Bohnen und vieles Andere kommt in dem jahrhunderte-alten Urwaldboden ohne Düngung und Vorarbeit gut voran. Ueberall, wo es das Gelände nur irgend zuläßt, werden die Reihen der späteren Kaffeesträucher in einheitlicher Richtung und Abstand von einander markiert und die Pflanzlöcher ausgehoben.

So wohnt der Siedler im Urwald





Der Oberlauf des Rio Pirapo

*

Achtzehn Jahre sind seither vergangen — und das Bild der Landschaft hat sich völlig gewandelt. Der Blick, der früher durch den Wald ringsum begrenzt war, schweift jetzt in die Ferne und Ausblicke über das Gelände wurden frei, die man nie zuvor vermutet hätte. Tausende von Aexten fraßen sich jährlich weiter in den Wald hinein, alljährlich in der Trockenzeit war die Luft dick und undurchsichtig von dem Rauch der zahllosen Brände und Jahr um Jahr sprossen neue Kaffeepflanzungen dort auf, wo bis dahin Jahrhunderte zuvor alles mit Urwald bedeckt gewesen war. Wo sich einst nur schmale Schneisen durch das Dämmer des Waldes zogen, auf denen man lediglich zu Fuß oder bestenfalls auf Eselsrücken fortkommen konnte, durchkreuzen heute breite Straßen die Gegend in allen Richtungen. In der Trockenzeit sind sie mit knöcheltiefem Staub bedeckt und in der Regenzeit verwandeln sie sich in einen oft unpassierbaren Morast. Wo man früher mit dem Buschmesser nachhelfen mußte, um durchzukommen, fährt man heute Stunde um Stunde mit dem Auto, während sich rechts und links der Straße — nur hin und wieder



Links geschlagener, rechts schon gebrannter Urwald

durch ein Waldstück unterbrochen — die sich ewig gleichbleibenden, sauber ausgerichteten Reihen der Kaffeesträucher hinziehen, die nunmehr das eintönige Bild der Landschaft ausmachen.

Und immer noch fressen die Aexte der Waldschläger, und der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, an dem die letzte Waldparzelle gefallen sein wird, um einer Kaffeepflanzung Platz zu machen. Der einst so unermeßliche Wildreichtum ist vernichtet, ausgerottet. Je mehr das Gebiet besiedelt wurde, umso unbarmherziger wurde die Verfolgung, die hier keine Schonzeit kennt, und schließlich ging es nur noch darum, das Reh zu schießen, bevor der Nachbar es erlegt. Heute klingt es wie ein Märchen, daß noch vor 15 Jahren ein guter Jäger im hiesigen Gebiet in drei Monaten soviel Wild erlegen konnte, um einen Lastkraftwagen mit seinen Fellen zu füllen.

Durch den rapide abnehmenden Waldbestand geht auch die einst so artenreiche Vogelfauna immer mehr zurück. Die meisten Waldvögel sind, ihrer natürlichen Lebensbedingungen beraubt, in weit entlegene Gebiete abgewandert, soweit nicht auch sie schon vorher vernichtet wurden. Manche kehren — als Zugvögel — alljährlich auf kurze Zeit noch wieder, aber auch sie werden von Jahr zu Jahr weniger. Nur der schwarze Aasgeier, der Begleiter der Zivilisation, der heilige Vogel Brasiliens, gegen den niemand sich unterfangen wird, die Flinte zu heben, bürgert sich immer mehr ein (und durch ihn verschleppt übertragen sich allerhand Seuchen unter dem Vieh).

Die Zeit blieb nicht stehen. Ortschaften wurden gegründet und wuchsen rasch. Der Zuzug in die gesegnete Gegend, in der die gefürchtete Blattschneide-Ameise, die „saúva", nicht vorkommt riß nicht ab, und das Vortreiben einer Eisenbahnlinie brachte weiteres Leben in das Gebiet. Sägereien taten sich auf, um das viele Nutzholz der Wälder zu verarbeiten. Geschäftshäuser mehrten sich, die mit ihrem Warensortiment genau auf die Bedürfnisse und Ansprüche der Landbevölkerung eingestellt waren, und es dauerte nicht sehr lange, bis auch die ersten Reis- und Kaffee-Aufbereitungsmaschinen vertreten waren. In dem Maße, wie die landwirtschaftliche Produktion von Jahr zu Jahr stieg, vergrößerten sich auch die Ortschaften, deren Einwohner alle mittel- oder unmittelbar wiederum von der Landbevölkerung lebten.

Heute ist Nord-Paraná, dank seiner guten Böden, dank seines gesunden Klimas und dank seiner reichen Ernten, im ganzen Lande als „gute Zone" bekannt und genießt den Ruf des zukünftigen Zentrums der brasilianischen Kaffee-Produktion. Der Kaffee beherrscht das ganze Gebiet — nicht nur mit den Millionen von Sträuchern, die sich in ausgerichteten Reihen dem Auge des Reisenden darbieten, sondern auch „hinter den Kulissen". Er regiert das Leben der ganzen Zone, von ihm hängen Handel und Wandel ab, mit ihm steigt und fällt das Wohlleben der Allermeisten. Hat der Kaffee eine gute Ernte gegeben und auf dem Weltmarkte einen guten Preis erzielt, so hat jedermann Geld und ist zu allerhand Unternehmungen aufgelegt — und das nicht nur die Landwirte, sondern durch diese wiederum auch die Geschäftsleute, der Handel und das Gewerbe — alles kommt ins Rollen und mit dem Gelde wird herumgeworfen. In schlechten Kaffee-

Die erste Maisernte auf der Pflanzung kann beginnen



Die erste deutsche Siedlung IN ARGENTINIEN

DIE DEUTSCHE KOLONIE AUF DEM GELÄNDE DES HEUTIGEN CHACARITA-FRIEDHOFES

Dr. WILHELM SCHULZ

Die Regierung schritt sofort ein und der Ministro de Gobierno des inzwischen gewählten Präsidenten Rivadavia, Dr. Agüero, drückte zudem in einer Note vom 27. April 1826 aus: „Der Präsident ist erfreut, wie gut dieser Mensch (individual) (Heine) den Verpflichtungen nachgekommen ist, die er der Regierung gegenüber übernommen hatte. Besonders hat er sich das Land zum Dank verpflichtet durch sein Verhalten nach der Ankunft am Rio de la Plata, ebenso wie die Emigranten, die ihn begleiteten; der Comisión de Emigración ist eine Abschrift zu übersenden, die durch die Kanzlei anzufertigen ist, des Kontraktes, der zwischen besagtem „individuo" Don Carlos Heine und der Regierung im Januar 1825 getätigt wurde, damit unter Vorzeigung dieses Kontraktes und der Eingabe, die er jetzt von Bacas gemacht hat und von der ebenso Abschrift der Kommission zu übersenden ist, diese alle Maßnahmen treffe, um alle Vereinbarungen mit der Regierung endgültig festzulegen, wobei sie ganz besonders angehalten wird, daß man auf diese Emigranten alle Rücksicht nimmt, deren sie sich durch ihr Verhalten würdig erwiesen haben und daß so rasch wie möglich die Schiffe gesandt werden, die sie gemäß dem Beschluß nach hier bringen sollen ..."

In den ersten Maitagen 1826 sind diese etwa 200 Deutschen nun tatsächlich in Buenos Aires eingetroffen.

Es muß sowohl für Heine wie für die Emigranten, unter ihnen ältere Leute, Frauen und Kinder, kein Leichtes gewesen sein, ohne alle Habe in Kriegszeiten von Montevideo aus den fast 300 km weiten Weg über Land bis zum Arroyo las Vacas, dem Tigredelta gegenüber, zurückzulegen. Den Río de la Plata beherrschte die brasilianische Flotte und hielt Argentinien unter strenger Blockade.

Am 9. Mai erteilte Rivadavia selber der Comisión de Emigración Anweisungen, wie sie sich den deutschen Kolonisten gegenüber zu verhalten habe, damit sie sofort an ihrem Bestimmungsort, der *Chacarita de los Colegiales*, untergebracht würden, wo sie sehr bald, wie wir im folgenden sehen werden, den auf dem Terrain wohnenden intrusos (unrechtmäßigen Siedlern) und dem Verwalter der Chacarita durch ihre Zahl, ihren Fleiß und Schaffensfreude ein

---

Jahren hingegen gerät umgekehrt alles ins Stocken, da jedermann, wiederum von den Landwirten ausgehend, knurrt und knausert.

Die Allerallerwenigsten aber von denen, die heute im Luxuswagen über die breiten Landstraßen dahinfahren, die in den Bars ihren „cafézinho" schlürfen oder ihr Eis löffeln, die vor den Banken herumstehen und in Kaffee spekulieren, oder nach neuester Mode geschniegelt und gebügelt abends in den Kinos die nordamerikanischen Tonfilme auf sich einwirken lassen — die Allerallerwenigsten von diesen denken daran, wieviel Mühe, wieviel Schweiß und wieviel Energie nötig waren, um aus dem unwirtlichen, schier undurchdringlichen Urwald d a s zu machen, was heute Nord-Paraná darstellt. (Es wäre auch zu viel verlangt, wollte man von einem, der in das fertige Nest kommt, solche Sentimentalität erwarten). Das Leben geht weiter, nichts auf dieser Welt kann von dauerndem Bestande sein, und man lebt dem jeweiligen Jetzt. Vergessen sind die, die der Waldschlag forderte, vergessen sind die, die in den ersten Jahren der Erschließung des Gebietes Malaria und Gelbfieber zum Opfer fielen, und vergessen sind Wälder und Wild. Nur die wenigen Idealisten unter den Pionieren dieser Gegend, die einen Blick für die bezaubernde Schönheit des unberührten Urwaldes hatten und ein Mitgefühl und ein Interesse für das zahlreiche Getier, das einst das Leben in ihm ausmachte, denken noch manchmal an die romantischen Anfangsjahre zurück, und sie denken, mit Wehmut im Herzen:

„E s w a r e i n m a l — — — —"

Dorn im Auge und eine Belästigung für die Ruhe der criollos wurden — deutsches Schicksal, des Einzelnen wie des ganzen Volkes.

Die Chacarita de los Colegiales

Die Chacarita de los Colegiales war eine ehemalige Estancia der Jesuiten.

Als Juan de Garay, Lugartiniente de Gobernador y Capitán General en todas estas Provincias del Río de la Plata, die Stadt Trinidad, Puerto de Buenos Aires, die heutige Hauptstadt der Republik, am 11. Juni 1580 zum zweiten Male gründete mit 60 Soldaten, die er in Asunción angeworben hatte und unter denen auch Söhne jener deutschen Landsknechte waren, die 44 Jahre vorher der ersten Gründung der Stadt Santa María de los Buenos Aires unter Pedro de Mendoza beigewohnt hatten, gab er jedem Ansiedler vorerst ein Grundstück (Solar) in der Stadt selbst, sodann ein größeres Stück Land (chacras) in der Nähe derselben, um es für seinen Lebensunterhalt anbauen zu können, und schließlich ein ausgedehntes Gebiet (suerte de estancia) noch weiter entfernt in den „valles" (heute partidos genannt). Die chacras im Norden der Stadt verliefen rechtwinklig zum Río de la Plata (die im Süden zum Riachuelo) und erstreckten sich mit Breiten zwischen 300 und 400 varas (260 und 345 m) eine legua (5200 m) weit ins Land hinein. 10 solcher chacras bildeten 150 Jahre später die Chacarita de los Colegiales; sie umfaßte etwa 1/5 der Oberfläche des heutigen Stadtgebietes, zumal da sie sich nicht nur 5 sondern über 12 km ins Landesinnere bis über die heutige Avenida de Circumvalación hinaus erstreckte.

Am 16. Dezember 1608 nahm Hernando Arias (Hernandarias) de Saavedra, Gobernador und Generalkapitän der Provinzen die endgültige Absteckung des Stadtgebietes und der chacras vor. Ersteres sollte sich von Norden nach Süden und Osten nach Westen erstrekken. Man begann vor dem Cabildo am Westende der Plaza de Mayo zu messen nach Norden, die heutige San Martín (1812 varas = 1548 m) entlang bis zur Straße nach Santa Fe. Dort setzte man einen Grenzpfahl auf der ersten Landspitze, die die barranca des Río de la Plata bildete, wenn man nach dem Río de las Conchas zu geht (im heutigen parque San Martín) und maß ein wenig weiter bis etwa, wo sich heute die Achsen der San Martín und der ostwärts verlängerten Arenales kreuzen würden. Diese Arenales bildete dann die Nordgrenze des Weichbildes der Stadt. Die chacras wurde anschließend nach einem genauen Studium der Acta de Reparto de Tierras und nach den sachverständigen Angaben vertrauenswürdiger Personen in rumbo (Richtung) und Ausmaßen abgesteckt.

Ich erwähne dies so eingehend, weil es mir sehr interessant erscheint, sich durch einen Blick auf die Stadtkarte zu überzeugen, wie sich diese erste Landeinteilung bis heute in den Hauptrichtungen der Straßen im Zentrum und nach N-W daran anschließend z.B. in den Straßen Montevideo, Ayacucho, Pueyredón - Anchorena, Salguero, Canning, Gurruchaga, Pino, Pampa, die alle alten Chacragrenzen entsprachen, bis hinaus nach Saavedra und Vicente Lopez erhalten hat. Nur die ebenfalls noch jetzt im Stadtbild ersichtlichen großen Ausfallsstraßen Santa Fe, Cabildo, Camino del bajo a San Isidro heutige Luis María Campos, Alvarez Thomas, Warnes gestalten das heutige Stadtbild etwas unruhig. Die 12. bis einschließlich 21. chacra erwarben hauptsächlich durch Schenkungen, sodann durch etwas Zukauf im Laufe der Zeiten die Jesuiten: von Santa Fe und Uriarte bis zur Pampa, von Luis María Campos bis zur Sanchez und Avenida de los Constituyentes und weiter in Fortsetzung nach S-W der ganze heutige barrio Villa del Parque und in unregelmäßiger Begrenzung noch weiteres Terrain über die Stadtgrenze hinaus. In dieser Estancia hatten die Jesuiten in ihrer Mitte, dort wo heute der Panteón Español und der Zentralteil mit Kapellen des jetzigen Westfriedhofes, der Chacarita, stehen, ihre sehr umfangreichen Verwaltungs- und Wohngebäude errichtet.

Als sie vertrieben wurden, fiel der Besitz an den Staat und dieser überließ den zentralen Teil und die Baulichkeiten dem Colegio San Carlos zum Nutznieß und als Sommeraufenthalt seiner Schüler.

Ein Dominikaner, Luis José Chorroarín, berühmter Lehrer der Philosophie, war lange Zeit Rektor dieses Colegio (bis 1810), hatte es bis zur bedeutendsten Unterrichtsanstalt in den letzten Jahren der Colonie ausgestaltet und sich in der Freiheitsbewegung hervorragend betätigt.

Die deutschen Siedler in der Chacarita de los Colegiales

Inmitten dieses Besitzes wollte nun Rivadavia seine deutschen Kolonisten ansiedeln, damit sie halfen, die Stadt mit Milch, Gemüse und Obst zu versorgen.

Er ordnete vorerst am 9. Mai 1826 an: „Es ist eine Liste einzureichen unter Angabe der Ehepaare, Frauen und Kinder". Am 15. Mai überreicht Alejandro Rivero der Regierung diese Liste mit Namen, Zivilstand und Beruf. Es waren im ganzen 46 Familien oder 163 Personen, die als zukünftige Kolonisten dem Departamento Estadístico angegeben wurden. Ich habe diese Liste nirgends auffinden können. Im Archivo General de la Nación konnte ich Literatur und Schriftstücke einsehen, nach welchen die damals aufgestellte Liste 182 Per-

sonen (46 Familien mit 165 Mitgliedern und 17 Einzelpersonen) umfaßt. Die größere Zahl gegenüber der von Rivero angegebenen könnte daher kommen, daß der eine oder andere Name beim Lesen der Unterschrift früher oder von mir mißdeutet ist und eigentlich mit einem anderen bereitsaufgeführten zusammenfällt oder daß Personen, die als Familienmitglieder ursprünglich geführt wurden, nachher selbständig aufgetreten sind. Unzweifelhaft sind aber auch noch später deutsche Einwanderer dem ersten Trupp Heines gefolgt. Von einer Gruppe haben wir Kenntnis.

Die Auswanderungskommission unterhielt einen Agenten Marcos Dopples in Montevideo, um Waren- und sonstige Transporte, die an der Ostküste von Uruguay landeten, um die brasilianische Blockade des Río de la Plata zu umgehen, nach Buenos Aires über Land weiterzuleiten. Unter diesen Transporten befand sich eine sehr wertvolle Sendung von Merino-Schafen und Tibetziegen, deren Einfuhr Rivadavia schon lange vor der Blockade veranlaßt hatte.

Dopples berichtet am 29. Januar 1827, daß er die Herde auf Karren nach dem Puerto de las Vacas am Uruguay befördern werde und fährt fort:

„In Canelones sind einige Deutsche verblieben, die für die comisión de emigración gekommen sind. Sie wollten nach Buenos Aires weiter. Ich habe sie in den carretas zugelassen, so daß es noch weitere drei geworden sind, beladen mit diesen Reisenden und ihrem Gepäck. Zugleich schicke ich eine carreta mit den Tieren der Regierung. Ein Schäfer wollte nach Frankreich zurückreisen. Der Neger ist an einer Halswunde gestorben, die von einem Schlag herrührt, den ihm der Schäfer versetzt hat."

Auf der balandra Carmelita sind dann hier 23 Merino-Schafe und 6 Tibetziegen angekommen und wahrscheinlich auch die deutschen Einwanderer, über deren Zahl und Namen ich jedoch nichts in Erfahrung bringen konnte. Sie vermehren aber wohl die Anzahl in meiner Aufstellung gegenüber der von Rivero angegebenen.

Die Geschicke der deutschen Landsleute sind am besten aus einer Wiedergabe der Dokumente zu entnehmen, die ich als Entwürfe, als Abschriften und als Originale im Archivo General de la Nación auffinden und einsehen konnte, ergänzt durch einige Daten aus den Veröffentlichungen und Kopien von Bläuen aus dem Archiv der Dirección de Geodesía, Catastro y Mapa, La Plata.

Besonderen Dank habe ich dem Archivdirektor Professor Díaz, Herrn Professor Federico Daus, Herrn José M. Prado, Direktor des Archives La Plata und Herrn Ingenieur Ottonello für ihren Rat, Unterstützung und Auskunft zu sagen.

Die ersten Monate der deutschen Siedlung in der Chacarita de los Colegiales

Nach ihrer ereignisreichen Ueberfahrt waren die deutschen Kolonisten ohne jede Habe mitten in innerpolitisch heftig bewegten Kriegszeiten Anfang Mai 1826 in Buenos Aires eingetroffen. Sie wurden nach kurzem Aufenthalt in der casa de emigrantes in der Recoleta[12] nach der Chacarita de los Colegiales geschafft und dort — in dero Mitte und an der Stelle, wo heute der Westfriedhof sich befindet — in den weitläufigen und umfangreichen alten Jesuitengebäuden untergebracht gemäß einem „oficio" vom 9. Mai 1826. Die Landeinteilung und die Zuteilung an die einzelnen Familien erfolgte zunächst nicht. Es wurde Winter und die Feldbestellung konnte nicht sogleich beginnen. Das Terrain, das für sie bestimmt war, umfaßte einige 80 cuadras[13] nicrt ganz 135 Hektar und etwa 60 cuadras (100 ha) Wald, der aber vorerst nur zur Holznutzung für die Allgemeinheit bestimmt war. Das Ackerland war durch Gräben in potreros (Weideflächen) untergeteilt und auf ihm standen einige Fruchtbäume. Zwei Hauptstraßen von 30 varas (26 m) Breite waren als Zugang zum vorgesehenen pueblo (Siedlung) abgesteckt. Dieses selber sollte entstehen, wo die Baulichkeiten standen, sowohl um diese zu benutzen, als auch, weil es die höchste Lage war. Inzwischen sollte nicht gebaut werden. Für die Dorflage waren vorgesehen 12 manzanas mit 48 solares (Hausstellen) mit 4 kleinen und einem großen Platz. Dieser sollte vorerst als allgemeine Arbeitsstelle benutzt werden, später dachte man in seiner Mitte die öffentlichen Gebäude zu errichten. Die Ackerbearbeitung sollte in Gemeinschaft beginnen, weil ja noch keine Abstechung der Einzelbesitze erfolgt war.

In den alten aus der Jesuitenzeit bestehenden Gebäuden besaßen einige Zimmer des ersten Hofes gewölbte Dächer, die übrigen Holzdach mit Schindeln gedeckt. Die Kapelle hatte ein großes Loch in der bóveda (dem Dachgewölbe) und müßte ausgebessert werden. Das almacén, der Speicher, würde sich gut für die Schule eignen — es waren deutsche Kolonisten, die an ihre Kinder dachten und deshalb sich auch einen Schulmeister, Bernhard Petry (Familie von 4 Personen) mitgebracht hatten. — Das Hauptgebäude gewährte etwa 30 - 40 Familien Platz „con alguna comodidad".

Die Chacarita lag 2 - 2½ leguas (10 - 13 km) von der Plaza Victoria, dem Zentrum von Buenos Aires, entfernt. Vor allem benötigten die Kolonisten jedoch Zugtiere, um ihre Erzeugnisse auf den Markt bringen zu können.

Ganz offensichtlich war von vornherein zu ersehen, daß das Gelände für soviel Anbauer

viel zu klein war, kaum 3,5 ha für jede Familie. Deshalb wohl auch das Dekret Rivadavias, der zweifellos für die Kolonie ein großes Interesse zeigte, vom 25. September 1826:

„In dem unter dem Namen Chacarita de los Colegiales bekannten Gebiet wird alles Land, das nicht verpachtet ist, zur Gründung einer Ansiedlung bestimmt, die den Namen *Chorroarín* tragen soll."

Nunmehr hätte auch die Absteckung beginnen können, die vom Departemento Topográfico der Provinz Buenos Aires vorzunehmen war.

Die Kolonisten hatten inzwischen rüstig mit der Arbeit begonnen. Die Männer stellten Mauersteine her, die Frauen bauten Gemüse an. Die letzten Mittel, die den Siedlern nach allem, besonders nach der Flucht aus Uruguay geblieben waren, verwandten sie zum Ankauf von Sämereien. So stand um die Jahreswende von 1826/27 die erste Ernte bevor, als der Verwalter der Chacarita, Pedro Fernandez, in einer Nacht Vieh in die Pflanzungen treiben ließ. So wurden in einem Augenblick die Arbeit und Opfer vieler Monate zerstört und den Kolonisten ein Großteil ihrer Hoffnungen und Mut geraubt. All das stellt die Comisión de Emigración fest, der die Sorge für die Einwanderer noch immer oblag und vor der sich Fernandez damit entschuldigte, einer seiner Inspektoren habe einen Arg (recelos) gehabt.

Die Comisión de emigración tritt für die Siedler ein

Die Comisión de Emigración wendet sich am 1. Februar 1827 an die Regierung:

„Die Kolonie, die bestimmt ist, die Siedlung Chorroarín zu bilden, kann in der augenblicklichen Lage nicht die Unterstützung seitens der Comisión erhalten, die notwendig ist, um die Leute zu neuem Anbau zu veranlassen.

Solange Fernández das Recht hat, sich in die Angelegenheiten und den Besitz dieser Gründung zu mischen und ein Ochsentreiber (boyero) seine Laune an diesen Kolonisten auslassen kann, befinden sich diese jeden Augenblick in einem Interessenkampf.

Die einzige Lösung ist die Chacra der Comisión zu übertragen."

Am 15. Februar geht die Beschwerde zum Bericht an Fernández, der antwortet:

„Derjenige, der das Material für die Comisión de Emigrantes verwaltet, ist verdrossen, weil die Erzeugnisse der Chacra gemäß Befehl der Comisión, der von zwei Ausländern gezeichnet war, nicht durch seine Hände gegangen sind."

Wir haben oben gesehen bzw. werden weiter unten sehen, daß offiziell von der Regierung ernannt verschiedene Ausländer, vor allem Engländer, aber auch Deutsche (Eschenberg, Meyer) sich in der Kommission befanden.

Fernández selbst erbittet wegen vorgeschrittenen Alters seinen Abschied, auch weil die Verwaltung durch die Kommission größere Vorteile für den Staat voraussehen läßt.

12) dem jetzigen Asilo de Mendigos in der Recoleta. Welch eigenartige Tragik: so zogen die deutschen Siedler auf argentinischem Boden aus der Nachbarschaft eines Friedhofes auf den Grund und Boden, der später Friedhof werden sollte und ihnen selber im übertragenen Sinne ein Friedhof, aber ein wenig „friedlicher", geworden ist.

13) „cuadras" ist eigentlich ein Längenmaß von 150 varas gleich 129,99 m (Provinz Buenos Aires). Hier ist die cuadra cuadrada gemeint, die also 22.500 varas oder 1 ha 69 ar umfaßt.

Die manzana, wie sie hier nach dem alten Plan des pueblo gemeint war, hatte 100 mal 100 cuadras oder 75 ar.

(Fortsetzung folgt)

O lerne fühlen welchen Stamms du bist!
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die stolze Blüte deines Wesens hin. —
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Ans Vaterland, ans teure schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

SCHILLER



XI. Der Schlüssel Karibiens

VON CARL FRHR. v. MERCK

Was weiß man schon in der Welt von Nikaragua? — Sie werden Dir sagen, es sei eine der fünf mittelamerikanischen „Zwergrepubliken" und dabei seine 150.000 qkm Flächenausdehnung (mehr als die Hälfte Italiens, fünfmal mehr als Belgien und Holland zusammengenommen), geflissentlich übersehen. Gewiß, Nikaragua hat nur 1,5 Millionen Einwohner, ist aber dafür die Heimat Rubén Darios, des größten Dichters der spanischen Sprache, und das politisch-geographische Schlüsselland des gesamten karibischen Kräftefeldes. Gerade hier zwischen Atlantik und Pazifik harrt unser eine der lebendigsten amerikanischen Geschichtslektionen.

Lange bevor seine wilde Seemannsseele in den grauen Augen der Lady Hamilton im romantischen Neapel ertrank, war Britanniens großer Seeheld, Lord Nelson jahrelang auf den Leeward-Inseln im Karibischen Meere stationiert. Seit 1779 kämpfte er mit ebensolcher Verbissenheit um die Seeherrschaft im amerikanischen Mittelmeer, wie er später um das europäische Mittelmeer gegen den gleichen Feind, gegen die Franzosen rang. Wir wissen aus den Aufzeichnungen seiner Gattin, Francisca Nisbet, Nichte und Erbin des Leeward-Gouverneurs Herbert, daß Nelson in seinen frühen Jahren entschlossen war, sein Leben ganz und gar dem Ausbau der britischen Macht im Karibischen Meere zu widmen, bevor ihn die Pflicht nach den europäischen Gewässern rief, wo er bei Trafalgar Weltschicksal spielen sollte.

Schon anläßlich seiner ersten karibischen Reise als Kapitän der Fregatte „Hirchingbroke" betrat Nelson erstmalig den Boden Nikaraguas in Bluefields und trat energisch für die Beibehaltung des britischen Protektorates über die nikaraguensische Moskito - Küste ein, auf deren Beherrschung die französischen Bukaniere besonders aus waren. Im Kampfe mit ihnen verlor der große Seemann sein linkes Auge in der Mündung des Rio San Juan und gab eineinhalb Jahrhunderte später dem nordamerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt damit Gelegenheit zu der sarkastischen Bemerkung: „In Nikaragua ist bestimmt etwas zu ernten." — Es heißt, daß Nelson nach tenden Briten einmal hingefallen ist, ist immer etwas zu ernten." — Es heißt, daß Nelson nach dem Gefecht in der San Juan-Mündung, die Faust in die blutende, leere Augenhöhle preßte und dabei ganz ruhig sein gesundes Auge auf die Küste Nikaraguas richtete und sagte: „Dieses Land wird einmal der Schlüssel zu diesem Meere sein. Die Fahne seiner britischen Majestät sollte hier immer wehen!"

Nun, Nelson ging danach nach Europa. Und schon 1786 mußten die Engländer die Mosquito-Küste und ihre gesamten Stützpunkte an den atlantischen Ufern Nikaraguas räumen, weil die Spanier, die seit 1522 (Landung des Adelantados Gil Gonzales de Avila) und der Zerstörung des indianischen Reiches von Xolotlán durch die Conquistadoren *Hernández de Córdoba* und *Pedrarias* im Lande saßen, sie zum Rückzug zwangen, während die britische Seemacht in europäischen Gewässern engagiert war. Nelsons Voraussage aber sollte sich noch erfüllen. Nikaragua war und ist tatsächlich ein geopolitischer Knotenpunkt ersten Ranges. Entsprechend fiel sein historisches Schicksal aus: blutig und bewegt!

Schon die spanischen Eroberer, hauptsächlich Andalusier und maurisch beeinflußte Südspanier, die der heutigen Bevölkerung von Nikaragua ihren Charme, ihre Lustigkeit und Musikalität, aber auch ihre Lust an Streithändeln, an politischen Kämpfen und ihren Fatalismus vererbten, erkannten die Chancen, die ihnen die besondere topographische Gestalt des Landes bot. Hier, an einer der schmalsten Stellen des mittelamerikanischen Landsrückens unterbrechen *zwei riesige Binnenseen* die vulkanischen Bergketten, der nordwestlich, unterhalb des Golfs vonFonseca gelagerte, 65 km lange und 30 km breite, abgrundtiefe *Lago Xolotlán* (auch nach der an seinem Ufer liegenden Hauptstadt Lago Managua genannt) und der südwestlich gelagerte, 175 km lange, 75 km breite, 40 Meter tiefe *Lago Cocibolca*
lange, 75 km breite, 40 Meter tiefe *Lago Cocibolca*
Fluß schafft eine natürliche Verbindung zwischen

den beiden Seen, und der Lago Nikaragua ist wiederum durch den San Juan-Fluß mit dem Karibischen Meer verbunden. Einer direkten, natürlichen Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und dem pazifischen Meer stehen nur zwei dünne Landrücken entgegen! Natürlich dachten darum bereits die Spanier über entsprechende Kanalbauten nach und nannten die Stadt, die sie auf dem Isthmus zwischen dem Xolotlán-See und dem Pazifik anlegten symbolisch Corinto (Korinth). Die Natur selbst zeichnete den Schatten eines Kanals über dieses blühende mittelamerikanische Land. Und dieser Schatten wurde zum Schicksal Nikaraguas!

Kurz nach der Ausrufung der zentralamerikanischen Union ließ man sich bereits im Jahre 1826 französische Ingenieure kommen und wollte mit dem Nikaragua-Kanal das erste, große, tragende Projekt des jungen Bundesstaates realisieren. Die Franzosen sahen sich die alten Pläne der Spanier an, nahmen sie zur Grundlage ihrer Bemühungen und waren drauf und dran, die Grabungsarbeiten aufzunehmen, als die Union auseinanderfiel. Die lokale Regierung von Nikaragua aber hatte nicht die Mittel, um den großen Kanalbau zu verwirklichen. Der Traum war einstweilen ausgeträumt.

Als aber 1848 in Nordamerika der „Marsch nach Westen" einsetzte und tausende von Amerikanern die Pazifik-Küste ihres Landes zu erreichen trachteten, kamen kluge britische Reeder auf den Gedanken, diesen Menschen den Schiffsweg New Orleans — San Juan del Norte — Rio San Juan — Lago Cocibolca — Rio Tipitapa — Lago Xolotlán — Leon — Corinto — Playa Grande — Seeroute nach San Francisco anzubieten. Und da diese ungeheuere Seereise den Westwanderern weniger beschwerlich erschien, als der direkte Landweg durch Nordamerika, der damals unzählige Kämpfe mit Indianern, monatelange Treck-Reisen im Wagen und unzählige andere Schwierigkeiten bedeutete, setzte tatsächlich eine Wanderungsbewegung auf dem Schiffswege von der Ostküste zur Pazifikküste der USA via Nikaragua ein. Viele Händler blieben im Lande der schönen Seen hängen. Der klassische „Yankee" entdeckte damals Nikaragua, nachdem sich die Briten 1848 bereits wieder in Greytown festgesetzt hatten. In jenen Jahren erkannten die Washingtoner Politiker das Herzland Mittelamerikas. Mancher Annektionsplan wurde damals in der nordamerikanischen Hauptstadt geschmiedet. Nikaragua war das geeignete Durchgangsland nach dem Pazifik, hatte Gold- und Silberbergwerke und war ein wahrer Gottesgarten. Die nordamerikanischen Handelsherren witterten Geschäfte und fürchteten die englische Konkurrenz. Doch ein überraschendes Ereignis warf die amtlichen Pläne über den Haufen. Eine abenteuerliche Gestalt, ein früherer nordamerikanischer Anwalt, den die sogenannte Zivilisation mit Ekel erfüllte, formte sich eine schlagkräftige Piratenflotte, und fiel über Nikaragua her. Was die Conquistadores und Lord Nelson klar erkannt hatten, erkannte William Walker auch und griff nach dem Schlüssel Karibiens! Mit rasch geführten Schlägen unterwarf er sich das Land, machte sich selbst zum „Präsidenten" von Nikaragua und eignete sich die „Compañía de Tránsito" an, um weiterhin die Goldgrube der durchreisenden nordamerikanischen Westwanderer ausbeuten zu können. Dieser seltsame Pirat mit durchaus genialen Zügen arbeitete dabei Hand in Hand mit gewissen nordamerikanischen Bankhäusern und lebte nicht nur von der Piraterie, sondern von riesigen Geschäften, die er mit den Händlern tätigte, die es bezüglich des Geldes mit dem lateinischen „non olet" hielten. Aber das Volk von Nikaragua war mit der Tyrannis des blonden Korsaren aus USA nicht einverstanden.

Von 1855, dem Jahre seiner Landung, bis 1860, dem Jahre seiner Erschießung in Trujillo, führen die Nicaraguenses unaufhörlich Kleinkrieg gegen den Eindringling und seine aus Abenteurern aus aller Herren Länder zusammengestellten Truppen. Am 14. September 1856 gelang es ihnen unter der Führung des Generals José Dolores Estrada bei San Jacinto, den Yankeepiraten entscheidend zu schlagen. Doch bis zu seiner endgültigen Vertreibung sollten noch einige Jahre ins Land gehen. Zwischendurch plünderte und zerstörte er

In einem der schönen Parks von Managua.

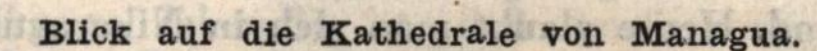


die Stadt Panamá. Schließlich und endlich gelang es, mit der militärischen Hilfe der Nachbarländer, die Macht Walkers langsam zu zerbröckeln und den Piraten, nach einem Gefecht auf der Insel Roatán, lebend zu fangen. Eines der buntesten und interessantesten Kapitel der mittelamerikanischen Geschichte ist von diesem blauäugigen Riesen geschrieben worden. Man sollte diesen fesselnden Abenteurer nicht einfach mit dem Worte „Pirat" abtun. Wenn eine ernsthafte Geschichtsforschung sich dieser Figur bemächtigen würde, müßte sie eigentlich eine ganze Reihe von Einzelheiten entdecken, die in vieler Hinsicht das mittelamerikanische Geschichtsbild umstülpen und manche spätere Entwicklung erhellen würden. Hat man z.B. schon einmal darüber nachgedacht, warum er gerade Panama zerstörte?

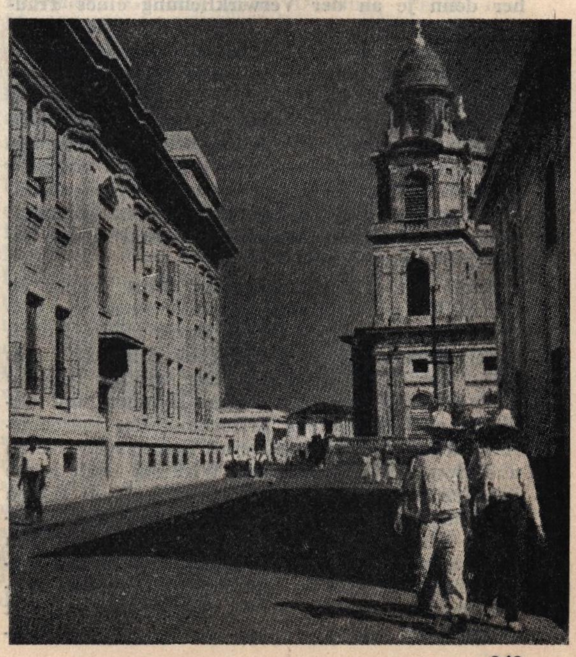
Der Walker-Episode folgten jene mittelamerikanischen Binnenkriege um die Wiederherstellung der zentralamerikanischen Föderation, mit denen wir uns an anderer Stelle dieser Artikelserie schon befaßten. Auch in diesen buntbewegten Jahren blieben die alten Kanal-Pläne lebendig. Inzwischen spukten sie in den Kreisen der Pariser und der Newyorker Hochfinanz. 1889 erreichte der nordamerikanische Millionär Vanderbilt, daß der USA-Kongreß die sogenannte „Nicaragua-Channel-Bill" annahm. Das große Spekulieren begann, denn 1883 hatte Ferdinand de Lesseps, der Erbauer des Suez-Kanals, in Paris eine Gesellschaft zum Bau eines transozeanischen Kanals durch die Landenge von Panama gegründet. 1889 aber war sein Plan gescheitert. Kulissenkriege von ungeahnter Größe wurden in jenen Tagen zwischen der Vanderbilt-Gruppe und anderen finanzgewaltigen Trusts, die sich mit den Plänen Lesseps in Panama engagiert hatten, geführt. Dunkle Mordtaten wurden begangen und regelrechte Kriege angestiftet, so der Krieg von Nikaragua gegen Honduras vom Jahre 1895. England versuchte dabei am sichtbarsten, im Trüben zu fischen. Während die nikaraguenser Truppen an der Front standen, machte sich der britische Vizekonsul in Bluefields, Mister Hatch, in Begleitung von anderen geübten britischen Kulissenagenten daran, Amerikanern und Franzosen im Hinblick auf die Kanalpläne zuvorzukommen und die Regierung von Nikaragua an Englands Seite zu ziehen. Doch ihre Machenschaften wurden vorzeitig, durch Denuntiationen von Vanderbilt-Agenten, aufgedeckt. Hatch mußte mit seinen Helfershelfern sofort das Land verlassen. London ergriff daraufhin Repressalien und ließ den Hafen von Corinto durch eine Kriegsflotte besetzen bis Nikaragua eine Entschädigung bezahlte. Der General José Santos Zelaya benutzte die Gelegenheit, um sich 1897 zum Diktator Nikaraguas auszurufen und ein eisernes nationales Regime einzuführen, während die ersten Bagger Vanderbilts im Lande eintrafen. Es schien als würde aus den Kanalplänen endlich Wirklichkeit, doch die gigantische Kulissenschlacht der Trusts ging weiter. Das Volk von Nikaragua aber mußte dafür wieder mit Blut bezahlen, erst in einem neuen Kriege gegen Honduras, dann in zahlreichen Grenzkämpfen gegen Costarica (1897/99).

Angesichts der verworrenen Lage und der Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten eine Gruppe für den Bau eines Kanals in Panama, die andere aber für den Nikaragua-Kanal eintrat, entschloß sich der USA-Kongreß im Jahre 1898 zu einer gründlichen Untersuchung beider Projekte. Die Fachleute traten entschieden für die Pläne Vanderbilts ein, da die natürlichen Voraussetzungen für einen Kanalbau in Nikaragua besser als in Panama waren, wo gewaltige Höhenunterschiede den Bau von zahlreichen Schleusen notwendig erscheinen ließ. Schon freute sich Vanderbilt seines Sieges. Aber Theodore Roosevelt, der damalige Präsident der USA, stand der Morgan-Gruppe näher. Morgan aber hatte sich durch den damaligen Chef der National City Bank, James Stillman, dem es gelungen war, sich in aller Stille die Rechte der bankerotten französichen Kanalgesellschaften zu sichern, stärkstens in Panama interessiert. Die Frage war: Kanal in Panama oder in Nikaragua? Und sie hieß wirklich: Wer macht dabei das Geschäft, Vanderbilt oder Morgan? Theodore Roosevelts stille Verbindungen zu Morgan und zu dem, dem Bankhause Kuhn, Loeb und Co entsprungenen Eisenbahnkönig E. H. Harriman gaben den Ausschlag. Rein äußerlich wurde jedoch die Geschichte ganz anders dargestellt:

Wie alle mittelamerikanischen Länder gebrauchte Nikaragua damals auf seinen Briefmarken gerne die Darstellung seiner typischen Vulkanlandschaften. Und eine solche Briefmarke mit dem Bilde des Momotombo-Vulkans benutzten die Morgan-Leute zu einem beispiellosen Propagandafeldzug. Sie ließen durch ihre Mittelsmänner in Managua derartige Briefmarken zu Tausenden kaufen und verschickten sie an die Mitglieder des Kongresses der USA mit der Bemerkung: „Nikaragua ist ein vulkanisches Land. Ein kleines Beben aber würde genügen, um jede künstliche Wasserstraße zu zerstören. Sie aber wollen in Nikaragua einen transkontinentalen Kanal bauen".



Blick auf die Kathedrale von Managua.



Diese berühmte „Briefmarkenoffensive" ließ die Kongreß-Entscheidung zugunsten Panamas ausfallen. Vanderbilt war geschlagen. Eine Briefmarke spielte dabei die Rolle der entscheidenden Waffe bei der Rückzugsbegründung für Theodore Roosevelt. Heute sind alle Fachmänner der Ansicht, daß Nordamerika besser in Nikaragua gefahren wäre. Morgan und Roosevelt aber machten dafür blendende Geschäfte in Panama. —

So ist noch in unseren Tagen das Kanal-Projekt der schwarze Schatten, der politisch auf Nikaragua lastet. Im Jahre 1929 erwog man in Washington wieder ernstlich den Bau des Nikaragua-Kanals, um eine Ausweichgelegenheit für den Fall zu haben, daß dem Panama-Kanal in einem Kriege etwas zustoßen und ein rasches Disponieren amerikanischer Seestreitkräfte auf beiden Weltmeeren unmöglich werden sollte. Dabei wurde festgestellt, daß der Bau des Nikaragua-Kanals 1,5 Milliarden Dollar kosten und etwa 10 Jahre Bauzeit beanspruchen würde. Kriegsschiffe würden zwei Tage brauchen, um den Kanal zu durchfahren. Da der Weg durch den Panama-Kanal aber nur 18 Stunden ausmacht, wurde der Nikaragua-Plan wieder fallen gelassen, und zwar mit der Begründung, die Flotte würde im Zeitalter der Luftfahrt in der Enge und Länge des Kanals „zu lange gefährdet sein". 1949 aber tauchte wieder der Plan überraschend auf. Kolumbien und Panama sind politisch höchst unruhige Zonen geworden. Vielleicht könnte es einem kühnen kommunistischen Agenten, trotz aller Bewachungsmaßnahmen doch gelingen, den Panama-Kanal zu sabotieren und die Flottenmacht der USA lange Zeit einseitig im Atlantik oder im Pazifik binden! Derartige Ueberlegungen wurden in nordamerikanischen Wehrmachtskreisen umso intensiver angestellt, nachdem die Schreckenstage von Bogotá und ernsthafte kommunistische Umtriebe in Panama deutlich gezeigt haben, daß sie nicht abwegig sind. Heute glaubt man sich in Nikaragua näher denn je an der Verwirklichung eines Traumes, dem bisher immer wieder das Glück des Landes geopfert worden ist. Für die Nordamerikaner ist dabei ausschlaggebend, daß sie das heutige Nikaragua völlig sicher kontrollieren und in seinem Kriegsminister-Diktator, General Anastasio Somoza einen sicheren und zuverlässigen Bundesgenossen besitzen. Fast ununterbrochen während 20 Jahren (1912 bis 1932) haben nordamerikanische Truppen das schöne Land besetzt gehalten. Doch das ist schon ein anderes Kapitel in der Geschichte dieses Landes.

Heute gilt es noch, das Land selbst kennen zu lernen. Es ist kein Zufall, daß hier in diesem einzigartigen Stück Erde Rubén Darío (Félix Rubén Garcia Sarmiento) zu Segovia im Jahre 1867 das Licht der Welt erblickte. Der größte lyrische Dichter der Hispanität, dessen Hymnen und Gedichte maßgeblich zur Erstarkung des iberoamerikanischen Selbstbewußtseins beigetragen haben und dessen geistig-seelische Wirkung noch heute in allen Teilen der hispanischen Welt zu fühlen ist, konnte nur in einer zutiefst lyrischen Landschaft des ewigen Frühlings erblühen, wie sie in Nikaragua gegeben ist, wo selbst Vulkane wie milde Hügel wirken, wo die saftige Erde drei Ernten im Jahr ermöglicht, wo die Flüsse Gold mit sich führen und die Seen wie Spiegel des Himmels wirken, während die Menschen lustig und lebendig sind und noch tiefen Sinn für das gesprochene und geschriebene Wort haben. Rubén Darío war keine Einzelerscheinung. Nikaragua ist ein Land der Dichter und Musikanten, der Redner und Erzähler. Ein Nikaraguense M i g u e l de L a r r e y n a g a hat mit dem Feuer seines Wortes die Unabhängigkeitserklärung Zentralamerikas durchgesetzt. Und noch heute, im Zeitalter der atomisierenden „Sachlichkeit", kultivieren die Töchter Nikaraguas wie unsere Großmütter ihre Poesie-Alben, in denen sich ihre Verehrer in wohlklingenden Reimen zu verewigen haben. Sogar die „piropos", die Zurufe der männlichen Jugend an die schönen Mädchen, werden in Versform gehalten. Victor Hugo schrieb darum treffend, in Nikaragua wüchse die Poesie wie in anderen Ländern die Pflanzen und die Bäume. Sie sei erdhaft und himmlisch zugleich in diesem Lande, wo sich nicht umsonst Andalusier, Kinder des bunten „Carmen"-Spaniens und die zarten, weichen Indio-Stämme der mittelamerikanischen Landenge in einem glücklichen Verhältnis vermischten. Ja, in Nikaragua wird noch Spanisch gesprochen und geschrieben! Selbst die gestrengen Sprachhüter in den spanischen Universitäten von Valladolid und Salamanca und die anspruchsvollen Herren der Real Académia Española müssen das neidlos anerkennen!

Wer die blühenden Garteninseln inmitten der beiden großen Seen sah, wer die leuchtenden Kaffee-Plantagen von Corazo, Jinotega und Nueva Segovia durchritt, die tropische Fülle der Bananenpflanzungen an der Atlantik-Küste auf sich wirken ließ und die Zuckerrohrfelder des Chinandega-Distriktes kennenlernte, weiß wie gut Gott es mit Nikaragua gemeint hat. Reichtum überall! Hier steht die Kornkammer Mittelamerikas und, was heute vielleicht wichtiger erscheinen mag, die Kautschuk-Kammer der USA (Nispero und Guayule). — Selbst in den ausgesprochen tropischen Regionen des Landes sind die Menschen nicht träge geworden. Emsigkeit charakterisiert das Alltagsleben, Grazie und Gelassenheit die Festtage, wie etwa die berühmten „Griterías" mit denen Anfang Dezember der Tag Mariae Verkündigung gefeiert wird. Eine Ausnahme bilden lediglich die ausgesprochenen Negerdistrikte an der Mosquito-Küste, wo lediglich rythmische Verzückung festlicher Tänze die schwarzen Menschen, eine kleine Minderheit übrigens, aus ihrem letargischen Tropendasein zu erwecken vermag.

Und dann die Städte! M a n a g u a, die Hauptstadt, liegt mit ihren über 100.000 Einwohnern am südlichen Ufer des Xolotlán-Sees und wirkt mit seinen vielen Neubauten, seinem imposanten Regierungspalast und seinen wundersamen Parks, die wohl nur im Botanischen Garten von Rio de Janeiro ihr Gegenstück haben, großstädtischer als irgend eine Metropole Zentralamerikas. Sein Malecón am Seeufer mit dem Ausblick auf das am anderen Ufer liegende Gebirge ist eine Prachtanlage, wie man sie in diesen Gegenden kaum ein zweites Mal findet. In den Straßen von L e ó n und G r a n a d a, zwei Stadtgründungen der spanischen Eroberer, wähnt man sich in stillen Stunden in die alte Kolonialzeit zurückversetzt, so einheitlich ist das altspanische, architektonische Gesamtbild, so groß ist die Fülle alter Paläste.

Die Kathedrale, in der Fray Bartolomé de las Casas predigte und die Universität, die der berühmte Rafael Ayesta, der große Linguist begründete, gelten mit Berechtigung als Edelsteine im Kranze der spanischen Kolonialbauten in Amerika. Die Rivalität zwischen diesen beiden alten Städten führte zur Neugründung der heutigen Hauptstadt.

Corinto, der wichtigste Pazifik-Hafen, *Bluefields* (nach dem niederländischen Piraten Blewfeldt benannt), der Haupthafen am Atlantik und Zentrum des Bananenexports und neuerdings auch neuentdeckter Petroleumfelder, *Puerto Cabezas,* Hauptstützpunkt der United Fruit Company, *Greytown,* die „inoffizielle Flottenbasis der US-Navy" an der Mündung des Rio San Juan, sind Umschlagplätze von fast hanseatischer Geschäftigkeit, besonders Corinto, wo man völlig vergessen kann, daß man in einer Tropenstadt ist, weil alles mit amerikanischem „Time is money"-Tempo abgewickelt wird. Sollte einmal der Kanal gebaut werden, dürfte diese Stadt den Löwenanteil an Vorteilen einheimsen.

Der Reichtum an natürlichen Wasserstraßen hat die Erschließung des Landes außerordentlich beschleunigt und der Republik eine innere Kohesion verliehen, wie sie keine der Nachbarländer hat. So ist die Binnenschiffahrt stärkstens entwickelt und ergänzt sich glücklich mit den bestehenden Eisenbahnlinien, die ausschließlich die westlichen Distrikte erschließen (Corinto — Chinandega — León — Managua — —Masaya — Granada, mit Zweiglinien nach Masaya, Diriamba und Jinotepe, insgesamt 350 Meilen Schienenwege). In den letzten Jahren ist das Straßennetz erheblich verbessert, wenn auch noch nicht in zureichender Form ausgebaut worden.

Wirtschaftlich ist das Land in bestem Gleichgewicht, da der Export (jährlich etwa 20 Millionen Dollar) den Import (etwa 15 Millionen Dollar) übersteigt und die Währungseinheit, der Córdoba, in einem festen Wechselverhältnis zum USA Dollar (5:1) steht. Junge Industrien für den Binnenverbrauch schießen aus der Erde. Neue Export-Produkte wie Sesam, Sisal, Tabak, Guayule und Nispero werden mit wachsendem Erfolg angebaut. In den Wäldern der Sierra wachsen die herrlichsten Edelhölzer. Der Bergbau und die Goldwäscherei (am Coco-Fluß) werfen gute Gewinne ab (Goldausfuhr entspricht wertmäßig 39 v. H. des Gesamtexportes!). Die Viehzucht blüht, kurzum alle wesentlichen Faktoren scheinen sich verschworen zu haben, um die 1,5 Millionen Nikaraguenser glücklich zu machen, zumal sie politisch demokratische Verfasungsgarantien genießen, fähige Politiker hervorgebracht haben, und über die beste Verwaltung unter den mittelamerikanischen Republiken verfügen. Doch die topographische Besonderheit des Landes ließ hier, durch die dauernden Interventionen von Außen, politisches Hochspannungsklima entstehen und machte den „Nicas" das Leben, das ihnen geschenkt schien, besonders schwer. „Candil a la Calle y obscuridad en la casa" (Licht auf der Straße, Dunkelheit zu Hause) sagt eines ihrer alten Sprichwörter, das besonders treffend die Situation erfaßt, denn an



Nicaragua ist heute der größte Kautschuklieferant der USA, nachdem die brasilianischen Lieferungen nachgelassen haben und die Engländer erneut Burma für sich einspannten.

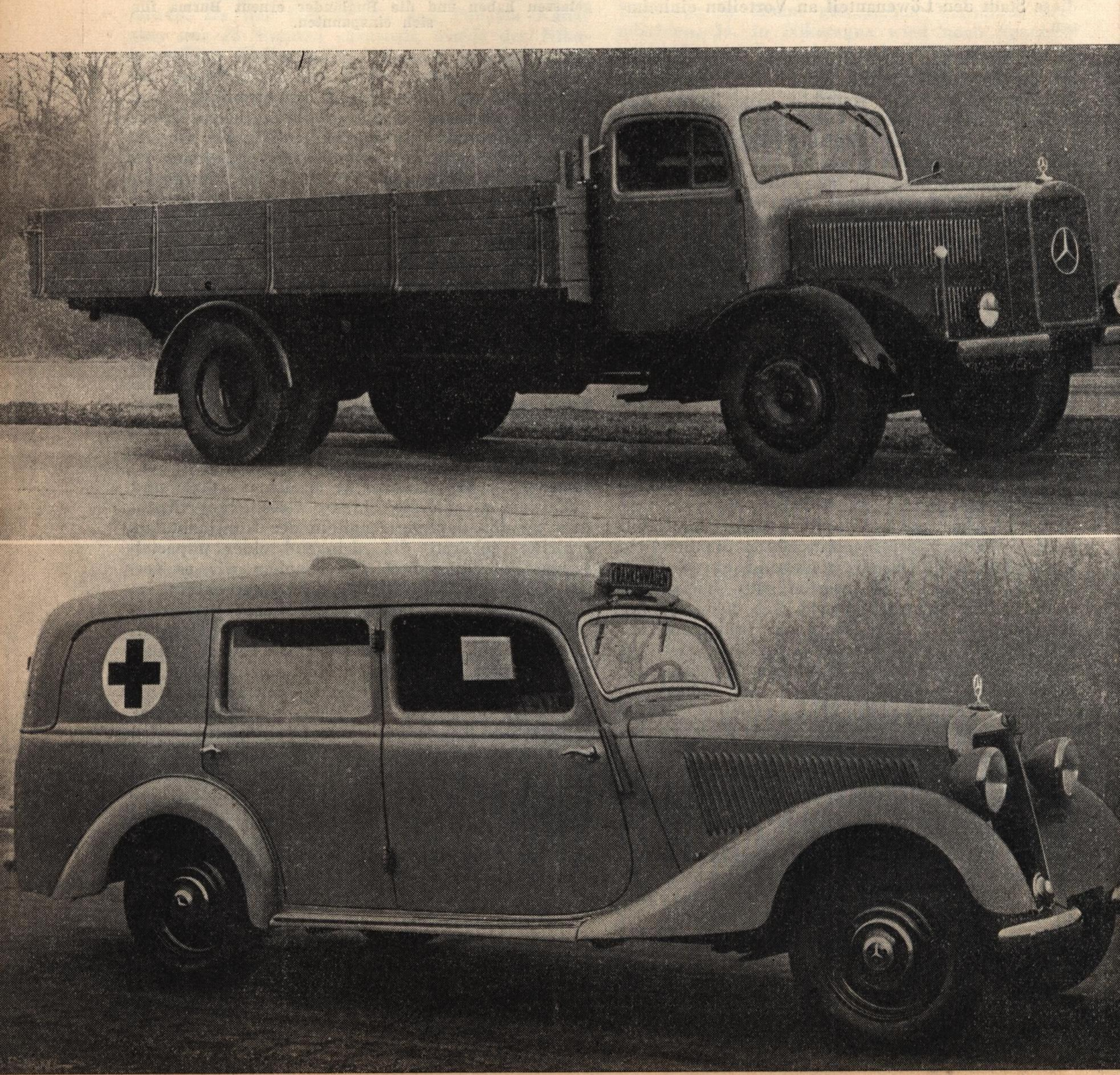
Nikaragua verdienten bisher am wenigsten die Nikaraguenser selbst. Die diesbezüglichen Ereignisse (nicht umsonst hat das Land in der Gestalt seiner Nationalheldin Rafaele Herrera, jener 15 jährigen Jungfrau, die einst britische Piraten in die Flucht schlug und so zu einer tropischen Jeanne d'Arc wurde, ein leuchtendes Vorbild) kulminierten im heldenhaften Kampf, den der berühmte General Augusto C. Sandino mit dem Ruf „Contra la soberanía insoberana" (gegen die insouveräne Souveränität!) gegen die Erfüllungspolitiker seines Landes und gegen den nordamerikanischen Eindringling führte. Da die Erinnerung an diesen tropischen Caudillo noch in ganz Iberoamerika so lebendig ist, daß der argentinische Präsident, -General Juan Domingo Perón erst kürzlich wieder in einer Rede seine Gestalt beschwor, da ferner Sandino zu den Figuren gehört, die eine entstellende Geschichtsschreibung am liebsten aus der Geschichte streichen würde und außerdem gerade die jüngere Geschichte Nikaraguas zu den dunklen Kapiteln der Kontinentalgeschichte gehören, die dringend einer unparteiischen Erhellung bedürfen, glauben wir es verantworten zu können, der USA-Intervention im Lande Rafaela Herreras, dem Kampf und dem Mythos Sandinos, sowie dem Aufstieg des heutigen Diktators von Nikaragua, General „Tacho" (Anastasio) Somoza im nächsten Heft einen ganzen Artikel unserer Serie zu widmen, denn gerade in einer Zeit, da wieder die „soberanía insoberana" unheimliche Triumphe in aller Welt feiert, werden wir bestimmt in Nikaragua, wo sie einst mit dem „big stick" Theodore Roosevelts exerziert wurde, manch wertvolle und aktuelle Lehre finden können. Zur Wiederentdeckung Amerikas gehört schließlich in erster Linie auch die Wiederentdeckung absichtlich vergessener Kapitel seiner Geschichte. Und so muß der Beschreibung des karibischen Schlüssellandes Nikaragua im nächsten Heft die Schilderung des größten Kampfes folgen, der um seinen Besitz geführt wurde. —

Jetzt könnten Sie wieder einen guten deutschen Wagen kaufen

Einige Aufnahmen aus der leistungsfähigen deutschen Automobilindustrie

Reihenfolge der Abbildungen:

Mercedes-Benz Diesel-Lastkraftwagen
Mercedes-Benz Krankenwagen
Goliath-Kleinlastwagen
Borgward 3,4 t Diesel
Personenwagen Borgward „Hansa 1500"
Arbeit im Volkswagenwerk
Der Volkswagen-Lieferwagen
Borgward Schnell-Lastwagen
Mercedes-Benz 170 S Cabriolet
Kofferraum des Mercedes-Benz
Mercedes-Benz Müllwagen.









Zeitbrief aus Deutschland: Der Letzte kehrt nicht heim

XXIII

Einer blieb freiwillig zurück, als die letzten deutschen Kriegsgefangenen in Kanada sich zur Heimkehr einschifften. Er hatte sich in einem Arbeitslager das Rückgrat schwer verletzt und wollte nun seinen Angehörigen in Deutschland nicht zur Last fallen.

Diese kleine Zeitungsnotiz ist über die besondere Tragik des Einzelfalles hinaus von einer erschütternden Zeichenhaftigkeit für das deutsche Schicksal, das sich im Schatten einer scheinheilig verkündeten Humanität an den Millionen unserer Kriegsgefangenen vollzieht. Es hat lange gedauert, bis die ersten die Heimat wiedersahen, und die Anteilnahme der gesamten Nation verkörperte sich in Mutmaßungen, wann nun alle wieder bei ihren Familien sein würden. Die angenommenen Richtzahlen für die Monatsquoten erwiesen sich bald als ebenso unzuverlässig wie die in Aussicht gestellten Endfristen. Daran hatten wir uns inzwischen gewöhnt. Aber erst jetzt, im sechsten Jahr nach Niederlegung der Waffen, wissen wir sicher, daß die Rechnung überhaupt nicht aufgehen wird: Der letzte wird niemals heimkehren; der vorletzte und vorvorletzte, hunderte, tausende, hunderttausende der Erwarteten werden für immer ausbleiben, und niemand von ihnen wird Kunde geben können wie jener Kamerad in Kanada, wo, wann und warum die Ferne ihn behielt. Zwangsbewirtschaftete Menschen, ohne Recht und Stimme politischer Willkür ausgeliefert, sind sie namenlos verschollen. Nicht daß sie alle den Tod fanden; aber sie leben nicht für diejenigen, denen sie vor Gott und der Welt zugehören; mit oder ohne Urteilsspruch sind sie auf unbestimmte Zeit in die Sklaverei verbannt, und die meisten löschten aus wie Irrlichter über dem Moor.

Wir müßten uns damit abfinden, wenn diese Gewalttat eindeutig als Vergeltungsmaßnahme deklariert würde für unsere Verfehlungen, an deren Feststellung nach Art und Ausmaß wir selbst allerdings nicht beteiligt worden sind; der Machtspruch des Siegers hat sie einseitig ins Buch seiner Geschichte geschrieben mit phantastischen Zahlen, die jedoch unsere eigenen Einbußen immer noch kaum erreichen dürften. Wir müßten uns damit abfinden, wenngleich die Möglichkeiten einer Weltkriegsmoral nicht mit denen einer Weltfriedensmoral gleichwertig aufgerechnet werden können; aber die verhängten moralischen Reparationen werden mit „Menschlichkeit" firmiert, und diese Geschichtsfälschung hat die Deutschen immer wieder zu Protesten aufgerufen: Wie ist es möglich, daß in einer wiedergesundeten Welt, die alle Lebensbereiche bis auf das lächerlichste Sachgut registriert und keine Stecknadel ungehört zu Boden fallen läßt, die salbungsvoll den Aufbruch einer neuen Zeit proklamiert, für die sie in den Krieg gezogen sei, wie ist es möglich, daß in dieser Welt totaler Bestandsaufnahmen die Menschlichkeit auf den Schild gehoben wird, während Menschen zu Hunderttausenden einfach verloren gehen? Als wären sie nicht das Salz der Erde, sondern Schlacke und Abraum.

In Kürze noch einmal die bekannten Daten und Zahlen:

Nachdem bereits von der Weltöffentlichkeit die Kriegsgefangenenfrage aufgegriffen worden war, hatten sich die vier Besatzungsmächte auf der Moskauer Au-

ßenministerkonferenz am 3. 4. 1947 verpflichtet, bis zum übernächsten Jahresschluß als dem äußersten Termin alle deutschen Gefangenen in die Heimat zu entlassen. Die meisten Nationen sind diesem Beschluß im großen und ganzen nachgekommen. Die USA hatten schon bis zum Sommer die ihrigen unmittelbar nach Deutschland zurückgeschickt oder aber — ebenfalls völkerrechtswidrig — den Franzosen überwiesen. Ein Jahr später war die Repatriierung aus England abgeschlossen; vom Nahen Osten aus zog sie sich bis zum Jahresende hin, wie auch aus Frankreich, mit Ausnahme derjenigen Männer, die sich inzwischen als Zivilarbeiter hatten umschreiben lassen. Jugoslawien fertigte seinen angeblich letzten Transport im Januar 1949 ab, wenngleich hier eine Diskrepanz in den gemeldeten Zahlen (1946: 100 000; 1948: 52 000) ungeklärt blieb.

Der vierte Vertragspartner jedoch, die Sowjetunion, kümmerte sich nicht um die Abmachung, und Polen folgte dem Beispiel seines Meisters. Zunächst einmal hatte schon zur Zeit der Moskauer Konferenz Bestürzung in Deutschland und Verwunderung in der Welt eine Tass-Meldung hervorgerufen, nach der Rußland nur über rund 900 000 Gefangene verfüge, während vorsichtige Schätzungen fast das Dreifache ergeben hatten. Wo war der Hauptteil der deutschen Ostarmee geblieben? Sofort nach Ablauf der vereinbarten Endfrist unterrichteten die drei Westmächte die Sowjetunion offiziell davon, daß sie der in Moskau eingegangenen Verpflichtung nachgekommen wären, und sie fragten in der gleichen Note nach dem Stand der Angelegenheit in Rußland. Tass antwortete: Die Hauptmasse sei bereits zurückgeschickt, und der Rest würde im Laufe des Jahres 1949 heimkehren; im übrigen möchten die Alliierten erst einmal ihre verheimlichten oder getarnten Gefangenen freigeben.

Das zusätzliche Jahr ist zu Ende gegangen, und noch immer sind die Gefangenen bei weitem nicht alle zurück, nicht einmal im Rahmen der beschränkten russischen Zahlenangabe. Der Umstand aber, daß diese keinesfalls zutreffen kann, ist inzwischen aus dem Stadium bloßer Vermutungen in den Bereich sorgfältiger Erhebungen und Berechnungen gerückt worden. Die wachsende seelische Not der wartenden Angehörigen hat Parteien und Organisationen angetrieben, mit Forschungen und Forderungen an die Oeffentlichkeit zu treten. Nach letzten Verlautbarungen des Suchdienstes des Roten Kreuzes, der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit, des Sozialdemokratischen Pressedienstes und der hessischen Arbeitsgemeinschaft für Kriegsgefangenen, die in einer entsprechenden Abteilung des Bundesflüchtlingsministeriums aufgegangen ist, entwickelt sich dieses Bild:

Allein 500 000 — alles in abgerundeten Zahlen verzeichnet — deutsche Kriegsgefangene, die mit der Heimat in Verbindung stehen, befinden sich noch in den Ost- und Südoststaaten; daran sind Polen mit 20 000, Jugoslawien mit 5 000, die Tschechoslowakei und Albanien mit zusammen 1000 beteiligt. In Frankreich, Luxemburg, Belgien, Holland, Norwegen, Dänemark, Italien, Griechenland werden noch Gefangene zurückgehalten, denen Straftaten zur Last gelegt werden. Dazu stehen in der Fremdenlegion noch 40 000, im Nahen Osten20 000, in der Sowjetarmee 15 000 von den auf rund 100 000 geschätzten deutschen Angehörigen fremder Heeresdienste.

Der überwältigende Anteil befindet sich also trotz der vorweihnachtlichen Beschleunigung der Rückkehrertransporte in russischem Gewahrsam, und es wird veranschlagt, daß die Gesamtheit der in den bekannt gewordenen Lagern untergebrachten Gefangenen etwa um eine gleiche Zahl derjenigen zu vermehren ist, die in Strafdienste der verschiedensten Art gesteckt worden sind und nicht schreiben dürfen. Stellt man diesem Befund unsere tatsächlichen Verluste gegenüber, so läßt sich folgende Aufrechnung machen: 3,5 Millionen Deutsche sind während des Krieges und danach als Gefangene oder Internierte aus Ost- und Mitteldeutschland nach der Sowjetunion verschleppt worden. 6–700 000 sind zurückgekommen; gegen eine

Mill. dürften sich noch dort befinden, unter ihnen rund 100 000 männliche Zivilpersonen und fast ebensoviele Frauen aus dem ehemaligen Wehrmachtsgefolge, dem Roten-Kreuz-Dienst und zivilen Bereichen. Fast 2 Mill. also sind verschollen, und diese Verluste innerhalb der sowjetischen Gefangenschaft haben damit ein Ausmaß erreicht, das den gesamtdeutschen Verlusten an Gefallenen auf den Schlachtfeldern des zweiten Weltkrieges entsprechen dürfte.

Die Ankündigung des Ostzonenpräsidenten, daß bis 1. 1. 1950 alle Kriegsgefangenen entlassen sein würden, konnte daher von deutscher Seite als zum mindesten „fahrlässige Behauptung" angeprangert werden. Große Beunruhigung hat die ähnliche Erklärung des sowjetischen Geschäftsträgers in Berlin über den bevorstehenden Abschluß der Entlassungen bei den bürgerlichen Parteien der Ostzone hervorgerufen: es sei sehr schwer, dem deutschen Volke diese Endgültigkeit klarzumachen, die als „stärkste Belastungsprobe der deutsch-sowjetischen Freundschaft" gelten müßte. Selbst die SED hat davon gesprochen, daß die Agitationsarbeit nun einen schweren Stoß erleide.

Währenddes haben die Sowjets am laufenden Band allerlei Gründe für die Verzögerung und den Zahlenunterschied angeführt. Zunächst wurde die Moskauer Vereinbarung deshalb als unverbindlich hingestellt, weil die Ausführung in die Zuständigkeit des Kontrollrats falle, der aber nicht mehr tätig sei. Sodann wurde auf den Mangel an Transportraum verwiesen. Auch das winterliche Klima wurde verantwortlich gemacht. Schließlich mußte die Erklärung herhalten, daß die deutsche Wehrmacht die Verlustlisten gefälscht und seit Ende 1944 die Gefallenen als Vermißte aufgeführt habe. Die fadenscheinigste und gefährlichste Ausflucht aber ist vor kurzem bekannt geworden:

Bei ihrer Zustimmung zur verbesserten Genfer Konvention im Dezember vorigen Jahres haben die Sowjets den Vorbehalt gemacht, daß sie mit „Kriegsverbrechern" unter den Gefangenen nach eigenem Ermessen verfahren würden. Und seitdem ist, — so berichten jüngst Heimgekehrte — eine zermürbende neue Vernehmungswelle durch die Lager gebrandet, der 25% und mehr zum Opfer fielen. Von der Anwendung aller üblichen GPU-Methoden wird erzählt; mit Einzel- und Dunkelhaft, Stehbunker, Verpflegungsentzug und Mißhandlungen seien manche gezwungen worden, Verfehlungen zuzugeben, die sie nie begangen hätten. Daß von Anfang an die Angehörigen nationalsozialistischer Organisationen und mißliebiger Wehrmachtsverbände einer Sonderbehandlung unterzogen wurden, war längst bekannt. So wurden die in den Berliner Kämpfen gefangenen höheren HJ-Führer sofort erschossen, die übrigen in die Bleigruben geschickt. Zu den gleichfalls „aussortierten" Verbänden und Dienststellen gehörten u.a. Waffen-SS, Polizei, Sicherheitsdivisionen, Landesschützen, Feuerwehr, Eisenbahnpioniere. Sie wurden ins Gefängnis gebracht, in „Schweigelager" überführt oder zu besonders harten Arbeitsleistungen herangezogen. Die neue Aktion nun dehnt den Kreis willkürlich aus. So sind die Angehörigen der Abteilungen Ic — der in den Wehrmachtsorganisationen aller Staaten üblichen Dienststellen für Feindaufklärung und Abwehr — herausgesucht, unter Anklage gestellt und z.T. schon verurteilt worden, und unter lächerlichsten Anschuldigungen wurden weitere Gefangene als chistische Widerstandskraft gestärkt", „weil er Divisionsrichter war", „weil er der 131. Inf. Div. angehört", weil er als Schuhmacher durch Reparatur von Stiefeln die faschistische Widerstandskraft gestärkt", weil er Lebensmittel aus der Sowjetunion entnommen" und schließlich, „weil er gegen die Sowjetunion gekämpft hat". Dies frivole Spiel eines Rechtsbruches hat nicht nur „einige wenige Kriegsverbrecher" getroffen, wie der Ostzonenpräsident zugab, sondern abertausende, die nur ihrer soldatischen Pflicht genügten.

Nehmen wir nach dieser allgemeinen Kennzeichnung der gegenwärtigen Situation unserer Kriegsgefangenen noch einmal unseren Standort im Herzen der deutschen Heimat!

Noch über zwei Millionen Familien warten tagaus, tagein auf die Rückkehr ihrer Männer. Hoffnungen zerfließen. flüchten sich in Illusionen und bangen vor dem Augenblick, da von der anderen Seite öffentlich der Abschluß der Entlassungen verkündet werden könnte. Man will nicht glauben, daß unter den angeblich Letzten der Einzige nicht sein soll. Man verdoppelt inzwischen die Bemühungen, seine Spur doch noch irgendwo zu entdecken — und wenn der Vermittler ein Hellseher ist, der Auskunft zu geben verspricht, oder gar ein Schwindler, der wie weiland der fahrende Schüler bei Hans Sachs Grüße aus dem Jenseits bestellt und sich diesen Dienst reichlich lohnen läßt. Man geht zu jedem Heimkehrerzug und mischt sich unter die Erwartungsfrohen: Vielleicht ist er diesmal dabei! „Nach dem Kreischen der Bremsen", so heißt es in einem Bericht aus den jüngsten Tagen, „wenn die ersten Türen sich öffnen, wird es für einige Sekunden ganz still. Es ist, als ob der lärmende Bahnhof plötzlich den Atem anhielte. Und viertausend Augen beginnen zu suchen... Alte und junge Frauen drängen sich an die Heimkehrer heran und strekken ihnen Fotos entgegen: ‚Kennen Sie diesen? Er ist mein Sohn — er ist mein Mann...' Aber es antwortet immer nur ein Achselzucken und Kopfschütteln: ‚Rußland ist groß, Mutter, und hat viele Lager. — Doch er wird schon kommen!' ...Das ist der Bahnsteig der grausamen Gegensätze, der erfüllten und verlorenen Hoffnungen. In der Menge, die sich langsam und zögernd verläuft, steht eine Alte mit unmodernem Hut; sie nimmt langsam die billige Nickelbrille herunter und beginnt ganz plötzlich fassungslos zu weinen."

So spricht man heute nicht mehr vom „glücklichen Bahnsteig" der Heimkehrerzüge, sondern im Hinblick auf die Unerfüllten wohl vom „Bahnsteig der tausend Tränen": Kennen Sie diesen Mann? — Ja, kennen sie selbst ihn noch, die Mutter, die Tochter, die Ehefrau, die Schwester? Sie glauben es; aber das Foto, das sie vorzeigen, und das innere Bild, das sie im Herzen tragen, es ist an die zehn Jahre alt, und je heftiger sie es mit dem Stichel der Erinnerung umranden, um so größer wird die Gefahr, daß es der Wirklichkeit von heute und morgen unähnlich geworden ist. Trat nicht so vieles zwischen damals und jetzt, hüben wie drüben, was die Gemeinschaft gesprengt haben könnte, wenn man sich wieder die Hand reicht? Es kommen verzagte Stunden, wo man sich gar ein wenig fürchtet vor dem Wiedersehen, und man erschrickt vor der Vermutung, die sich da plötzlich unter die ausweglosen Gedanken drängte: ob es vielleicht besser wäre, er kehrte nicht zurück. Wir gingen beide einen einsamen Weg; wird das Wiedersehen, wenn wir uns begegnen, alle fremden Erlebnisse wieder ausschmelzen, die uns in der Trennung voneinander überfielen?

Das ist die ungeheure Tragik, die sich um so tiefer einkerbt in das Schicksal deutscher Familien, je länger die Ungewißheit über die Vermißten den Standort ihres Lebens unterhölt. Und wir haben immer wieder die Stimme zu erheben und mit leidenschaftlichem Protest das Gewissen der Welt aufzurütteln.

Es geschieht viel. Kanzler und Bundespräsident haben sich in der Weihnachts- und Neujahrsbotschaft erneut zum Sprecher des Volkes gemacht; die karitativen Verbände haben den 14. Oktober zum Tag der Kriegsgefangenen erklärt, die Kirchen sie in ihre Gebete eingeschlosesn. Ueberall wird zu Spenden und Unterstützungen aufgerufen; die weihnachtliche Paketaktion hat einen großen Widerhall gefunden; Patenschaften haben sich gebildet, und selbst die Behörden bemühen sich, den Instanzenweg zu kürzen. Wesentlich aber bleibt außer der tätigen Hilfe die Empfangsbereitschaft der Herzen. Es sind Türen zu öffnen und Brücken zu bauen. Wir dürfen hier bei uns niemanden mehr verlieren. Rückkehr muß Heimkehr sein.

(abgeschlossen: 20. 1. 1950) Haëf.

Der Kampf gegen den deutschen Offizier

VON C. RÄTGER

Die Pensionsgesetze des Deutschen Reiches sicherten den Beamten und Offizieren eine Pension für den Lebensabend zu. Diese war ein nicht ausgezahlter Teil des Gehaltes und als „wohlerworbenes Recht" ausdrücklich durch die Verfassung garantiert, und da sie die Ersparnisse aus einer langen Dienstzeit darstellen, sind diese Pensionsansprüche Privateigentum der Berechtigten. Sie sind auch heute, wo die „Länder" Rechtsnachfolger des Reiches geworden sind, unbestritten. Während aber die Pensionen der Beamten ausgezahlt werden, hat der Kontrollrat der Siegermächte durch den Artikel III des Gesetzes Nr. 34 die Auszahlung der Militärpensionen verboten, und zwar gleichgültig, ob die Betroffenen am letzten Kriege teilgenommen hatten oder nicht, ob sie der Wehrmacht angehört hatten oder nicht, ob sie Nationalsozialisten gewesen waren oder nicht.

Dieses Gesetz widerspricht zunächst einmal der Haager Landkriegsordnung, welche das Privateigentum für unantastbar erklärt, was umsomehr Geltung haben müßte, da die Waffen seit mehr als drei Jahren ruhen. Während sich die Siegermächte Deutschland gegenüber stets auf alle derartigen internationalen Abmachungen berufen, achten sie selbst diese Abmachungen nicht, sobald Deutschland in Frage kommt.

Nun wurde das Gesetz zu einer Zeit erlassen, wo man kurzweg jeden deutschen Offizier für einen „Kriegsverbrecher" hielt und erklärte, daß der so durch den Verlust seiner Bezüge, in den meisten Fällen seiner Existenzbasis überhaupt Beraubte damit „gestraft" werden sollte. Es wurde einfach eine „Kollektiv-Schuld" angenommen. (Worin diese z. B. bei Offizieren, die schon vor dem Kriege pensioniert waren und an ihm nicht teilgenommen hatten, etwa auch antinationalsizalistisch eingestellt waren, bestehen sollte, ist unerfindlich). Nun hat aber sogar die amerikanische Rechtsprechung in den Nürnberger Prozessen längst anerkannt, daß es hier eine Kollektivschuld auch im übrigen nicht gebe, und der Offiziersberuf als solcher ein durchaus ehrenwerter sei. Es hätte also nun das Gesetz aufgehoben werden müssen. Das geschah aber nicht, und es ist noch heute in Kraft. Dies Verfahren *widerspricht jeder Gerechtigkeit.* Es ist zwar erwiesen, daß der Angeklagte unschuldig ist, aber er wird, weil nun einmal das Gesetz gegeben wurde, im Zuchthaus belassen.

Die Ungerechtigkeit wird noch dadurch vermehrt, daß den Beamten, sofern sie nicht bei der „Denazifizierung" als „Belastete" eingestuft sind, ihre Pensionen gezahlt werden, auch wenn sie Nationalsozialisten gewesen waren, während sie den Offizieren vorenthalten wird, selbst wenn sie „anti" waren. Das Gesetz *widerspricht damit zugleich dem demokratischen Grundsatz* gleichen Rechts für alle. Es ist ein Ausnahme-Gesetz schlimmster Art. Das ist nur erklärlich, wenn man annimmt, daß hier eine Klasse, eine „Kaste", ein Beruf getroffen werden soll, den man haßt, weil man ihn fürchten mußte, weil er tüchtig war, und weil man seine Vernichtung am besten zu erreichen dachte, indem man ihn verproletarisierte. Dieses letztere ist, wenigstens teilweise, gelungen. Die alten Offiziere, meist von Haus aus mittellos, oder durch den Krieg ihres Vermögens beraubt, waren zu einem elenden Lebensstandard verurteilt, der ihrem Bildungs-Niveau in keiner Weise entsprach, sondern in Wahrheit ein Hungerdasein war. Das ganze Verfahren ist von *Haß diktiert* und mit *niederträchtiger Härte* durchgeführt.

Schließlich konnten sich aber die Militär-Regierungen dem himmelschreienden Notstande nicht verschließen und „großmütig" gaben sie den Ländern die Erlaubnis, Unterhaltsbeiträge (der Ausdruck Pension wurde vermieden) in einer Höhe bis zu 160 DM im Monat unter bestimmten Voraussetzungen (z,B, Alter über 65 Jahren) zu zahlen. Hierzu bedurfte es einer neuen Gesetzgebung durch die Parlamente der Länder, und wie nicht zu verwundern, machten solche mit einer Links-Mehrheit in grundsätzlicher Offiziers-Feindschaft von der „Erlaubnis" nicht Gebrauch. Aber auch da, wo diese Unterhaltsbeiträge bewilligt wurden, wird betont, daß es sich um eine *freiwillige Leistung, kein Recht,* handle. Es wird also hier den Offizieren *anstatt ihres Rechts ein Almosen* hingeworfen. Und dieses Almosen, im Maximum nach Abzug der Lohnsteuer 156,50 DM im Monat, z.B. bei einem Obersten 1/6 seiner zuständigen Pension, ist völlig unzureichend. Es entspricht etwa dem Einkommen eines ungelernten Arbeiters und nicht dem Lebensstandard eines gebildeten höheren Offiziers. Es kommt hinzu, daß von diesem Almosen nicht nur der Pensionär sondern auch seine Familie, mindestens seine Frau, leben sollen, und ferner, daß beide in einem Alter von nahezu 70 Jahren meist nicht ohne fremde Hilfe oder Bedienung leben können, so daß bei der herrschenden Teuerung mit dem Almosen nicht auszukommen ist, während die etwa noch vorhandenen Vermögensreste von der Währungsreform dezimiert wurden und aufgezehrt sind. Mit voller Berechtigung weisen daher die Offiziere diese Art Abfindung zurück und verlangen ihr gutes Recht. Anders denken freilich die Militärbefehlshaber. Sie finden diese Versorgung durchaus „angemessen" oder „erträglich". Die Antwort auf die

Frage, ob sie etwa einem ihrer Offiziere zumuten würden, von dieser Summe zu leben, bleiben sie schuldig. Aber sie haben nun den bequemen Vorwand, alle Verantwortung auf die deutschen Behörden abzuschieben, die den Auftrag und die Erlaubnis erhalten hätten, die Sache zu regeln, wobei sie geflissentlich die „Pension" mit dem „Unterhaltsbeitrag" verwechseln, während die deutschen Behörden die ihr Recht Suchenden auf das Verbot der Besatzungsmächte hinweisen, so daß diese in dem Kampf um die Pensionen als Spielball hin und her geworfen werden bis sie einmal ganz zu Boden fallen und sterben. Dieses Spiel der scheinheiligen Ausflüchte ist bezeichnend für unsere Zeit.

Da die Sperrung der Bezüge aber vor allem Alte, Witwen und Kinder betrifft, *widerspricht das Gesetz auch allen Geboten der Menschlichkeit*, die doch sonst von den Demokratien so hoch gepriesen wird. Schon die Beschränkung der Unterhaltsbeiträge auf ein Alter über 65 Jahre ist eine grausame Härte. Für einen Berufsoffizier von über 50 ist es nur in den seltensten Fällen möglich, eine Anstellung zu finden, und für die Begründung etwa eines eigenen Unternehmens fehlen die Mittel. Heute erleben wir die beschämende Tatsache, daß alte Generale sich mit einem Panjepferdchen als Lohnkutscher betätigen müssen und verdiente Obersten als Nachtwächter oder Schweinefütterer sich den Lebensunterhalt erwerben müssen.

Zwar haben sich viele der Betroffenen mit wohlbegründeten Eingaben an die Militärregierungen gewandt, und auch hochgestellte Persönlichkeiten, wie z.B. der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, eine Lanze für die ehemaligen Berufsoffiziere gebrochen, aber sie haben immer nur ausweichende, von „amerikanischer" Seite sogar abweisende Antworten erhalten. Alle drei Militärgouverneure erklären, man könne ein Gesetz, das gemeinsam beschlosen sei, nicht als Einzelner aufheben. Gerade *als ob ein Unrecht dadurch Recht würde, daß* sich mehrere zusammentun, es zu begehen und damit fortfahren, es deswegen weiter zu tun.

Es darf eines nicht verschwiegen werden. Man hat früher oft ironisch vom „dankbaren Vaterlande" geredet. Heute, seinen alten, treuen und tapferen Offizieren gegenüber ist es mehr als undankbar. Anf jeden Fall haben die Berufsoffiziere ihre Pflicht bis zum Aeußersten getan. Schon ihre ungeheuren Totenopfer beweisen das. Diese politischen Parteistreiter sind natürlich von Seiten der Offiziere selbst unbelehrbar, aber vielleicht macht es ihnen doch Eindruck, wenn ein unbefangenes ausländisches Urteil sie auf die Jämmerlichkeit ihrer Undankbarkeit und Gesinnung hinweist. In allen anderen Ländern der Erde, einschl. Sowjetrußlands,ist der Offiziersstand hochangesehen. Alle Länder haben ja große Armeen, während „Militarismus" nur in Deutschland herrschte.

*

Wir wollen von uns aus nur noch hinzufügen, daß eine Gesellschaft, die so undankbar handelt, wie es hier geschildert wird, auch in ihren anderen Teilen dem Einzelnen kein Lebensglück vermitteln kann. Eine Menschengruppe, die denjenigen vergißt, der sein Leben — und nicht nur einen Augenblick, sondern sein ganzes Leben bis in das hohe Alter hinein — der Gemeinschaft zur Verfügung stellte, ist nicht mehr ein Staat, sondern ein Rudel Wölfe. Eine andere Bezeichnung wäre hier unrichtig und unsachlich.

Hans Maler

Zum gleichen Thema:

In einem Brief heißt es: „H. ist in Neuengamme unglaublich zugerichtet worden, mit Faustschlägen und Tritten haben die Engländer ihm die Zähne und Rippen eingeschlagen. Sie haben die in Reih und Glied stehenden Offiziere mit Reitpeitschen ins Gesicht geschlagen und H. ist nicht nur körperlich kaputt herausgekommen, sondern hat auch seelisch einen Knax behalten."

In einem anderen Brief heißt es: „Am 6. Mai 1945 landete ich mit vielen Leidensgenossen in dem berüchtigten Rheinwiesenlager Bad Kreuznach. Wir wurden mit Knüppeln durch knietiefen Morast in ein Camp hineingetrieben, an dessen Eingang ein etwa haushoher Berg Leichen lag, die deutlich sichtbar Spuren eines gewaltsamen Todes trugen. Die Verpflegung bestand täglich aus ein oder zwei Eßlöffel Zucker, einem Eßlöffel Neskaffee und einem Eßlöffel zehrenden Zitronenpulvers für die ersten 10 Tage. Untergebracht waren wir unter freiem Himmel. Wahnsinnig gewordene Soldaten, die sich näher als drei Meter an den Stacheldraht heranwagten, wurden erschossen... Am 9. Juli wehte über dem Lager plötzlich die Trikolore; die amerikanische Bewachung war abgerückt... Frauen und Mädchen, die weinend am Stacheldraht standen, und ihre letzte Habe den halb Verhungerten, nur noch vegetierenden tausenden Soldaten schenken wollten, mußten sich erst der Notzucht der französischen Posten zur Verfügung stellen, bis ihnen erlaubt wurde, Nahrungsmittel oder Decken durch den Stacheldraht zu reichen... Am 23. Juli mußten wir abmarschieren....." Wir bringen den Bericht über diesen Marsch in einem späteren Heft.

Ärzte und Henker in Nürnberg

VON J. L. DINO

Es scheint bisher eine Abirrung unter der Masse von Tatsachen und Worten bei dem Nürnberger Prozeß übersehen worden zu sein: das ist der Wille, den pseudo-juristischen Eindruck der Anklage mittels einer pseudo-wissenschaftlichen Struktur zu stützen.

Aerzte und Psychiater waren den Angeklagten ebenso beigegeben, wie die Gefängniswärter. Heute kündigt man nun die Veröffentlichung eines mehrere tausend Seiten starken Buches aus der Feder der amerikanischen Psycho-Analytiker Willkie und Wendel an. Aus Erklärungen, die die Verfasser abgaben und aus Auszügen ihres Werkes in der Presse ergibt sich, daß es darum geht, die Anklage noch tiefer zu begründen, indem man sich der Methoden der Psycho-Analyse bedient. So besteht jetzt zwischen Medizin und Recht der Bindestrich, der sie in dem Willen, mit Lügen zu zerstören, vereint.

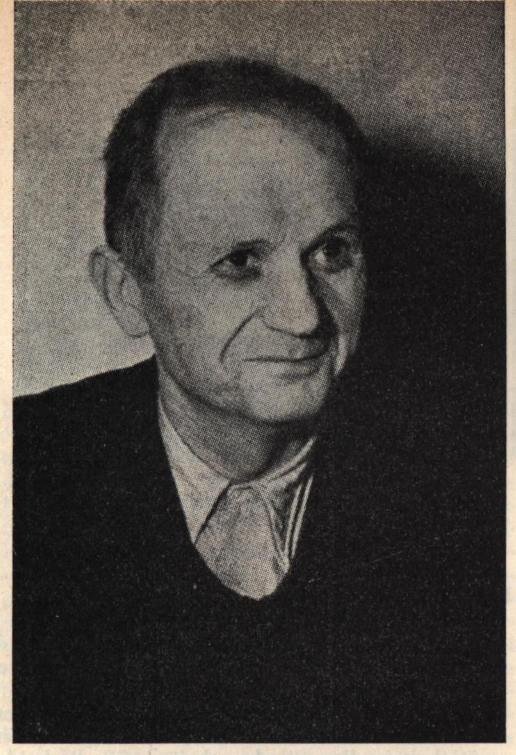
Im ersten Augenblick denkt man beim Erscheinen einer solchen Veröffentlichung, daß es sich um einen Scherz handelt, der in eine pornografische Zeitschrift gehört. Bekanntlich ist es ausdrücklich einem Arzt verboten, in der Oeffentlichkeit über den Fall seines Kranken (selbst dann, wenn er tot ist!) unter Namensnennung zu berichten. Wenn Wendel und Willkie uns von den Träumen Görings erzählen, oder uns Kenntnis geben von den Depressionen Baldur von Schirachs, so überschreiten sie einen Grundsatz, der seit den Zeiten eines Hippokrates Grundsatz der Medizin war und den die ärztlichen Vorschriften Frankreichs, Deutschlands und Amerikas in aller Strenge wiederholen. Zu ihrem Unglück sind diese Männer nun tatsächlich unbestritten diplomierte Aerzte, und sie haben die in Nürnberg Festgesetzten mit ausdrücklicher Genehmigung des Staatsanwalts „assistiert". Es liegt in dem Ganzen sogar ein klar feststellbares Handeln mit Vorbedacht. Man sagt uns nicht, wie die Auswahl dieser Aerzte erfolgte. Wir müssen annehmen, daß dem keine öffentliche Ausschreibung zugrunde lag. Aber man sagt uns, daß sie von der Anklage beauftragt wurden, und zwar mit dem Recht, bei Tag oder bei Nacht in die Zelle eines Verurteilten zu treten, um ihn zu psychoanalysieren, ohne daß er es wollte. Nun hat nicht nur kein Arzt, sondern mit noch größerer Selbstverständlichkeit auch kein Psychiater das Recht, einen im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindlichen Kranken zu untersuchen, der ihn nicht an seine Bettstelle gerufen hat. Jede andere Handlungsweise bedeutet, den Kranken (soweit er überhaupt krank ist!!), wie ein Versuchstier zu behandeln: wirft man nicht gerade das gewissen nationalsozialistischen Aerzten vor? Allerdings werden uns die fraglichen Psychiater sagen, daß die Objekte ihrer Tätigkeit das Recht hatten, ihnen auf ihre Fragen nicht zu antworten. Aber sie selbst hatten nicht das Recht, Fragen zu stellen, solange sie als Menschen mit sauberer Berufsauffassung gelten wollten. Denn, drittens: ein Arzt schreitet nur ein, um zu helfen, und hat nicht das Recht, aus anderem Grunde zu intervenieren. Die Psychoanalytiker von Nürnberg kamen aber nicht als Aerzte, sondern als Zeugen der Anklage.

Was soll man von einer solchen Methode denken, die darin besteht, Monate und Monate lang bei einem zum Tode Verurteilten einzutreten und ihn zu fragen, ob er im Traum nackte Frauen sieht? Was soll man von einem Psychiater denken, der, anstatt Ruhe und Frieden zu bringen, einem vor seiner Hinrichtung stehenden Menschen, der sowieso schon zwischen Gefängniswärtern und ununterbrochenen Gerichtssitzungen, bei denen es um seinen Kopf geht, gejagt wird, der Verteidiger hat, die kein Recht zur Verteidigung haben und eine Anklagebehörde, die das Recht hat, alles nur Denkbare gegen ihn vorzubringen und ihn zum Schweigen verurteilen kann, wenn er sich verteidigen will, was soll man also von diesem Psychiater denken, dem es gelingt, die wenigen ängstlich ersehnten Stunden der Erleichterung, die die Nacht gewährt, durch zwei Besuche mit einstündigem Zwischenraum zu zerstören? Man kann dazu nur eines sagen: daß der Psychiater sich freiwillig, wissentlich, wissenschaftlich zum Handlanger gemacht hat, der den Kampfeswillen des Angeklagten brechen sollte, indem er ihm den Schlummer und die für seine Verteidigung notwendigen Ueberlegungen raubte. Als Organe der Anklage haben die Psychiater von Nürnberg die gleichen Rollen übernommen, die zum Beispiel die Polizisten der NKWD in den Moskauer Prozessen gespielt haben. Nur, daß es diesmal viel raffinierter zugeht.

Diese Menschen sind einfach prächtig! Ich bewundere im Ernst ihren übermenschlichen Wunsch, die Geschichte zu lenken, ihre Haltung eines deus ex machina, deren Omnipotenz die Seelen und das Geschehen gleichermaßen umfaßt. Es ist noch zu früh, ihre Schlüsse zu beurteilen. Die Auszüge, die wir gelesen haben, könnten „interpretiert" worden sein. Vielleicht gibt es noch andere Sachen in dem Bericht dieser alchimistischen Eminenzen der Seele, die so sicher auftreten, weil sie die Unantastbarkeit der Sieger haben. Aber ihre Gegenwart allein und ihre Veröffentlichungen beweisen uns heute schon, daß die alliierte Propaganda in gefährlichster Weise den Bereich des üblichen Machiavellismus bei der Niederkämpfung eines Staatsfeindes überschritten hat, und daß sie in die psychologische Intimität des Menschen eindringt, um eine haßerfüllte Legende von der menschlichen Seele unserer Zeit zu schaffen. Wenn man in den nächsten politischen Prozessen, und selbst denen unserer Gegner, gestattet, daß Individuen mit dem Titel eines Professors zu dem Zwecke, der Geschichte zu beweisen, daß die Opfer nicht nur gewisser Handlungen schuldig waren, sondern von Grund auf schmutzig waren, eingreifen dürfen, dann gibt man einen letzten Rest unserer Zivilisation auf, in den die Henker noch nicht hatten eindringen können. Man kommt dann schließlich mit Hilfe der menschlichen Medizin auf eine ungeordnete Untersuchungsebene, auf der nur noch die Fantasie des Siegers zählt, und auf der man aus seinem Gegner ohne weiteres einen Narren machen kann.

---

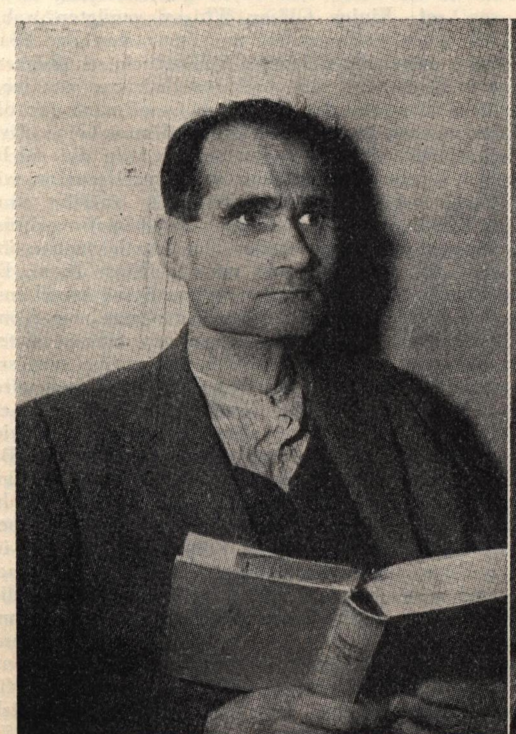
* Aus der Zeitschrift „La Sentinelle", Paris 18, B. P. No 10 rue Duc.



„Admiral Karl Dönitz letzter Führer des 3. Reiches, bedauert, daß sein Verstand der Welt heute fehlt.''

Propaganda geht über Seelen

Wir bringen hier unverfälscht Bilder aus dem Gefängnis in Spandau und genauen Bildtext wieder, wie wir sie in der amerikanischen Zeitschrift „The Saturday Evening Post" vom 19. November 1949 vorfanden. Sie beweisen, daß Propaganda nunmehr nicht nur über Leichen, sondern auch über Seelen geht. Das bedeutet „Nürnberg" für die Welt.

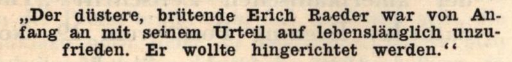


„Einst machte ihn sein kriegerisches Aussehen zum zweitgrößten Helden in Nazi-Deutschland. Heute jagt Rudolf Heß im Gefängnis umher wie ein ambulanter Leichnam.''



„Die Kröte von Spandau, Walter Funk war immer sehr fröhlich und lebensbejahend. Aber im Gefängnis ist er ein kränklicher Jammerlappen — selbst gegenüber seinen Mitgefangenen."





„Der düstere, brütende Erich Raeder war von Anfang an mit seinem Urteil auf lebenslänglich unzufrieden. Er wollte hingerichtet werden.“



„v. Neurath, der frühere Außenminister, ist ein sterbender Mann.“

Bewusstseinsspaltung

Da man Geständnisse heute chemisch erzeugen, durch geeignete Injektionen den Angeklagten dazu bringen kann, daß er in begeisterten Worten sich selbst solcher Taten beschuldigt, an die er in Wirklichkeit nicht einmal im Traume gedacht hat, dürfte ein gewissenhafter Richter den Geständnissen in Zukunft keinerlei Beweiskraft mehr beimessen. Weiß er denn, ob die Staatsanwaltschaft oder gar andere außenstehende Interessenten den Angeklagten vorher in die Kur genommen haben? Wenn der Prozeß nicht zu einer Parodie auf die Rechtsprechung werden soll, darf der Richter künftig auch dem vollkommensten Geständnis (das ja bisher die entscheidende Schlüsselstellung in der Beweisaufnahme innehatte) nicht mehr Bedeutung zubilligen, als der Aussage des allerunglaubwürdigsten Zeugen.

Betrachten wir einmal die Aussagen von Claus Fuchs in London: Wer ist naiv genug, an das Märchen von der „Bewußtseinsspaltung” zu glauben, das der Staatsanwalt bereits wenige Minuten nach Prozeßbeginn der staunenden Oeffentlichkeit mitzuteilen sich beeilte? Gestützt auf umfangreiche und ausführliche „Erklärungen” des Angeklagten, die anscheinend bei Eröffnung der Verhandlung schon vorlagen (siehe oben) erzählt uns der Staatsanwalt — später (!) übrigens auch die Verteidigung — Fuchs sei, parallel der Stevenson'schen Novelle von Mr. Jekyll und Mr. Hyde, mit der einen Hälfte seines Bewußtseins bei seinen Atomforschungen, mit der anderen ein fanatischer Anhänger des Bolschewismus gewesen. Lieber Gott, wenn dazu eine Bewußtseinsspaltung notwendig ist, dann leidet jedenfalls der Dean von Canterbury ebenfalls an Schizophrenie, da er ja seit Jahr und Tag mit der einen Hälfte seines Bewußtseins Oberhaupt der anglikanischen Kirche, mit der anderen einer der ersten Propagandisten Moskaus ist. Und wie sieht es mit dem Chef von Fuchs, Harper, aus, der die Stirne hatte, dem Gericht zu erklären, daß er seit 1945, also schon seit 5 Jahren (!) von der Verbindung zu den Bolschewiken gewußt hat? Auch Bewußtseinsspaltung? Oder was geschah mit Churchill, als er trotz seiner zuvor erschienenen antikommunistischen Schriften 1940 plötzlich — — ? Etwa auch — — ? Aber. aber, wo geraten wir da hin? Sollte die ganze high society der uper ten an Bewußtseinsspaltung — nicht auszudenken!

Ach nein, Herr Staatsanwalt und ach nein, Herr Verteidiger! Trotz Ihrer so seltenen schönen Einmütigkeit in dieser Sache scheinen uns die beiden Bewußtseinshälften von Claus Fuchs recht gut zusammenzupassen, ebenso wie die seines Chefs und anderer. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß in diesem Falle eine Injektion notwendig gewesen sei. Einige Gläser Whisky genügten wahrscheinlich vollkommen, um Fuchs von der Spaltung seines Bewußtseins hinlänglich zu überzeugen. Es handelt sich doch lediglich um jene morbide Schwäche der britischen Gesellschaft für die kommunistische Form des Nihilismus, eine Zivilisationskrankheit, weiter nichts, für die solche überdurchschnittlich begabten Intelligenzler wie Fuchs erfahrungsgemäß besonders anfällig sind. Freilich, man kann es auch Bewußtseinsspaltung nennen. Die Degeneration der Intellektuellen äußert sich eben in recht mannigfaltiger Form. Einer wird Morphinist, der andere homosexuell und der dritte faßt eine heftige Zuneigung zum Kommunismus, *eben weil* er mit einem letzten Rest von Instinkt ahnt, daß dieser ihm und seinesgleichen eines Tages den Hals umdrehen wird.

Womit er dann ja allerdings eine Aufgabe erfüllen würde! *Uns* aber interessiert hier viel mehr. In London wird einem Angeklagten „Bewußtseinsspaltung” angedichtet, über die Gefangenen in Spandau macht man sich öffentlich lustig und freut sich an dem langsamen Sterben eines Neurath. Seelische Folterungen werden im vollsten Licht der Oeffentlichkeit vorgenommen und *niemand* erhebt seine Stimme gegen diese Unmenschlichkeiten. Hier geht es nicht um Politik. Hier geht es um Menschliches. Presse und Rundfunk und die Staatsleitungen sind heute oft in Händen von Personen, die keinen Sinn für die Verteidigung der menschlichen Persönlichkeit haben. So muß ein jeder für sich *und für seinen Mitmenschen* eintreten. „Die Zivilisation hat ein Vetorecht” rufen wir mit Maurice Bardèche.

V. Volkmer

Dr. Kleist:

Zwischen Berlin und Moskau

(FORTSETZUNG)

Russland

Man spricht heute immer noch von „Rußland", wenn man die „Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken" meint. ‚Die Sowjets selbst die doch mit Marx und Lenin die Nation und den nationalen Staat als das Unterdrückungs-Instrument der bourgeoisen Klassen und das National-Gefühl als eine betrügerisch erzeugte Illusion zur Aufrechterhaltung der Klassen-Herrschaft betrachten, sahen sich frühzeitig gezwungen, mit den nationalen Kräften im eigenen Lande, die nicht mit dem Bürgertum zugleich erschlagen worden waren, zu paktieren. Sie sahen sich genötigt, einzulenken und entwickelten unter der Formel „Sozialistisch im Inhalt, national in der Form" eine Nationalitäten-Politik, deren Aufgabe es war, die nationalen Kräfte, so weit die GPU ihrer nicht Herr werden konnte, aufzufangen und einzuspannen.

Die sichtbarste Form der Anerkennung der überlebenden, nationalen Kräfte findet sich in der Aufgliederung des alten russischen Reiches in die nationalen Teilgebiete der Sowjet-Union, die von den großen Teilstaaten der UDSSR (Russischen - Sozialistischen - Föderativen - Sowjet - Republik), der Ukraine, der kaukasischen Föderation herabgeht bis zu den autonomen Gebieten kleinster Splittervölker an Ob und Jenissej. Die große Klammer, die diese Teilgebiete zusammenhält, bildet noch heute nicht so sehr die WKPb, die Allrussische Kommunistische Partei der Bolschewiki, als vielmehr das zahlenmäßig vorwiegende und staatsbildend begabte russische Volk, das im wesentlichen in den letzten zwei Jahrhunderten die Macht des Moskauer Staates nicht nur bis an die Ostsee und das Schwarze Meer, sondern in einer großen kolonisatorischen Leistung auch bis an den Stillen Ozean ausgedehnt hat. Auch heute noch klammern der moskowitische Imperialismus, die russische Sprache und die Russifizierungstendenzen der roten Armee den Sowjet-Staat am stärksten zusammen

Es gab auch damals im Kriege zahlreiche gute Kenner der Sowjet-Union, die dem Versuch einer nationalen Auflösung des Moskauer Staates keine Chance gaben. Ihre Stimmen meldeten sich zum Wort, als der Streit „Reichseinheit contra nationale Aufgliederung" durch das Experiment Vlassov aufflammte.

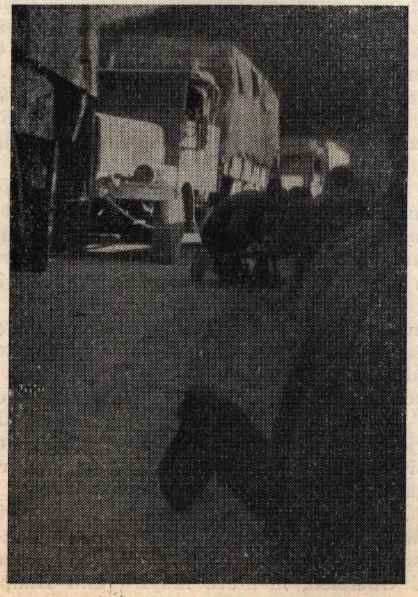
Der Name Vlassov ist zum Sinnbild geworden für alle vielfältigen Möglichkeiten einer deutsch-russischen Zusammenarbeit, einer Erhebung bodenständiger Kräfte gegen das Sowjet-Regime. Schon vom ersten Tage des Ostfeldzuges an bot sich die nationale Widerstandbewegung allenthalben der deutschen Armee an. Wir erfuhren schon von der Millionenzahl der Ueberläufer, von denen sich Hunderttausende freiwillig zur Verfügung stellten. Trotz entgegenstehender Weisungen fanden sie aus Gründen der praktischen Notwendigkeit Aufnahme bei allen Einheiten der deutschen Truppen. In jedem Regiment, jedem Bataillon und jeder Kompanie sammelten sich als Pferdepfleger, Autofahrer, Köche, Wegführer, Dolmetscher, Sanitäter diese „Hilfswilligen", die in vielen ernsten Momenten selbst die Waffen ergriffen und als gute Kameraden kämpften und starben. Wir erfuhren auch von der Bildung der Ukrainischen National - Regierung in Lemberg und ihrem Schicksal, von der Sonderstellung der Kaukasus- und Turk-Völker und Weißrutheniens und von dem Kosaken-Erlaß Rosenbergs und Keitels.

Der erste ernsthafte Versuch, der Zusammenarbeit mit dem R u s s e n t u m festere Form zu geben, geschah in dem Unternehmen „Zeppelin".

Die Wehrmacht konnte sich mit ihren aus der Praxis gewonnenen politischen Erkenntnissen schwer durchsetzen. So fanden sich einige Auslandserfahrene, des Russischen kundige Männer in der Auslandsabteilung des Sicherheitsdienstes (SD, Amt VI), der Parallelorganisation der SS zur militärischen Abwehr, die es unternahmen die politisch stärkere Stellung der SS für die Gewinnung der slawischen Völker einzuspannen. Sie gingen unter der Leitung eines Dr. Graefe daran, von unten her und vorläufig ohne Billigung von oben eine russische Organisation zur Propaganda in der Roten Armee und dem russischen Hinterlande aufzubauen. Aus den Gefangenenlagern des mittleren und nördlichen Frontgebietes fanden sie bald einen so starken Zulauf von intelligenten und aufgeschlossenen Sowjet-Offizieren und Mannschaften, daß sie nicht nur ihre engere Aufgabe leisten, sondern auch eine rein militärische Kampftruppe unter dem Namen „Drushina" aufstellen konnten, in der alle Offiziere und Männer vereinigt wurden, die für propagandistische Zwecke nicht geeignet waren, die man aber auch nicht in das Elend der Kriegsgefangenenlager zurückschicken wollte.

Im Frühling 1942 besuchte ich das Lager der Drushina in der Nähe von Nevel im Mittel-Abschnitt der Front. Es herrschte ein guter, kameradschaftlicher Ton zwischen Deutschen und Russen. In langen, nächtlichen Gesprächen mit den Sowjet-Offizieren, neben deren derben Typen ein russischer Graf, Emigrant aus Paris, durch seine eleganten Manieren auffiel, bemühte ich mich, die Triebfedern ihrer Umkehr zu ergründen. Diese Männer, General Shelinkov, der später bei Vlassov eine hervorragende Stellung einnahm, zwei Obersten, mehrere Majore und Hauptleute, waren durchweg proletarischer Herkunft. Sie ga-

ben zu, dem Sowjet-Staate ihre ganze Karriere, ihren sozialen Aufstieg zu verdanken. — „Was veranlaßt Sie jetzt, diesem Regime, das Sie emporgetragen hat, in den Rücken zu fallen? Was treibt Sie in einen Kampf gegen Ihren eigenen Staat?" — Die Antworten waren verschieden, aber sie können auf einen Nenner gebracht werden: „Wir wurden zwar aus der Sklaverei der Kolchose, der Fabriken und Bergwerke, aus der Frohn der Stachanov-Antreiber befreit.: Wir gehören zu der gutversorgten und hochbesoldeten Oberschicht der Sowjet-Union. Aber wie lange dauert diese Herrlichkeit? Wir wurden vom Traktor auf das Technikum, vom Technikum auf die Militär-Akademie kommandiert. Mit 25 Jahren verdienten wir zehn Mal so viel wie unsere Väter. Wir genossen unsere neue soziale Position, wir lebten in Saus und Braus, denn wir wussten, dass jeder Tag den Sturz aus der Höhe bringen konnte, ja, die unschuldige Freundschaft mit einem Unglücklichen, der durch irgendetwas auffiel, mußte allem ein Ende bereiten, mußte über kurz oder lang schimpfliche Degradation, Konzentrationslager und den Tod bedeuten. Das ist kein Leben, das sich zu leben lohnt. — Es lohnt sich auch nicht, mit einer kleinen Schar Auserwählter für eine kurze Zeit das Dasein zu genießen, wenn die Masse des Volkes, unsere Eltern, Brüder und Schwestern im größten Elend verharren. — Eine Aenderung von Innen her, ein Aufstand gegen die GPU war unmöglich. Dazu ist das Netz, in dem wir gefangen sind, zu dicht gesponnen, jeder Versuch der Sammlung von Gleichgesinnten wird im Keim erstickt. Darum liefen wir über, nicht um Verräter an unserem Lande zu werden, sondern weil erst ein äußerer Feind unser Gefängnis aufbrechen mußte, bevor wir zu eigenem Handeln schreiten konnten. Wir liefen über, weil wir mit der deutschen Armee den Kampf zur Befreiung Rußlands aufnehmen wollten." —



Eine Autokolonne wehrt einen Angriff ab.

Allein dieser Kampf blieb der Drushina versagt, ebenso wie dem Unternehmen „Zeppelin" kein bleibender Erfolg beschieden war, weil auch eine negative Zersetzungs-Arbeit irgendwo der positiven Ziele bedarf, ohne die sie trotz tiefer und räumlich weitwirkender Anfangserfolge zum Absterben verurteilt ist. Die positive Zielsetzung blieb aus, die Arbeit mußte vor den Augen der höchsten Chefs verborgen bleiben. Dr. Graefes weitgespannte Pläne zielten darauf, mit der Drushina im Fronteinsatz ein Gebiet freizukämpfen, das unter russischer Hoheit die Keimzelle einer neuen Politik, eines selbständigen russischen Staatswesens werden sollte. Aber auch hier fand sich ein Elefant, der das Porzellan zertrat. Der höhere SS- und Polizei-Führer von dem Bach-Zelewski forderte die Drushina für seine polizeilichen Aufgaben, also zur Partisanen-Bekämpfung an. Von dem Bach setzte sich wegen seines höheren Ranges, wie auch deswegen durch, weil er mit der herrschenden Strömung der deutschen Ostpolitik übereinstimmte. Die Drushina mußte aus dem Fronteinsatz herausgezogen und den Polizeiformationen Bachs eingegliedert werden. Bisher hatten die Russen ihr Leben und ihren Dienst nach eigenen Gewohnheiten einrichten können. Das deutsche Rahmenpersonal bestand für etwa 1.400 Russen nur aus 8 Deutschen, die nicht in die russische Organisation hineinredeten, sondern sich darauf beschränkten, die reibungslose Einfügung der Truppe in den deutschen militärischen Gesamtplan zu sichern. Jetzt bekam die Drushina eine Fülle deutscher Offiziere, die in solcher Zahl gar nicht den hohen Anforderungen ihrer diffizilen Aufgabe genügen konnten. Die „Ostische Schlamperei" wurde abgeschafft und preußischer Drill eingeführt. Es kam zu Reibungen, die vor allem aus der veränderten Zielsetzung resultierten: die Drushina fühlte sich als Kampftruppe für die Freiheit Russlands. Jetzt sollte sie blutigen Polizeiaufgaben dienen. Sowjetische Propagandisten fanden offene Ohren unter den Männern. Eine Meuterei brach aus, die zahlreichen deutschen Offizieren das Leben kostete, und die Drushina lief zu den Partisanen über.

Von dem Bach-Zelewski hatte eben noch verkündet: „In vierzehn Tagen gibt es keinen Partisanen mehr in Weiß-Ruthenien." Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Sie haben noch nicht begriffen." Vierzehn Tage später konnte in Weiß-Ruthenien kein deutsches Auto mehr ohne stark bewaffnetes Geleit fahren. Für Bach und Bormann aber war der willkommene Beweis erbracht für die Unmöglichkeit einer Gewinnung der „ostischen Sumpfbewohner".

Ein ähnliches Schicksal fand auch das von der Wehrmacht begonnene und von der SS weitergeführte Experiment „Kaminski". Der Verwaltungsbezirk Lokot wurde von der deutschen Zivilverwaltung ausgespart und einem Russen, Kaminski, als autonomes Gebiet zur Errichtung einer Selbstverwaltung übertragen. Kaminski baute eine rein russische Verwaltung auf, die gut funktionierte. Eine russische Polizei sorgte für die innere Ordnung und eine eigene Kampfgruppe, die „Sturmbrigade Kaminski" hielt das Gebiet von Partisanen frei. Erst die Rückschläge des Kriegsglücks machten diesem kleinen Muster-

Staatswesen ein Ende. Kaminski selbst fand im Warschauer Aufstand den Tod.

Dennoch wollten wir damals, im Sommer 1942, noch nicht alle Hoffnungen preisgeben. Die furchtbaren Rückschläge des ersten Winters im Osten mußten auch dem borniertesten Verfechter einer bloßen militärischen Kriegsführung zu denken gegeben haben. In der Wehrmacht war eine breite Aufgeschlossenheit für eine politische Unterstützung der militärischen Aktion festzustellen. Nicht nur von oben her, auch vom untersten Mann an der Front her war man einer politischen Methode zugeneigt, die sich in der Praxis langsam durchsetzte und glänzend bewährte. Auch bei der SS und in den Kreisen der Wirtschaft fanden sich einsichtige Männer, die aus der täglichen Praxis erkannten, wie jede Gewaltmethode, jeder Versuch der non-fraternisation auf die Dauer ersticken und eine gefährliche Gegenwehr erzeugen mußte.

So setzte ich damals noch einmal mit einem breit angelegten Versuche ein, das Steuer herum zu werfen. Ich war monatelang unterwegs, von Heeresgruppe zu Heeresgruppe, von Armeestab zu Armeestab, zu den SS- und Polizei-Führern, zu General- und Gebiets - Kommissaren, zum Hauptquartier und nach Berlin zu den Ministerien, Aemtern und Parteistellen. Mühsam gewann ich Raum für den Gedanken „politischer Methoden".

Schließlich faßte ich die hier vertretenen Gedanken in einer Denkschrift zusammen, die die vernichtenden Folgen der bisherigen Ost-„politik" an einer Fülle drastischer Beweise nachwies und aufforderte, der Atlantik-Charta, die in den Weiten der Ozeane als eine Zukunft-Chimäre aufgestellt war, eine Magna-Charta Europas auf dem festen Boden europäischer Wirklichkeit entgegenzusetzen. Im Osten müsse die Untermenschen-These preisgegeben und die Völker der Sowjet-Union für die europäische Gemeinsamkeit gewonnen werden. „Seit dem Jahre 1933 haben wir das Studium von Land und Leuten, von Sprache und Geschichte durch einen gesinnungstüchtigen Abscheu vor dem Bolschewismus ersetzt. Solch eine Propaganda mag im Zeitalter der Massenbeeinflussung notwendig sein, sie darf aber niemals dazu führen, daß auch die Staatsführung selbst sich dadurch verblendet. Der Sinn des Kampfes gegen den Bolschewismus kann nur in der Befreiung der Welt **und** der Völker der Sowjet-Union von der bolschewistischen Ideologie sein. Das Ziel der Befreiung wird nicht nur dem deutschen Soldaten den notwendigen moralischen Angriffsaufschwung geben, sondern wird auch aus den sowjetischen Massen Bundesgenossen machen, ohne die wir in der Weite des Raumes und dem Widerstand der Bevölkerung ersticken werden."

Die Denkschrift gelangte in die Hände Ribbentrops, Rosenbergs, Himmlers, Goebbels und durch Botschafter Hewel auch an Adolf Hitler. Sie beeindruckte alle, aber ihre Wirkung war zu langsam und kam zu spät. Sie hatte das gleiche Schicksal, wie die Denkschriften des Schriftstellers Dwinger oder der Hauptleute Strickfeld und Oberländer.

Erst am 18. Dezember 1942 konnten wir Rosenberg dazu bewegen, eine Sitzung mit hohen Militärs aus dem Osten abzuhalten. Wir erhofften davon eine eindringliche Mahnung an den Reichsminister, sich nun endlich aus seiner Lethargie zu reißen und ins Steuer zu greifen. General von Rocques, Schenkendorff, Stauffenberg, Altenstadt, und eine Reihe weiterer Offiziere hämmerten mit ihren verzweifelten Darstellungen auf Rosenberg ein, der schließlich eine vorsichtige, aber immerhin eindeutige Aufzeichnung an Hitler verfaßte. — Die Antwort Hitlers war ein Brief seines Sekretärs Bormann, der die negative, nur auf Gewalt begründete Politik Erich Kochs und des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Sauckel, bestätigte, ein furchtbares Dokument politischer Blindheit und Engstirnigkeit. Noch enttäuschender war die Reaktion des Ostministers auf den Brief Bormanns. Anstatt ihm zu bedeuten, daß Rosenberg sich in einer so entscheidenden grundsätzlichen Sache nicht mit einem Brief des Sekretärs abfinden könne, anstatt mit Hitler persönlich um die Aenderung seiner Entscheidung zu ringen, setzte er sich hin und verfaßte ein viele Seiten langes Elaborat, in dem er nachwies, daß er auch den von Bormann gegebenen engen Rahmen der Ostpolitik noch nicht einmal erfüllt habe, daß man ihm also nicht vorwerfen könne, in irgend einem Punkt den Weisungen Hitlers zuwidergehandelt zu haben.



Deutsche im Partisanenkampf auf der Krim.

Die gleiche Erfahrung machte der Außenminister. Ein Jahr lang hatten hohe Beamte des Auswärtigen Amtes und des Ostministeriums sich gemeinsam bemüht, ihre beiden Minister zu einer Aussprache über ihre doch so eng verflochtenen Arbeitsgebiete zusammenzubringen, — vergeblich! So wie die Wehrmachtsteile während des ganzen Krieges nicht einmal zu einer gemeinsamen Beratung zusammentraten, so standen auch die anderen Ressorts nicht nur beziehungslos, sondern unverhüllt feindlich gegeneinander. Ein gemeinsamer Plan, eine gemeinsame Verschwörung dieser Männer ist eine nachträgliche Konstruktion, die in die Pläne des Herrn Kempner in Nürnberg oder noch besser in das Konzept eines Kriminalschriftstellers paßt. Die Wirklichkeit des Dritten Reiches, dieses „autoritären Führerstaates", war ein Chaos, dessen organisatorische, wirtschaftliche und militärische

Erfolge uns immer unfaßlich erschienen. — Eine mehr als einjährige Einwirkung auf Ribbentrop brachte ihn endlich zu dem Entschluß, Hitler den Gedanken einer politischen Unterstützung der militärischen Operationen im Osten, im Grunde schon eine Verwässerung unserer politischen Absichten, nahe zu legen. Ribbentrop begab sich mit einer kurzgefaßten Ausarbeitung zu Hitler. Wir warteten in höchster Spannung auf seine Rückkehr, denn nun konnte eine große, geschichtliche Entscheidung gefallen sein. Er kam zurück — in bester Stimmung. Aber seine Antwort auf unsere fragenden Mienen war niederschmetternd: „Es ist alles Unsinn, meine Herren! Mit Ihren sentimentalen Bedenken ist in einem totalen Kriege nichts zu erreichen. Zerbrechen Sie sich die Köpfe nicht über Dinge, die der Führer endgültig entschieden hat."

Dennoch ließ man im Auswärtigen Amt und in der Wehrmacht nicht locker. Im Herbst 1942 wurden zum ersten Mal russische Einheiten unter General Vlassov, der noch vor einem Jahr in der Verteidigung Moskaus sich einen Namen gemacht hatte, aufgestellt und gegen die Rote Armee in den Kampf geführt. Mit den erreichten Erfolgen suchte man wiederum auf den Außenminister und auf das Oberkommando der Wehrmacht einzuwirken. Ribbentrop ließ sich noch einmal bewegen, Hitler darüber Vortrag zu halten. Aber Heinrich Himmler, der davon erfahren hatte, wetterte auf einer Rede in Posen gegen diesen Versuch, „dem Führer diesen bolschewistischen Schlächtergesellen Vlassov als Bundesgenossen anzubieten."

Himmler erreichte bei Hitler die Auflösung des ersten Vlassov-Komitées, das sich in Smolensk gebildet hatte und mit einem Aufruf an das russische Volk hervorgetreten war. General Vlassov verschwand wieder in einem Gefangenenlager, wo er Zeit hatte, über die seltsamen Wege der deutschen Ost-Politik nachzudenken. Erst ein Jahr später lernte auch Himmler unter den militärischen Schlägen des Winters 1943/44 um und ließ den „Schlächtergesellen Vlassov" seine Divisionen aufstellen. Aber „Begeisterung ist keine Heringsware" und auch die slavische Geduld des Russen war hart beansprucht, besonders da auch jetzt nur zögernd und heimlich verfahren wurde, um nicht wieder ein Verbot Hitlers zu provozieren.

Nachdem das Vlassov-Unternehmen durch die Sanktion Himmlers hoffähig geworden war, gingen die diversen deutschen Aemter mit großem Elan daran, es zum Objekt ihres alten Haders zu machen. Vlassov stellte schon mit seinen ersten Verlautbarungen die Forderung der „Jedinaja, njedilimaja Rossija", des „einen und unteilbaren Rußland " auf. Er widersetzte sich damit jeder Aufspaltung „Rußlands" in seine nationalen Bestandteile, widersetzte sich also den Autonomie - Programmen der nationalen Gruppen, der Ukrainer, Weißruthenen, Kaukasus und Turk-Völker usw. Er stellte sich damit vor allem gegen die Politik des Ostministeriums, bei dem die inzwischen gebildeten National - Komitees und Nationalräte ressortierten.

Bei der Wehrmacht und im Auswärtigen Amt neigte man mehr den Anschauungen Vlassovs zu, schon um die einmal gewonnene Plattform einer politischen Kooperation mit dem Osten nicht zu gefährden. Allerdings legte man Vlassov dabei die Verpflichtung auf, in Verhandlungen mit den nationalen Gruppen eine freiwillige Zusammenordnung unter seiner Führung zu erreichen. Da diese National-Komitees aber bei der Gegenseite, beim Ostministerium, eine Unterstützung ihrer Sonderwünsche fanden, wurde Vlassov der Boden für erfolgreiche Verhandlungen entzogen. Es versteht sich für jeden Deutschen, daß auch innerhalb der Aemter ein munterer Kleinkrieg geführt wurde, so daß die Fahnen Großrußlands gegen die vielen Wimpel der antimoskowitischen Nationalisten in buntem Wirrwarr das Zickzack der innerpolitischen Front absteckten. Es versteht sich weiterhin, daß gestützt auf Hitler, Bormann und Koch auch die Verfechter der alten Untermenschenthese das ganze Experiment in Bausch und Bogen ablehnten und daß auch Himmler selbst ein unter seiner Regie herausgegebenes Bilderheft „Der Untermensch" weiterhin an allen Kiosken Großdeutschlands feilbieten ließ.

Die Verfechter der groß-russischen Lösung begründeten ihre Haltung mit dem Argument, daß allein das Russentum seine staatsbildende Kraft historisch bewiesen habe und daß die Teilvölker zu politischer Gestaltung unfähig seien. Die Gegenseite aber erklärte den ganzen Ostfeldzug für sinnlos, wenn an die Stelle der Sowjet-Union ein ebenso kraftvolles Groß-Rußland gesetzt würde, das in Kürze wieder zur Gefahr für ganz Europa werden müsse. Selbstverständlich dürfe aus der nationalen Aufgliederung des Ostraumes nicht eine Atomisierung im Sinne des Versailler Vertrages entstehen. Es solle vielmehr eine Umorientierung der nationalen Gruppen von Moskau auf die europäische Völkergemeinschaft erfolgen, die beiden Teilen, den europäischen wie den ostslavischen Völkern das Geschenk der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wiedergewinnung der alten europäischen Einheit bringen werde. Freilich hatten die Verteidiger der „nationalen Dekomposition" hier keinen realen Grund mehr unter den Füßen, seitdem sich im Laufe des Krieges immer stärker erwiesen hatte, daß die Hegemoniebestrebungen des Dritten Reiches eine echte europäische Gemeinschaftslösung unmöglich machte.

Die Stimmung Vlassovs, der intelligent genug war und über die nötigen Nachrichten-Verbindungen verfügte, um diese innerdeutsche Situation zu überschauen, kam in mehreren Gesprächen, die ich mit ihm, Shelinkov und besonders mit seinem „Außenminister" Krasnov, hatte, ungehemmt zum Ausdruck. Krasnov sagte resigniert: „Anstatt daß man mich vorwärts treibt, mir die politischen und materiellen Möglichkeiten zur Entfaltung meiner antibolschewistischen Tätigkeit gibt, hemmt und hindert man mich bei jedem Schritt, verleumdet und beschimpft mich und gibt mir bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß man mich bestenfalls als den letzten Notnagel in einer ausweglosen Situation betrachtet."

Krasnov beklagte sich besonders darüber, daß man zu Anfang Vlassov als bolschewistischen Agenten beargwöhnt habe, der jeder Zeit zur Roten Armee überlaufen und Deutschland in den

Rücken fallen könne. Jetzt, in der Endphase des Krieges, stürzten sich die Deutschen mit der gleichen Entschiedenheit auf den Argwohn, Vlassov könne zu den Westmächten überlaufen. Ich vertiefte dieses Gespräch mit dem klugen Mann, der übrigens aus der Pariser Emigration kam. „Nehmen wir einmal", sagte ich zu Krasnov nach dem Beginn der Invasion in Frankreich, „nehmen wir einmal den selbstredend ganz unmöglichen und völlig utopischen Fall einer deutschen Niederlage an. Dann stehen Sie doch als die einzige antibolschewistische Ordnungsmacht in Europa da. Da sie nun eine russische und keine deutsche Politik treiben, müssen Sie doch für einen solchen Fall über Deutschlands Untergang hinwegdenken und ihre Fäden zu den Westmächten spinnen, die zweifellos sehr schnell in die deutschen Aufgaben und in die deutsche Situation gegenüber der Sowjet-Union hineinwachsen werden." — Krasnov wich damals, wie ich meinte, geschickt aus, indem er behauptete, die Westmächte würden Vlassov als einen faschistischen Kollaboranten Deutschlands ablehnen und eine ernsthafte Zusammenarbeit mit der Sowjet-Union suchen. Die Vlassov-Aktion stehe also zwischen Hammer und Ambos. Jedes Mißtrauen von Seiten Deutschlands sei unbegründet, weil die Voraussetzungen dafür fehlten.

Nach der Kapitulation wurde es deutlich, daß Krasnov nicht ausgewichen war, sondern die wirkliche Lage erkannt hatte. Die Westmächte, insbesondere die USA glaubten, mit dem sowjetischen Bundesgenossen auch nach dem Kriege weiter arbeiten zu können und lieferten zahlreiche Vlassov-Offiziere und Mannschaften einem grausamen Schicksal aus. Mir liegen Berichte vor, wonach in einem Lager von 1200 Offizieren, das zur Auslieferung von amerikanischen Panzern umstellt wurde, über 400 Selbstmordversuche und Selbstmorde unternommen wurden.



Generaloberst v. Salmuth (links am Tisch sitzend) bei einer Lagebesprechung mit General Rozin (13. rumän. Division). Generaloberst v. Salmuth war allgemein beliebt wegen seiner großen Herzensgüte, ein Heerführer von untadelhaftem Charakter und Vorgehen.

Dennoch kämpften die Vlassovtruppen im Jahr 1944/45 hervorragend, obgleich sie gerade dort, wo sie nicht nur militärisch, sondern im großen Maßstabe *politisch* hätten wirken können, nämlich im Osten, nicht eingesetzt wurden. Erst im Anfang des Jahres 1945, zu einem Zeitpunkt, wo auch der hartnäckigste Optimist seine Hoffnungen preisgab, wurde ein schwaches Bataillon der Vlassov-Truppen in Mittelschlesien gegen die Rote Armee eingesetzt, mit dem Erfolge, daß zwei kriegsstarke sowjetische Regimenter zu ihm überliefen.

In der Wolfsschanze

Im Sommer des Jahres 1943 führte mich ein dienstlicher Auftrag des Auswärtigen Amtes wiederum ins Führerhauptquartier nach Ostpreußen. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich zum Außenminister bestellt, der ungefähr eine Autostunde von meinem Quartier entfernt in der sogenannten Wolfschanze bei Hitler war. Ich fuhr durch die Kontrolle in das Gelände der Wolfschanze, wo unter mächtigen Bäumen einige Betonbunker und Baracken verstreut lagen. Ribbentrop arbeitete in einer dieser Baracken. Nach Erledigung meines Auftrages besuchte ich Botschafter Hewel, den Verbindungsmann des Außenministers zu Hitler, der ständig in der nächsten Umgebung Hitlers weilte. Hewel hatte sich Zeit für eine ausführliche ruhige Unterhaltung mit mir genommen und so fand ich Gelegenheit, mir einmal alles von der Seele herunter zu reden, was eine zweijährige Ostarbeit an Groll in mir angehäuft hatte. Hewel ging auf meine politischen Gedankengänge ein, äußerte sich abfällig über die passive Haltung Rosenbergs, der nicht einmal den Versuch gemacht habe, sich durchzusetzen, und fand ganz besonders harte Worte über seinen eigenen Chef, Ribbentrop. Ich überreichte ihm schließlich meine Denkschrift zur gelegentlichen Lektüre, sie sei jetzt ein Jahr alt und durch den Lauf der Dinge wohl schon überholt.

Als ich in mein Quartier am Schwenzait-See zurückkehrte, klingelte bereits das Telefon. Hewel hatte meine Denkschrift gelesen und bat mich noch im Laufe der Nacht zur Wolfsschanze zu kommen. Er werde Gelegenheit haben, Hitler Vortrag zu halten, wobei ich mich bereithalten müsse, gegebenenfalls selber einzuspringen. Ribbentrop dürfe nichts von meinem nächtlichen Ausflug erfahren, ich sollte deshalb einen Wagen benutzen, den er mir an eine Wegkreuzung in der Nähe einer mächtigen steinernen Windmühle bereitstellen werde. Ich fand in der Dunkelheit diesen Wagen, der auf Grund einer Voranmeldung durch Hewel ungehindert die Kontrolle zur Wolfsschanze passierte.

Hewel überfiel mich mit einer Reihe von Fragen zu meiner Denkschrift. Er hätte sie in einem Zuge durchgelesen und sei durch die Anhäufung so vieler drastischer Beispiele für die Unvernunft unserer Ostpolitik aufs Tiefste beeindruckt und

beunruhigt. Ob ich für die Richtigkeit des Inhaltes einstehen könne. Ich bejahte und sagte ihm, daß die wirkliche Situation draußen im Lande meine Beispiele noch weit in den Schatten stelle, weil ich mich auf das aktenkundlich beweisbare Material gestützt hätte, das bei der sorgfältigen Abschließung der Reichskommissariate gegenüber den Berliner Behörden verständlicherweise nur ein schwaches Abbild der wirklichen Zustände vermitteln könne.

Gegen 1 Uhr nachts ging Hewel zur „Führerwohnung". Nach mehr als einstündiger Abwesenheit holte mich Hewel in den Bunker herüber. Es war ihm gelungen, eine kurze Zeit mit Hitler unter vier Augen zu sprechen und ihm einiges von meinem Material vorzutragen. Hitler hatte sich nach dem Urheber der Schrift erkundigt, aber als ihm Hewel Namen und Titel nannte, hatte er abgewinkt und erklärt, er halte nicht viel von diesen verkalkten, adligen Exzellenzen im Auswärtigen Amt. Erst nachdem Hewel ihm in allen beanstandeten Punkten beruhigende Aufklärung gegeben hatte, ließ er die Möglichkeit offen, mich selber anzuhören.

Hewel ließ mich in dem kleinen, weißgetünchten mit hellen Holzmöbeln ausgestatteten Vorraum zurück, wo mir schwarzer Kaffee serviert wurde, eine der wenigen kulinarischen Attraktionen der Wolfsschanze, die im übrigen, wie das ganze Hauptquartier, auf die nahrhafte, aber einfache Kost der Armee gesetzt war. Die Zeit lief und ich hatte Muße, die Sinnlosigkeit dieser heimlichen und vielleicht auch gefährlichen Eskapade zu bedenken. Aus meinen Ueberlegungen wurde ich aufgestört durch einige hohe Herren, die nervös und eilig durch den Raum gingen. Eine Besprechung war anscheinend beendet. Wenige Minuten später kamen durch die ins Freie geöffnete Tür des Bunkerraumes zwei Spaziergänger in den Raum. Ich erhob mich und stand vor Hitler und Hewel.

„Sie haben mir da ein sehr unfreundliches Bild von den Zuständen im besetzten Rußland gegeben. Ist es nicht eine Illusion, diese Zustände dadurch bessern zu wollen, daß ich jetzt den ehrgeizigen Forderungen irgendwelcher sich national gebärdenden Politiker nachgebe? Der Erfolg wird nur sein, daß sie uns für schwach halten und daß ihr Ehrgeiz aufgestachelt wird zu immer neuen Forderungen." — Mir war dieser Gedankengang schon aus Unterhaltungen mit Ribbentrop vertraut. Ich antwortete daher, daß ich unter Politik nicht Nachgiebigkeit gegenüber irgendwelchen Forderungen verstünde, sondern die Schaffung von Zuständen, die die Völker des Ostens zu einer Option für uns, gegen den Sowjet-Staat veranlassen würden. Während ich weitersprach, hörte mir Hitler, den Blick auf den Boden gesenkt, nachdenklich zu. Ich konnte mir in Ruhe sein Gesicht betrachten, an dem mich immer die vielfältige Gespaltenheit des Ausdrucks frappiert hatte. Es war wie aus lauter einzelnen Elementen zusammengesetzt, ohne daß eine wirkliche Einheit daraus entstand. Jeder Maler, auch wenn er nicht auf „schön" retouchierte, mußte ein gemeinsames Bild aus diesen Einzelelementen schaffen, sie zusammenziehen und sie durch eine Idee verbinden. Auch das Foto griff mit seiner Momentauswahl einer Bewegung immer nur ein Element heraus und täuschte über die Zwiespältigkeit oder Vielfältigkeit des dahinterstehenden Wesens. Ich suchte nach den Gründen der hypnotischen Wirkung dieser Augen, ohne eine Erklärung zu finden.

Schließlich unterbrach Hitler mich und sprach langsam, nachdenklich die Worte wählend, in den Raum hinein, als ob wir nicht anwesend seien. „Ich kann jetzt nicht umkehren. Jede Aenderung meiner Haltung muß unter den gegebenen militärischen Verhältnissen als Nachgiebigkeit mißverstanden werden und einen Dammrutsch nach sich ziehen. Mitten im Strom wechselt man nicht die Pferde. Wenn die militärische Lage sich wieder gefestigt hat, wenn die Initiative wieder klar in unserer Hand liegt, dann ließe sich über eine Aenderung unseres Kurses, über die Anwendung neuer Methoden sprechen." Er sprach weiter vor sich hin, so leise, und undeutlich, daß es nicht mehr zu verstehen war. Aber plötzlich hob er den Kopf, blickte auf, sein Gesicht veränderte, straffte sich und es war als ob die ruhige nachdenkliche Stimmung in ihm durch eine Welle von plötzlich aufsteigenden, heftigen Gefühlen überspült und fortgerissen wurde. „Das alles sind Illusionen. Es ist Ihr gutes Recht, aber auch Ihr Nachteil, daß Sie nur an den Augenblick, nur an die gegenwärtig drückende Situation denken. Ich habe die Pflicht, an morgen und übermorgen zu denken, und darf nicht um Augenblickserfolge die Zukunft vergessen. Das deutsche Volk ist in 100 Jahren ein Volk von 120 Millionen Menschen. Für dieses Volk brauche ich den leeren Raum. Ich kann deshalb keine Kolchosen auflösen und Erbhöfe daraus machen. Ich kann den Ostvölkern keine souveränen Selbständigkeitsrechte verleihen und anstelle von Sowjet-Rußland ein neues nationales und darum viel fester gefügtes Rußland setzen. Politik wird nicht gemacht durch Illusionen, sondern durch harte Tatsachen. Das Raumproblem ist für mich im Osten entscheidend!" — Nach einer kurzen Verabschiedung begleitete mich Hewel heraus. „So geht es uns allen immer wieder. Er schlägt mit ein paar Worten jedes Argument aus der Hand. Aber vielleicht ist er doch am Ueberlegen, ich habe ihn selten so nachdenklich und zugänglich gesehen wie heute."

Das „Raumproblem", „in 100 Jahren", das waren Argumente, über die man wohl hätte streiten können, wenn es wirklich Argumente gewesen wären. In Wirklichkeit waren diese Worte nur ein Abschneiden jeder weiteren Argumentierung. Hitler wollte nicht durch Einwände beirrt werden, weil ein Zweifel an der Richtigkeit seines Weges immer neue Zweifel nach sich gezogen hätte und er fühlte, daß ihm dadurch der Boden unter den Füßen aufgerissen worden wäre. Das ist meine persönliche Ueberzeugung nach dieser Unterredung. Hewel hatte im Anschluß an diese Unternehmung einen schweren Strauß mit Bormann auszufechten, der es sich verbat, daß hinter seinem Rücken unbekannte Leute an Hitler herangebracht würden, die durch ihr unkontrollierbares Gerede die Gedankenruhe des Führers stören könnten.

Im Ostministerium hatte man mittlerweile die Hände nach meiner „Zentralstelle Osteuropa" ausgestreckt und mich ins Beamtenverhältnis überführt, um mich der Disziplin des Hauses zu unter-

werfen. Nach meiner letzten Erfahrung aber strebte ich mit Händen und Füßen aus einer Tätigkeit heraus, deren Fortführung mir sinnlos erschien. Um meine Freigabe zu erreichen, holte ich aus meinen Akten einen Entwurf Rosenbergs zu seiner Antrittsrede als Ostminister heraus, und begab mich damit zu Rosenberg. Ich las ihm vor, was er über die Bildung einer ukrainischen, russischen und kaukasischen Regierung geschrieben hatte und stellte ihm die Frage, ob diese politischen Ziele endgültig begraben seien. Rosenberg nahm mir mit einer verlegenen Geste die Aufzeichnung aus der Hand und verschloß sie in seinem Schreibtisch. „Die Völker des Ostens haben, sagte er, das Recht auf eigene politische Gestaltung verloren als sie uns nicht zu Kriegsbeginn mit ihren revolutionären Bewegungen entgegenkamen."

Meinem Gesuch, unter diesen Umständen freigegeben zu werden, gab er nicht statt.

So nahm ich einige Tage später ein Aktenstück zur Hand, das die Taten eines Gebietskommissars im Generalbezirk Litauen zum Gegenstand hatte. Dieser Mann hatte auf von ihm selbst eingesetzten Feldgerichten fünfzig Bauern wegen Nichterfüllung ihres Ablieferungssolls zum Tode verurteilen und erschießen lassen. Alle Versuche, dieses Subjekt zur Rechenschaft zu ziehen, scheiterten an dem Widerstand des Generalkommissars für Litauen, der sich auf eine Führerweisung berief, wonach Uebergriffe im Osten, die im Bestreben, den Interessen des Reiches zu dienen, erfolgt waren, nicht geahndet werden sollten. Ich brachte diesen Fall immer wieder zur Sprache, bis mir das ganze Aktenstück, das daraus entstanden war, schließlich mit einer Bemerkung Rosenbergs zurückgesandt wurde,er wolle damit nicht mehr belästigt werden, der Fall sei geklärt und damit erledigt. Ich schrieb als letzte Verfügung auf dieses traurige Dokument: „Wiedervorlage nach BesetzungLitauens durch die Rote Armee", — und war am nächsten Tage zur Wehrmacht freigegeben.

(Fortsetzung folgt)

SPANIEN

„Insel zwischen drei Erdteilen"

VON WERNER BOHLE

Seit Jahren ist Spanien, in immer wiederkehrenden Intervallen, der Zankapfel der Großmächte. Je mehr sich aber die Welt in zwei Lager zu spalten beginnt, desto akuter drängt dieses Problem nach einer für alle tragbaren Lösung. „Bollwerk Europas" nennen es die einen, „Tummelplatz faschistischer Reaktion" die anderen. Die ganz Schlauen schweigen sich aus. Aber niemand unter den verantwortlichen „Großen" erkennt aus der Vergangenheit Spaniens eine Warnung für die Welt. Und keiner von diesen ist sich auch der überragenden geopolitischen Bedeutung Spaniens bewußt, wenn es zu einer bewaffneten Auseinandersetzung der bestehenden Ideologien kommt. Denn nur um diese, um das Ringen nach einer neuen Weltanschauung und Lebensauffassung, wird ein künftiger Weltbrand entfacht werden; ein Weltbrand, der über die Lebensformen der kommenden Generationen entscheiden wird. Hierbei wird Spanien, die Insel zwischen drei Erdteilen, zu einer der wichtigsten geistigen und militärischen Schlüsselstellungen.

Schon Lenin hat die Bedeutung Spaniens für die bolschewistische Weltrevolution klar erkannt. Er sah, wie in Spanien einerseits die ungeordneten sozialen Verhältnisse, die schwachen Regierungen unter unfähigen Politikern und die fortwährende zersetzende kapitalistische und politische Einmischung fremder Mächte in Fragen der spanischen Souveränität, das Land nicht zur Ruhe kommen ließen und somit eines Tages zu einer gewaltsamen Entscheidung drängen mußten. Es konnte daher der „Komintern" nicht schwer fallen, sich einzuschalten und die Führung des Kampfes an sich zu reißen. Lenin hat Taktik und Ziel des Umsturzes genau beschrieben und festgelegt. Er sah aber noch viel entscheidendere Perspektiven bei der Betrachtung der spanischen Revolution: von dieser „Insel zwischen drei Erdteilen" aus konnte der revolutionäre Kampf nicht nur nach Europa, sondern auch nach Afrika und Südamerika vorgetragen werden. Von Moskau wurden diese Gedanken sorgfältig bearbeitet und ihre praktische Durchführung, nach gründlicher Vorbereitung in Spanien selbst, geschickt in Szene gesetzt. Von Spanien aus wollte Moskau nicht nur Frankreich unter Druck setzen, sondern auch über die französischen Kolonien Afrika in Bewegung bringen und die iberischen Staaten Süd- und Mittelamerikas revolutionieren. Spanien grenzt gerade an jenen Abschnitt Europas, der für den Durchbruch seiner revolutionären Pläne nunmehr am entscheidensten geworden ist, an Frankreich. Da es zugleich die einzige Landbrücke nach Afrika bildet, kann sich ein von den Sowjets beherrschtes Spanien zwischen Frankreich und seine Kolonien einschalten und mitten in den gewaltigen französischen Machtblock, der vom Kanal bis zum Kongo reicht, sowie 100 Millionen weißer und farbiger Franzosen umfaßt, ein revolutionäres Aktionszentrum einbauen, durch das Frankreich restlos in die Führung der „Komintern" gezwungen würde. Moskau weiß auch, daß Afrika am leichtesten über die französischen Kolonien zu revolutionieren ist. Von Spanien aus können Marokko, Algier und Tunis am besten beeinflußt werden, Länder, die für Moskau als bolschewistische Unruheherde innerhalb der islamitischen Welt besonders wichtig sind. Außerdem führen von Spanien aus die alten Weltwege nach Süd- und Mittelamerika, wo heute noch 130 Millionen Menschen die iberischen Sprachen sprechen und geistig-kulturell stark am Mut-

terlande hängen . Ein Sowjetspanien würde also eine starke propagandistische Durchdringung der iberischen Staaten Amerikas ermöglichen. Dadurch käme Mexico in die ähnliche Lage, wie Spanien, nämlich eine Schlüsselstellung in der Neuen Welt einzunehmen, die zu einem Ausstrahlungszentrum kommunistischer Ideen für den nordamerikanischen Teilkontinent werden kann. Es gibt mithin kein Land, das besser geeignet wäre, als Basis weltrevolutionärer Ideen zu dienen, wie *Spanien.* Schon einmal ist von dieser Stelle aus die Welt erobert worden. Und das weiß man nirgends so gut wie in Moskau.

Mit dem Siege des Nationalsozialismus brach Moskaus letzte Hoffnung, von Deutschland aus Europa zu bolschewisieren, scheinbar für immer zusammen. Die Komintern verlegte daher das Schwergewicht ihrer Arbeit nach Frankreich. Doch das französische Volk mit seinen breiten bäuerlichen und kleinbürgerlichen Schichten war damals nicht ohne weiteres für die Ziele der Komintern zu gewinnen. Moskau sah, daß es die Zersetzungsarbeit im Inneren auch durch einen Vorstoß von außen unterstützen mußte. So wurde Spanien nach den Plänen Lenins aktuell. Zur endgültigen Machtergreifung durch die Sowjets waren jedoch zwei Voraussetzungen nötig. 1.) Der Weg Odessa—Barcelona, bisher noch durch die internationale Meerengenkommission am Bosporus und an den Dardanellen verlegt, mußte frei gemacht werden, um unmittelbar von Rußland aus in die spanische Revolution eingreifen zu können. 2.) In Frankreich mußte eine „Volksfront" gebildet und zur Macht gebracht werden. Der Kreml wollte sicher sein, daß die französische Politik das Vorgehen der Sowjets in Spanien unterstützte. Die Zeit war überaus günstig, um beide Voraussetzungen bald zu erfüllen. Der Kampf Italiens um Abessinien nahm das Interesse der Großmächte (Sanktionspolitik) vollauf in Anspruch. Während alle Welt wie gebannt nach Ostafrika starrte, konnte Moskau in Spanien in aller Ruhe seine Vorbereitungen treffen und zunächst alle wichtigen Stellungen des Kampfes mit seinen Agenten und Vertrauensleuten besetzen. Gleichzeitig wurden die Gegner der kommunistischen Pläne scharf im Auge behalten bzw. abgeschoben. Die offizielle Außenpolitik des Kreml bemühte sich unterdessen in Genf, den Gegensatz zwischen Italien und England zu vertiefen, denn dadurch konnte Italien im Mittelmeer noch stärker gehemmt und England leichter zu Zugeständnissen gebracht werden. Bei der Meerengenkonferenz strichen die Sowjets den Lohn für ihr Verhalten ein. England öffnete den Bolschewisten die Meerengen, weil es damit Italien einen unangenehmen Gegner ins Mittelmeer zu schicken hoffte. Der Weg nach Spanien war frei. Nur zu oft hatte England in seiner Geschichte Europa verraten und nicht einmal hat es zum Schutze des Kontinents zum Schwert gegriffen. Im Gegenteil, es hat fast alle europäischen Auseinandersetzungen dazu benutzt, seine Macht zu erweitern oder sich Konkurrenten vom Halse zu schaffen. In der neueren Geschichte war es nun das zweite Mal, daß England zum Wegbereiter des Bolschewismus wurde. (1918 ließ die von England geführte Entente die weißrussischen Armeen im Stich und half dadurch den Bolschewisten in den Sattel. Der dritte und größte Verrat kostete Europa 2/3 seines Territoriums und wurde bei den Konferenzen von Teheran und Jalta begangen.) Gleichzeitig war es der Komintern in Frankreich gelungen, das Kabinett Laval so in den englisch-italienischen Gegensatz hineinzulavieren, daß es zu Fall kam und die neugebildete „Volksfront" unter Leon Blum an die Macht gebracht werden konnte. Damit war der Zeitpunkt gekommen, in Spanien gewaltsam durchzugreifen.

Der so sorgfältig vorbereitete Angriff führte nicht völlig zum Ziele. Die nationale Gegenrevolution konnte noch in letzter Stunde verhindern, daß ganz Spanien in Moskaus Hände fiel. Deutschland lieferte die Transportflugzeuge und es gelang General Franco von Spanisch-Marokko aus, den Süden des Landes zu besetzen und sich entlang der portugiesischen Grenze nach Norden durchzukämpfen, wo General Mola erfolgreich den nationalen Aufstand geleitet hatte. Die Baskischen Provinzen und Madrid, sowie der östliche Teil des Landes blieben in der Gewalt der Roten, bezeichnenderweise gerade jene Gebiete, die an Frankreich grenzten. Frankreich, als der einzige europäische Staat, der unmittelbar an die iberische Halbinsel angrenzt, konnte wirksamer als jede andere Macht in Spanien eingreifen. Gleichzeitig versuchte es auch von seiner marokkanischen Kolonie aus, Spanisch-Marokko zu bedrohen. Dieses Eingreifen Frankreichs und der Sowjetunion brachte Italien auf den Plan. Denn ein rotes Spanien hätte nicht nur die französische Machtstellung im westlichen Mittelmeer bedeutend verstärkt und Italien völlig vom offenen Ozean abgeriegelt, sondern auch Rußland eine wichtige Flankenstellung im Mittelmeer gegeben, durch die Italien dauernd bedroht worden wäre. Aber auch für die deutsche Politik war es nicht gleichgültig, ob am Rhein nur Frankreich allein stand oder ein vom Kreml geführter Machtblock, der Frankreich, Spanien und Westafrika zu einer wehrpolitischen Einheit zusammenschloß. So traten Italien und das Deutsche Reich für General Franco ein, der gegenüber der zunehmenden französischen und russischen Unterstützung einen schweren Stand hatte. Für die Roten schwand damit jede Aussicht auf einen raschen durchgreifenden Sieg. Aber auch die nationalen Truppen kamen nur schrittweise vorwärts. Eine Entscheidung war auf kurzem Wege nicht mehr zu erreichen. Und das hieß für unzählige arme Menschen der sichere und oft qualvolle Untergang, da mit abnehmender Siegesaussicht der Sadismus und die bestialischen Morde an allen Gegnern und vor allem Frauen und Geistlichen auf roter Seite zunahmen. Dies alles entsprach völlig den Wünschen in London, denn der britischen Politik ist ein starkes und unabhängiges Nationalspanien genau so unerwünscht, wie ein von Frankreich und Rußland abhängiges. England geht es nicht nur um Gibraltar, sondern auch um den beherrschenden Einfluß in Portugal. Um diese besondere Art von Einmischung fördern zu können, setzte sich England für die „Nichteinmischung" der anderen ein und suchte nunmehr nach einer Zwischenlösung, die es ihm ermöglichte, nach bewährtem Rezept, nicht nur der wohlmeinende Dritte als Schiedsrichter, sondern auch als Nutznießer des Kampfes zu sein. Im letzten erwies

Senator WHERRY

VON A. O. TITTMANN

Es wird oft fälschlich angenommen, daß die Abstammung, also das Blut allein, den bestimmenden Einfluß auf politische Einstellung und rassische Sympathien ausübt, doch wäre es falsch solches in jedem Fall anzunehmen. So wird niemand den amerikanischen Generälen Eisenhower, Spaatz (Spatz) oder Devers auch nur die geringste Sympathie für das deutsche Volk zusprechen, obwohl alle drei beinahe vollständig deutscher Herkunft sind. Und Robert Schumann, ebenfalls völlig deutscher Herkunft, ist französischer Minister, wie auch zahlreiche deutsche Elsässer und Lothringer, Marschall Ney, Marschall Weygand und Andere sogar die höchsten Posten in der französischen Armee bekleideten und als Franzosen galten und gelten. Die Deutschen tauschten den späteren französischen Marschall Moritz von Sachsen, natürlichen Sohn Augusts des Starken und seiner Lieblingsmaitresse, der Gräfin Aurora von Königsmark gegen den französischen Prinzen und österreichischen Feldmarschall, den Prinzen Eugen von Savoyen ein, welch letzterer seine früheren Landsmänner in sechs Schlachten besiegte. Es ist deswegen nicht erstaunlich, daß es in den Vereinigten Staaten Personen gibt, die, ohne deutsches Blut in den Adern zu haben, doch dem deutschen Volke wohlwollend oder mindestens gerecht gegenüberstehen. Andernfalls gäbe es auch keine Erklärung dafür, daß 83% der Bevölkerung der USA, wie mehrere Gallup-Befragungen ergaben, keine aktive Beteiligung an dem Kriege wollten, während auf der anderen Seite nur 17% für solche Beteiligung eintraten. Daß schließlich die 17% über die 83% siegten, ist allein der krummen Politik von Präsident Roosevelt und seinen Kumpanen zuzuschreiben, welche den japanischen Angriff provozierten und dadurch den Eintritt durch die Hintertür in den Krieg gegen das deutsche Volk erzwangen.

Zu denen, die sich nie für eine Beteiligung am Kriege gegen das deutsche Volk erwärmten, sondern der alten amerikanischen Tradition „Freund von Allen und Feind von Keinem" treu blieben, zählt von einflußreichen Männern vor allem der jüngere der zwei Senatoren des zentralwestlichen Staates Nebraska, Senator Kenneth Spicer Wherry.

Es dürfte bekannt sein, daß ein jeder Staat der Union die gleiche Anzahl, nämlich zwei, Bundessenatoren in Washington hat, ohne Rücksicht auf seine Bevölkerungszahl. So hat der Staat Nevada mit nur 110.000 Einwohnern die gleiche Senatsvertretung wie der Staat New York mit seinen circa 14 Millionen. Dabei ist es aber wohl möglich, daß ein Staat mit geringerer Bevölkerung eine bedeutendere Vertretung hat als ein anderer mit einer großen. Dieses Beispiel gab der verstorbene Senator William H. Borah von dem unbedeutenden Staat Idaho mit nur einer halben Million Einwohnern, welcher dank seiner Fähigkeit, seiner Intelligenz, Ehrlichkeit und Rednergabe, seine Senatsmitglieder weit übertraf und verhältnismä-

---

sich damit England doch als die stärkste Macht im spanischen Kräftespiel, denn die Sowjets waren verschnupft und alle Herausforderungen konnten die Verhandlungen über die „Nichteinmischung" nicht stören.

Der Sieg Francos wurde solange von England schweigend hingenommen, als England seine Weltherrschaft durch das Reich bedroht sah. Diese Bedrohung war mit dem Zusammenbruch des Reiches 1945 ausgeschaltet. Damit hatte aber England den größten Teil Europas den Bolschewisten ausgeliefert und sein Spiel um das Gleichgewicht der Kräfte endgültig verloren. Heute, wo Spanien durch Franco dem Kreml verschlossen ist, kann der Kommunismus auf zwei bedeutend wichtigere Basen zur Verbreitung des weltrevolutionären Gedankens zurückgreifen: der Balkan, und Deutschlands Ostzone. Der Russe steht nunmehr an der Elbe und der Adria, und bestürmt von hier aus die letzten großen westlichen Bastionen Italien und Frankreich, die beide bereits stark kommunistisch unterminiert sind. Wenn man annimmt, daß England aus diesem Fehler seine Lehren gezogen hätte, so kann man nur auf seine Haltung gegenüber Spanien verweisen. Zwar jammert Churchill nach den „Vereinigten Staaten von Europa", die er selber vernichten half, doch ist sein Sinn darum keineswegs Europa zugeneigter geworden. Es ist nur die Furcht, schutzlos einer Bedrohung preisgegeben zu sein, die ihn zwingt, einen Kompromiß einzugehen. England will die russische Expansionsgefahr bannen, aber die Fehler, die zu dieser Gefahr führten, nicht korrigieren. Darum hat England auch heute noch dem Spanien Francos gegenüber dieselbe Einstellung, wie ehemals. Es möchte Franco nach „Nürnberg" schaffen, aber ohne Gefahr zu laufen, daß der Bolschewismus in das spanische Vakuum eindringt.

Die Geschichte ist aber unerbittlich und straft nicht nur den Verrat Englands an Europa, sondern stellt die Westmächte vor die Alternative eines „Entweder—Oder". Und das heißt Francos Bedeutung für die Welt unterschätzen und ihn stürzen oder aber erkennen, daß Spanien als „Insel zwischen drei Erdteilen" das allerletzte Bollwerk Europas ist, mit dem es fällt oder siegt, wenn es dazu nach den Unglückstagen von Teheran—Jalta nicht überhaupt schon zu spät ist.

ßig großen Einfluß ausübte. Wie groß dieser war, trat bei seinem Tode klar zu Tage, indem sich alle Staatsfunktionäre vom Präsidenten und obersten Richter abwärts an den Bestattungsfeierlichkeiten dieses hervorragenden Staatsmannes beteiligten und ihm in der Senatsrotunde bereits ein marmornes Standbild gesetzt worden ist.

Mit seinen 1.300.000 Einwohnern zählt auch der Staat Nebraska zu den weniger dicht besiedelten Staaten, hat aber in Senator Wherry auch einen Vertreter, der ihn zu einem der heute wichtigsten gemacht hat. Daß Senator Wherry als einer der ersten Führer der Isolierungsanhänger gilt, ist zweifellos dem Charakter des Staates zuzuschreiben, der ihn gewählt hat. In der bekannten Washingtoner Wochenschrift „U.S. News" vom 12. November 1948 wird Nebraska als der einzige Staat angeführt, in welchem die Bevölkerung deutscher Herkunft ihren Widerwillen gegen zwei Kriege, welche die demokratische Partei gegen Deutschland in Gang gebracht hatte, dadurch registrierte, daß sie gegen die demokratische Wahlliste stimmte. Senator Wherry, einer der unentwegtesten Republikaner und 100%iger „Isolationist" im Grunde seines Herzens (wie er dem Verfasser dieses aussprach) ist deshalb auch seiner Stellung sicher.



Kenneth Spicer Wherry erblickte am 28. Februar 1892 in dem Städtchen Liberty, Nebraska, das Licht der Welt. Als er nur 6 Monate alt war, verzogen seine Eltern nach der Stadt Pawnee City und sie blieb seine Heimat wie die seiner engeren Familie. Sein Vater eröffnete ein Möbel- und Farmutensilien-Geschäft. Wie sein Sohn, verband auch er die Politik mit dem Geschäft und diente der Heimatstadt fünfmal als Bürgermeister.

Einer von vier Brüdern, besuchte der junge „Ken" die öffentlichen Schulen und später die Universität von Nebraska in der Hauptstadt Lincoln, während er sich zugleich geschäftlich weiter betätigte. Er war ein Stern in dem Debattierklub der Universität und Präsident der Seniorenklasse. Nachdem er Anno 1914 sein Baccalaureus-Diplom der Kunst erhalten hatte, besuchte er die berühmte Harvard Universität in Boston, Mass., um Geschäftsverwaltung zu studieren. Er ist Mitglied der Nebraska Bar Association und der American Bar Association, beides Vereinigungen für juristisch gebildete Amerikaner.

Zusätzlich zu seiner Anwaltspraxis übernahm er auch die Ford Automobil Vertretung, sowie die Agentur für Farm-Maschinen und interessierte sich außerdem für eine Auktionsfirma. Auch eröffnete er Zweige des Wherry Möbelinstituts in anderen Städten. Als echter Sohn des Westens mit seinen weiten Prärien, seinem enormen „Ellbogenraum", befriedigte er seine unglaubliche Energie und Unternehmungslust, seine Expansionsbedürfnisse dadurch, daß er auch das Farmen und die Viehzucht aktiv betrieb.

Wherry heiratete jung und ist Vater von zwei erwachsenen Sprossen, die ihm in seinen mannigfaltigen Unternehmungen beistehen.

Seine richtige politische Laufbahn begann im Jahre 1929, als er in den Staatssenat gewählt wurde, dessen Vorsitzender er 1940 wurde. Darauf amtierte er fünf Jahre lang als Bürgermeister. Bei den Herbstwahlen des Jahres 1942 kandidierte Wherry für den Bundessenatorposten, die höchste Auszeichnung, welche ein Staat vergeben kann. In dieser Wahl schlug er den früheren, prominenten Senator George W. Norris mit 80.000 Stimmen Mehrheit.

In den sechs Jahren, in welchen er dem Bundessenat angehört hat, erlebte Wherry einen glänzenden Aufstieg zu den höchsten Höhen. Obwohl nur ein „zweiter Termin"-Senator, überholte er fast alle seine Senioren in der Partei, um Mitglied des sehr wichtigen „Policy Committee" zu werden. Dieses Komitee plant alle Schritte der Partei und ihre Einstellung zu Maßnahmen der Gegenpartei.

Im 80ten Kongreß war Wherry Vorsitzender des „Kleinen Geschäftsleute-Komitees" und ist heute Mitglied des Senatskomitees, welches die Ordnung und Verwaltung behandelt, und Mitglied des mächtigen, einflußreichen Bewilligungskomitees.

Als Senator Wherry im Jahre 1944 zum „Whip" (Einpeitscher) der republikanischen Partei im Bundessenat ernannt wurde, war es das erste Mal

in der Geschichte des Senats, daß ein Senator gleich in seinem ersten Termin diesen überaus wichtigen Posten erhielt. Diese Ernennung verdankte Wherry seinen vielfach erprobten, glänzenden Eigenschaften, insbesondere seiner politisch-strategischen Befähigung, unterstützt von seiner großen persönlichen Beliebtheit. Sogar bei den Senatoren der Gegenpartei ist er wegen seiner freundlichen und freundschaftlichen Persönlichkeit sehr beliebt. Seine Ehrlichkeit und ungekünstelte Freundlichkeit spricht aus seinem umstehenden Bildnis. Bei einer Stimmenwahl der Sekretäre des „Kapitolshügels", die das populärste Kongreßmitglied ermitteln sollte, erhielt Senator Wherry die große Mehrzahl der Stimmen und die Bezeichnung „the jolliest Senator" („der heiterste Senator").

Was die physischen Merkmale des Senators betrifft, so ist er eine kräftige, breitschultrige, mittelgroße, männliche Erscheinung germanischen Typs. Seine Vorfahren waren Flachlandschotten, zur Zeit der normannischen Invasion aus England geflüchtete Nachkommen der Angelsachsen, die die englische Sprache nach Schottland verpflanzten und dort heimisch machten. Es gefällt ihm, dem 57jährigen, in der Senatsturnhalle mit anderen Senatoren zu boxen, um sich tauglich zu halten.

Der „Whip" (Peitsche) wird von dem „Floorleader" seiner Partei ernannt und kann von ihm nicht abgesetzt werden. Er hat seine Assistenten. Bei einer Abstimmung, bei der Parteiinteressen in Frage stehen, hat er die Senatoren herbeizutrommeln. In seiner Stellung als „Whip" bezeugte Wherry so große Fähigkeiten, daß er bei einer Vakanz zum republikanischen „Floorleader" des Senats ernannt wurde, eine Stellung, die in Wichtigkeit gleich der des Senatspräsidenten folgt. Der „Floorleader" ist der Kontaktmann zwischen den Kongreßmitgliedern und der Parteileitung. Er ist Vorsitzender des „Komitees für Komitees" und des „Steuerungs-Komitees" (steering commitee) seiner Partei. Der „Floorleader" ist den einzelnen Mitgliedern seiner Partei verantwortlich und wird von dem „Caucus" (Parteirat) alle zwei Jahre gewählt. Der „Floorleader" der Mehrheitspartei (Regierungspartei) ist das leitende Sprachrohr des Präsidenten im Kongreß; der „Floorleader" der Minderheit (Oppositionspartei) ist das Sprachrohr der Beschlüsse seiner Partei. Man ersieht hieraus, welch schwere Verantwortung auf den Schultern des „Floorleaders" lastet. Kein Wunder, daß der Name „Wherry" mit dem Namen „Taft" gepaart ist und daß die Träger dieser Namen die Führung der republikanischen Partei darstellen.

Die wesentlichen Eigenschaften eines erfolgreichen „leader" (Führers) sind an erster Stelle nicht Verstandeskräfte, sondern Verhandlungsfähigkeit, Leidenschaftslosigkeit, gleichmütige Fassung, fester Wille und die Fähigkeit, die von anderen Mitgliedern der Partei geleisteten Dienste zu würdigen. Jovialität und Freundlichkeit steigern seine Beliebtheit. Er muß auch eine interessierende Persönlichkeit besitzen und ein guter Organisator der Parteimitglieder sein und sich darauf verstehen, wie mit ihnen zu arbeiten ist.

Diese Eigenschaften können einen höchst erfolgreichen Führer hervorbringen, obwohl er dabei kein erstklassiger und überzeugender Redner zu sein braucht. Der „Floorleader" muß wachsam sein und die Interessen seiner Partei und deren Rechte stets im Auge behalten. Der Minderheitsführer insbesondere muß aller beantragten Gesetzgebung die größte Aufmerksamkeit schenken und legitime, parlamentarische Taktik verwenden, um die Mehrheitspartei so viel wie möglich in Verlegenheit zu bringen. Der Minderheitsführer ist demnach auserwählt worden, um als Feldmarschall, Mentor und Regierer auf dem Senatsboden zu wirken. So kam es, daß Senator Wherry gleich hinter Senator Taft im Rang folgt.

Senator Wherry ist nach dem Kriegsende in Deutschland gewesen und hat sich von dem traurigen Los Vieler, besonders der Kinder, persönlich überzeugen können. Auch studierte er an Ort und Stelle die Lage der D.P. und die Verteilung von Nahrungsmitteln. Er hat manches „Geschenkpaket" aus eigenen Mitteln nach Deutschland gesandt. Bereits im Mai 1948 brachte er einen Gesetzvorschlag ein, um es deutschen Kindern zu ermöglichen, zur Erholung nach Amerika zu kommen und sich dort eine zeitlang aufzuhalten, so wie in der Schweiz, Skandinavien und Irland. Leider wurde diesem Gesetzvorschlag von den Demokraten der Garaus gemacht.

Der Senator ist einer der Hauptgegner der Demontagen. Zusammen mit dem Senator Eastland brachte er im Oktober v. J. die Senatsresolution 187 ein, welche verlangte, daß der Präsident möglichst bald eine Konferenz mit den Vertretern Großbritanniens und Frankreichs einberufe und ein Moratorium der Demontagen verlange. Dagegen erhob Senator Conally, das Sprachrohr des Präsidenten, Einspruch und war bei der Abstimmung siegreich. Schon einen Monat zuvor hatten 44 Senatoren, meistens Republikaner, gegen die Demontagen Einspruch erhoben, ohne daß das Staatsdepartement sich darum gekümmert hätte.

Dieser Tage, am Ende des Jahres, verursachte Senator Wherry eine Sensation, indem er bei seiner Rückkehr nach Washington verlangte, daß der Senat konsultiert werden müsse, bevor neue Verpflichtungen anderen Ländern gegenüber eingegangen würden. Er behauptete, daß bei der bisher befolgten gemeinsamen demokratisch-republikanisch-internationalen Politik Verpflichtungen eingegangen wurden, die den Senatoren keine Wahl ließen, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Maßnahmen der Exekutive aus Prestigegründen gutzuheißen. „Ich mag keine doppelparteiische Politik, die mich im Voraus verpflichtet", sagte Senator Wherry. „Bevor irgendwelche Verpflichtungen von irgendjemand eingegangen werden, sollte der ganze Senat die jeweilige Angelegenheit in Erwägung ziehen können".

Würden diese Ideen des Senators in die Tat umgesetzt, so bedeutete es eine gründliche Abkehr von der bisherigen undemokratischen Praxis, die Exekutivgewalt die ganze Politik diktatorisch bestimmen, statt die Volksvertretung sich an diesen Problemen beteiligen zu lassen. Es erhellt daraus, daß weite Kreise mit der bisherigen Politik des Geheimnisses und der „Verschwörungen", so wie sie während der unumschränkten Herrschaft eines Wilson und F. D. Roosevelt bestand, unzufrieden sind und ihr ein Ende bereiten möchten. Selbstredend sind die Kriegshetzer mit einer solchen Demokratisierung

Die Wirtschaft Westdeutschlands

Rückblick auf das Jahr 1949

VON WOLFGANG JÄGER

Der Anstieg, den die westdeutsche Wirtschaft im Jahr 1949 nehmen konnte, wird dadurch ersichtlich, daß im ganzen gesehen die deutsche industrielle Produktionsleistung wieder den Stand des Jahres 1936 annähernd erreicht hat. Wenn man an den katastrophalen Tiefstand der ersten Nachkriegsjahre denkt, so ist damit viel erreicht worden. Aber nicht genug! Auf der anderen Seite nämlich ist die Produktionssteigerung noch unzulänglich im Hinblick auf die stark vergrößerte Bevölkerung, die heute in Westdeutschland aus dieser Produktion versorgt werden muß.

In diesem Zusammenhang spielt das Problem der 12,5 Millionen Heimatvertriebenen eine entscheidende Rolle. Es ist erst einem kleinen Teil dieser Menschen gelungen, sich eine neue wirtschaftliche Existenz in Westdeutschland aufzubauen. Dadurch ist zu erklären, daß Länder wie Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holstein, die die vorwiegenden Aufnahmegebiete der Heimatvertriebenen sind, auch die weitaus höchsten Arbeitslosenziffern aufweisen. Es ist nicht zu verkennen, daß das Heimatvertriebenenproblem mit der Höhe der Arbeitslosigkeit in engstem Zusammenhang steht. Die Arbeitslosigkeit ist in Westdeutschland durch keine Saisoneinflüsse oder Konjunkturerscheinungen bedingt, sondern ist ein Strukturproblem, daß sich aus dem enormen Bevölkerungszuwachs in Verbindung mit der Wirtschaftszerstörung ergeben hat. Der Beweis liegt klar auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die Arbeitslosigkeit in den vergangenen drei Monaten um 600.000 gestiegen ist und ingesamt 1,8 Millionen erreicht hat, die Zahl der Beschäftigten im Bundesgebiet im gleichen Zeitraum ebenfalls gestiegen ist und sich um 750.000 erhöht hat.

Neben der Produktionszunahme in der Industrie, auf die später zusammenfassend zurückzukommen ist, konnte die Inlandserzeugung von Nahrungsmitteln durch besesre Versorgung der Landwirtschaft mit Betriebsmitteln wesentlich gesteigert werden. 1949 wurde z.B. ein Mehr von über 2 Mill. t Brot- und Futtergetreide gegenüber dem Jahr 1948 erbracht. Der Schweinebestand hat 1949 um die Hälfte zugenommen und hat jetzt ¾ des Durchschnittsbestandes der Friedensjahre erreicht. Auch der Zugang zum Kapital- und Geldmarkt wurde der Landwirtschaft wieder erschlossen. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die Hälfte aller Ernährungsrohstoffe aus dem Ausland bezogen werden muß.

Die westdeutsche Außenhandelsbilanz muß trotz aller Fortschritte als nicht zufriedenstellend betrachtet werden. Bisher konnte noch nicht 50 % des Exportvolumens der Vorkriegszeit erreicht werden. Die Ausfuhr deckt nicht mehr als die Hälfte der Einfuhr. Die Handelsbilanz weist ein Passivsaldo von 4,6 Mrd. DM auf. Der Ausgleich konnte nur durch ausländische Mittel erfolgen und damit ist bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit ohne Zweifel klar ersichtlich, daß der westdeutsche Wirtschaftsanstieg im Jahre 1949 leider nur z.T. aus eigener Leistung resultiert. Viel wird sich daran auch in absehbarer Zeit nicht ändern können, aber es sollte alle verantwortlichen Stellen bewußt werden lassen, daß ein in der letzten Zeit oft festgestellter hemmungsloser Verbrauch ausländischer Waren für die westdeutsche Wirtschaft untragbar ist und daß es eine lebenswichtige Aufgabe ist, den Export mit allen möglichen Mitteln zu verstärken. Die Bundesregierung muß sich darüber klar sein, daß vom 30. Juni 1952 ab (Ablauf des ERP) keine wirtschaftliche Hilfe mehr von den USA zu erwarten ist. Bis dahin muß die westdeutsche Handelsbilanz ausgeglichen sein. Dies ist aber nur möglich, wenn auch die anderen europäischen Staaten alles tun, um einen wirtschaftlichen Zusammenschluß Europas herbeizuführen und einen einheitlichen Markt ohne Handelshemmnisse zu bilden, auf dem jeder Staat gleichberechtigt ist. Der einheitliche Markt von 275 Mill. Verbrauchern ist für jedes europäische Land von lebenswichtiger Bedeutung und die Voraussetzung für die wirtschaftliche Unabhängigkeit! Dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn alle Staaten, selbst unter Hinnahme von großen Risiken, die radikale Liberalisierung ihres Handels, den Abbau ihrer Zollschranken und die Konvertierbarkeit ihrer Währungen durchführen. Westdeutschland ist, obwohl die Gefahrenmomente in seiner Wirtschaft sehr viel größer sind als in anderen Ländern, mit gutem Beispiel vorangegangen und hat entscheidende Schritte getan. Leider muß an dieser Stelle betont werden, daß die westdeutschen Handelspartner zum großen Teil nicht den bedingungslosen Willen für den Aufbau einer europäischen Wirtschaftseinheit haben.

Im Nachfolgenden soll ein kurz zusammengefaßter Ueberblick gegeben werden über die Produktionssteigerungen in einzelnen Industriezweigen, die für die westdeutsche Wirtschaft von besonderer Bedeutung sind. Es muß dabei vorweggeschickt werden, daß nur mit der Nachkriegszeit verglichen wird. Die Vorkriegszahlen liegen naturgemäß in allen Fällen über den heutigen.

Der schon im September erkennbare Um-

---

höchst unzufrieden und senden ihre Teilnehmer, wie den Senator Conally, ins Treffen um die Annahme einer solchen Novität zu verhindern. Stürmische Senatssitzungen werden deshalb für den kommenden Termin vorausgesagt. Vielleicht scheitert an der Politik Wherrys der „Interventionismus" und kommen alte amerikanische Grundsätze wieder zur Geltung.

schwung in der wirtschaftlichen Entwicklung hat auch in den letzten Monaten des Jahres 1949 angehalten und ist in vielen Industriezweigen sehr stark in Erscheinung getreten. Die Produktion wuchs, nach einem Bericht des Wirtschaftsministeriums, auf voller Breite an. Nicht nur im Handel, Handwerk und in der Konsumgüterindustrie war eine lebhafte Beschäftigung zu verzeichnen, sondern auch im Grundstoff- und Produktionsgütersektor zeigte sich eine Belebung, die vor allem in einem verbesserten Auftragseingang zum Ausdruck kam. Das Preisgefüge zeigt bis Mitte Januar 1950 eine bemerkenswerte Stabilität und zeitweilig eine leichte Tendenz nach unten.

Kohle:

Steinkohlenförderung:	1949	103 Mill. t			
	1936	117 „			
	1948	87 „			
Kokserzeugung:	1949	23,4 „	Steigerung:		23,3 %
Braunkohlenförderung:	1949	72,2 „	„ :		11,4 %
Kohlenausfuhr:	1949	20 „	Wert:	1,5 Mrd. DM	
	1948	17,6 „			
Hauptempfängerländer:	Frankreich	8 Mill. t			
	Luxemburg	2,2 „			
	Italien	1,7 „			
	Oesterreich	2,8 „			
	Uebrige	5,3 „			

Ueber den Kohlenpreis wurde nach langen Verhandlungen mit den Alliierten Anfang d. J. eine Einigung erzielt. Der Inlandspreis wurde um —,30 DPF je t erhöht und Exportpreis dagegen um 2,18 DM je t gesenkt.

Eisen und Stahl:

Erzeugung: (in 1000 t)	1936	22.600
	1947	2.800
	1948	5.900
	1949	9.000

Rohstahlerzeugung:	Steigerung um 8,8 % gegenüber 1948
Walzwerkerzeugung:	Steigerung um 7,3 %
Gießereiprodukte:	„ 5,8 %

Die genehmigte Produktionsgrenze von jährlich nur 11,1 Mill. t wird in diesem Jahr ohne Zweifel erreicht werden. Es muß aber an dieser Stelle betont werden, daß die künftige Stahlproduktion mindestens 15 Mill. t in Westdeutschland aufweisen müßte, wenn die westdeutsche Wirtschaft in die Lage versetzt werden soll, den Wiederaufbau ab 1952 ohne ausländische Hilfe durchzuführen.

NE-Metalle:

Die Produktion zeigte sich kaum verändert. Lediglich in der Kupfer-Aufbereitung und in der Aluminiumindustrie konnten Steigerungen von 12 % bzw. 9,9 % erreicht werden.

Erdöl:

Im Dezember 1949 erreichte die Monatsförderung mit 80.522 t ihren Höchststand. Damit wurden 1949 rd. 840.000 t deutsches Erdöl gefördert. (1948 = 630.000 t). Eine sehr erhebliche Steigerung ist im Laufe des Jahres 1950 durch den Aufschluß neuer Lagerstätten zu erwarten. In der Mineralölverarbeitenden Industrie wurde die Produktion um 13,5 % gegenüber 1948 gesteigert.

Chemie:

Aus der chemischen Industrie liegen noch keine genauen Zahlenwerte vor. Nach einem bisherigen Ueberblick scheinen die einzelnen Industriezweige aber ihre langsame, stetige Aufwärtsentwicklung fortgesetzt zu haben. (Steigerung insgesamt 2,2 % gegenüber dem Vorjahr).

Steine und Erden:

Die Produktion war hier aus Saisongründen fast durchgängig rückläufig.

Zement und Kalk	— 10 %
Ziegel	— 7,8 %
Dachpfannen	— 3,9 %

Elektroindustrie:

Hier ist zu verzeichnen

Radio	um 14,6 %
Installation	21,4 %
Glühlampen	12,0 %
Turbinen	17,3 %

Produktionssteigerung gegenüber 1948

Maschinenbau:

Eine Erhöhung von 4 — 6 % ist hier allgemein festzustellen. Ueberdurchschnittliche Belebungen sind zu verzeichnen bei Dieselmotoren, Baumaschinen, Schreibmaschinen, Pumpen, Druckmaschinen u. a. Der leichte Rückgang bei Landmaschinen dürfte saisonbedingt sein.

Eisen- und Stahlwaren:

Der Aufschwung um 10 — 19 % in den einzelnen Branchen (Eisen-, Stahl-, Blech- und Metallwaren) wirkte auf alle anderen Wirtschaftszweige sehr belebend.

Kraftfahrzeuge:

Mit insgesamt rd. 2 Mrd. DM Umsatz hat sich die Kraftfahrzeugindustrie an die Spitze aller Industriezweige gesetzt.

1949 163.000	Fahrzeuge	(Steigerung 150 % gegenüber 1948)
62.800	Motorräder	(1948 = 13.000)
60.000	Motorfahrräder	(1948 = 11.200)

Textilien:

Hier ist nach der stürmischen Produktionsausweitung des ersten Halbjahres 1949 durchweg eine Stabilisierung, im Kunstseidensektor ein leichter Rückgang eingetreten. Spinnereien und Baumwollwebereien verzeichnen eine weiterhin anstei-

Messen und Ausstellungen 1950 in Deutschland

14. 1.—17. 1.	Schuhfachmesse	Köln
12. 2.—14. 2.	Schuhfachmesse	Frankfurt a.M.
25. 2.—26. 2.	Textilmustermesse	Hamburg
4. 3.— 7. 3.	Fachmesse Oberbekleidung	Köln
4. 3.—12. 3.	Hotel, Gaststätten, Nahrungsmitteln.	Flensburg
5. 3.—12. 3.	Frühjahrsmesse	Leipzig
9. 3.—13. 3.	Hotel- und Gastwirtemesse	Hamburg
12. 3.—14. 3.	Frühjahrsmesse	Köln
12. 3.—18. 3.	Spielwarenfachmesse	Nürnberg
19. 3.—24. 3.	Frühjahrsmesse	Frankfurt a.M.
19. 3.—24. 3.	Schuhwaren-Fachausstellung	Frankfurt a.M.
29. 3.— 2. 4.	Allgemeine Mustermesse	Hannover
14. 4.—23. 4.	Hotel- und Gaststättenfachschau	Nürnberg
15. 4.—23. 4.	Frühjahrsmesse	Flensburg
16. 4.—19. 4.	Rauchwarenmesse	Frankfurt a.M.
23. 4.—26. 4.	Möbelfachmesse	Köln
28. 4.— 7. 5.	Export-, Industrie- und Gewerbeschau	Berlin
3. 5.—14. 5.	Technische Messe	Hannover
6. 5.—14. 5.	Photo- und Kinoausstellung	Köln
19. 5.— 4. 6.	Deutsche Handwerksmesse	München
26. 5.—11. 6.	Badische Leistungsschau	Karlsruhe
Mai—Juni	Bergwerksmaschinen-Ausstellung	Essen
7. 6.—16. 6.	Schweißtechnische Fachschau	Duisburg
10. 6.—25. 6.	Handwerksschau	Flensburg
11. 6.—18. 6.	40. DLG-Ausstellung	Frankfurt a.M.
30. 6.— 8. 7.	Färberei- und Wäschereiausstellung	Düsseldorf
9. 7.—16. 7.	Chem. Apparatebau	Frankfurt a.M.
19. 8.—21. 8.	Textilmusterschau	Flensburg
18. 8.—27. 8.	Deutsche Funkausstellung	Düsseldorf
20. 8.—27. 8.	Fachausstellung VDI	Frankfurt a.M.
27. 8.— 1. 9.	Herbstmesse	Leipzig
2. 9.— 9. 9.	Deutsche Heimittelmesse	Karlsruhe
10. 9.—12. 9.	Herbstmesse	Köln
17. 9.—22. 9.	Herbstmesse	Frankfurt a.M.
17. 9.—22. 9.	Lederwarenausstellung	Offenbach a.M.
18. 9.—8. 10.	Herbstmesse	Flensburg
15.10.—22.10.	Deutsche Agrarmesse	Frankfurt a.M.
11.11.—19.11.	Lebensmittel und Getränke	Flensburg

gende Produktion. Die Produktion des ersten Quartals 1950 ist ausverkauft. Durchweg in günstiger Position sind die Tuchfabriken, die bis Mitte nächsten Jahres ausverkauft sind. Die Umsatzzahlen von 1938 wurden 1949 in allen Textilzweigen erreicht und man hat es sich jetzt zur Aufgabe gemacht, durch weitere Rationalisierungsmaßnahmen noch preiswertere Kleidung zu produzieren, um der begrenzten Kaufkraft des Publikums entgegenzukommen.

Ergänzend zu meinem Bericht* möchte ich noch mitteilen, daß sich die dort angeführte Statistik für 1949 folgendermaßen ergänzt:

1949 (Okt. — Dez.)	(in Mill. DM)
Einfuhr:	2100
davon f. Ernähr.:	1155
Ausfuhr:	1142
davon Fertigwaren:	571

Eine Produktionssteigerung konnte vor allem bei Koks, Kohle, Schrott, Kraftfahrzeugen, Eisenwaren, sowie bei optischen und feinmechanischen Erzeugnissen erreicht werden.

*) Wandlungen im Deutschen Außenhandel, Februarheft S. 184

das Weltgeschehen

„Ich glaube, daß der Kapitalismus am Kommunismus schuld ist.“

General Juan Domingo Perón.

Es wird gelten das Geld und nicht mehr die Ehre, die Treue. Kein Beamter, kein Offizier soll in Zukunft mehr sich auf seinen Eid, auf den erhaltenen Befehl berufen dürfen. So fordert es Nürnberg. So fordert es das oktroyierte Bonner Beamtengesetz. Wer entgegen dem „Weltgewissen“ handelt, wird zum Verbrecher. So steht jeder H a n d e l n d e mit einem Fuß unter dem Galgen. Es gibt in solcher Atmosphäre keine Helden und Vorbilder mehr. Eine Welt des trägen Erduldens, eine Welt der Unterlassungssünden, der Verbrechen aus Schwäche und Feigheit, aus mangelndem Verantwortungsbewußtsein für die Gemeinschaft, steht als drohende Silhouette jenseits der Seelenwüste, die Morgenthau und Kempner schufen. Ohne Bremsen jagt der Wagen mit der g a n z e n Menschheit in dieses Grauen hinein. Tierische Angst, knechtisches Loben, würdeloses Leben in Unfrieden und harter Frohn unter den Brutalsten und Gewissenlosesten der Mitfahrenden blüht Allen in den kalten Prunkstraßen der neuen Metropolen. Verantwortungsbewußtsein führt seit der Nürnberger Terminologie zum Galgen. Millionen werden in lebenslanger Zwangsarbeit nach Scheinprozessen dahinsterben, ohne daß ein Regierungschef mehr als Worte für diese M e n s c h e n finden wird. Das ist die Welt von morgen früh. Der Verbrecher wird regieren und der Gerechte ans Kreuz geschlagen werden. Erst durch Ströme von Blut in den Amphiteatern dieser Zeit wird die Menschheit sich wiederfinden. Morgen abend aber wird die „Demokratur“ trotz aller Radio-, Presse- und Psychoanalyse-Unterstützung wieder vorüber sein. Denn Widernatürliches währt nicht ewig.

ARGENTINIEN

Am 7. Februar hielt General Perón vor der neuen Wirtschaftskommission eine beachtliche Rede, in welcher er darauf hinwies, daß „der Kapitalismus um kein Haar besser sei als der Marxismus." Eine neue Gesellschaft müsse geschaffen werden, in deren Mitte der Mensch stehe.

In Erinnerung an den Sieg bei Chacabuco fand in Los Andes am 12. Februar eine gemeinsame argentinisch-chilenische Feier statt.

Die Wetterstation auf den Orkaden wurde ordnungsgemäß abgelöst. Die Tätigkeit verlief ohne besondere Vorkommnisse.

Am 6. Februar wurde in der Dominikanerkirche zu Buenos Aires eine Messe für den ermordeten französischen Dichter Robert Brasillach gelesen.

In dem großen südamerikanischen Jachtrennen siegte die argentinische Jacht „Fjord III" unter Kapitän German Frers.

USA-Unterstaatssekretär Edward G. Miller traf zu einem offiziellen Besuch ein und hatte verschiedene Aussprachen mit dem Staatspräsidenten. — Der neue Gesandte für Oesterreich, Kapitän H. Russo, wurde vor seiner Abreise durch einen Empfang in der hiesigen österreichischen Botschaft geehrt.

Der deutsche Mathematiker Professor Dr. Gustav Doetsch traf in Buenos Aires ein.

IBERO-AMERIKA.

In **Mexiko** fiel ein Diplomat Francos einem Attentat zum Opfer.

Ecuador. Anläßlich des drohenden Eisenbahnerstreiks wurden Einzelheiten über den katastrophalen Zustand der Eisenbahnen bekannt. Fracht vom Hafen Guayaquil nach Quito (450 km) dauert bis zu einem Monat. — Der in Deutschland abgeschlossene Handelsvertrag konnte sich noch nicht auswirken, da das in Deutschland unterschriebene Exemplar des Vertrages noch nicht eintraf. — Luxusartikel können nunmehr nur noch im Austausch gegen Landesprodukte eingeführt werden. Die Folge war eine Teuerung bei verschiedenen Warengruppen und ein Steigen des Dollars auf dem Schwarzen Markt.

Ende Januar wurde in den Ländern Ekuador, Kolumbien und Venezuela das Großkolumbianische Autorennen durchgeführt.

Die Kaffeernte von Manambí erbrachte nur 40% der vorjährigen Menge. Der Exportwertverlust wurde zum großen Teil durch die Steigerung der Weltmarktpreise wieder aufgeholt.

Auf der in **Cuba** stattfindenden Konferenz der in Iberoamerika akkreditierten USA-Diplomaten erklärte Unterstaatssekretär Miller, „daß das Fortschreiten der Demokratie in beiden Amerika noch nicht so groß sei, wie man es wünschen sollte", dennoch aber gäbe es Personen, die einen Fortschritt in Richtung der Demokratie wünschten.

USA.

Infolge des anhaltenden Kohlenbergarbeiterstreiks kam es zu einer empfindlichen Lähmung der Industrie. Die Verminderung der Kohlenbestände führte am 23. Februar zur Erklärung des Ausnahmezustandes in 10 Staaten.

Der linke Flügel der Demokraten setzte Truman und Dean Acheson unter Druck, sich direkt mit Stalin in Verbindung zu setzen, nachdem Baruch persönlich in Moskau bereits Vorarbeiten für eine solche Entwicklung geleistet hat. Der republikanische Kongreßabgeordnete Richard Nixon richtete heftige Vorwürfe gegen die Demokraten, „die verantwortlich seien, daß die Sowjetunion heute die Atombombe besitze." Truman erklärte sich in einer Rede als Anhänger des Baruch-Planes auf west-östliche Zusammenarbeit in der Frage der Atomenergie. Der demokratische Senator Connally sagte voraus, daß die USA sich „im geeigneten Moment" mit der Sowjetunion über die Verwendung von Atomwaffen einigen werden. In einem Bericht aus Washington heißt es, „daß 500 nach Beendigung des Krieges von den USA in Deutschland angeworbene Wissenschaftler Kenntnis von Militärgeheimnissen besäßen, sodaß sie nicht in ihre Heimat entlassen werden könnten".

Angesichts der scharfen Angriffe der Republikaner auf die sowjetfreundliche Tätigkeit des State-Department sah sich Außenminister Acheson am 22. Februar zu einer wortreichen antikommunistischen Erklärung und „Warnung vor dem kühnen Vorgehen der Sowjets in der Weltpolitik" veranlaßt. Am gleichen Tage verwarf er jedoch den republikanischen Vorschlag, mit den Vorarbeiten für ein anti-kommunistisches Hilfsprogramm für den Fernen Osten zu beginnen. In diesen Tagen wird sich Staatssekretär Acheson wegen der Beschäftigung von Kommunisten im State-Department vor dem Haushaltsausschuß und einem anderen Untersuchungsausschuß des Senats zu verantworten haben.

Unter Mitarbeit von Senator Langer wurde eine amerikanische Vereinigung gebildet, deren politische Forderung die Rückführung der deutschen Ostvertriebenen in ihre Heimat ist.

EUROPA.

In Brüssel trat erneut die Europäische Bewegung zusammen und die versammelten Staatsmänner mahnten die USA, die Marshallgelder für Europa nicht zu kürzen.

In **England** ergaben die Parlamentswahlen vom 23. Februar einen knappen Wahlsieg der Arbeiterpartei: 315 Mandate gegen 296 Konservative und 9 Liberale. Es werden daher baldige Neuwahlen notwendig sein. Eine energische Innen- oder Außenpolitik kann in den entscheidenden kommenden Monaten seitens Englands nicht erwartet werden.

Skandinavien. Nachdem bereits anläßlich des Abschlusses des Atlantikpaktes die Verhandlungen umeine skandinavische Militärunion am norwegischen Widerstand scheiterten, sind jetzt ebenfalls die Verhandlungen um eine Wirtschaftsunion an den Bedenken Norwegens bezüglich der Schwierigkeiten in der ersten Anlaufzeit einer solchen Union gescheitert. Die schwedischen Zeitungen greifen die „norwegische Kurzsichtigkeit" scharf an. Es wird darauf hingewiesen, daß Norwegen wieder stark von England abhängig sei.

Dänemark. In Apenrade, Nordschles-

wig, betonte der dänische Rektor Egeberg Iensen: „Ein vereintes Europa ist die einzige Rettung. Wir müssen nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch in ein engeres Verhältnis zu Deutschland kommen."

Holland. „De Nieuwe Post", Amsterdam, meldet, daß der Verteidiger des zum Tode verurteilten Holländers Van der Waals, Mr. Van der Starp in einer Veröffentlichung behauptete, daß das Geständnis des Verurteilten unter Folterungen zustande gekommen sei. Es kam zu einem Prozeß gegen Rechtsanwalt Van der Starp, in welchem aber nicht seine Behauptung auf ihre Richtigkeit hin überprüft wurde, sondern der Rechtsanwalt der Einfachheit halber als verrückt und reif für eine Irrenanstalt bezeichnet wurde. Nürnberg macht Schule.

Auf amerikanischen Druck hin verzichtete **Frankreich** darauf, die Saar-Kohlengruben vor Abschluß eines „Friedensvertrages" mit Westdeutschland auf 50 Jahre zu pachten.

Italien. In Rom begann der zweite Prozeß gegen Rudolf Graziani, den bedeutenden italienischen Marschall.

Die Zeitungen sprechen von der Schaffung einer Wirtschafts-Achse Bonn—Rom.

Obwohl die „Truman-Doktrin" mit der Unterstützung Griechenlands und der **Türkei** ihren Anfang nahm, kam es jetzt in der türkischen Armeeführung angesichts der völlig unzureichenden amerikanischen Unterstützung zu einer schweren Krise.

Gegen den Willen der Besatzungsmacht stimmte die Bevölkerung der griechischen Insel **Zypern** über die Anschlußfrage an Griechenland unter Leitung der griechischen Kirche ab. 96% aller Wahlberechtigten stimmten für den Anschluß. Das Resultat wird nunmehr der UN mit der Forderung auf Beseitigung der britischen Besetzung bekanntgegeben werden.

DER ORIENT.

Der Stabschefs **Israels**, Rav Aloof Ygal Yadin, betonte in einer Rede, daß „die Nachbarn Israels fieberhaft eine zweite Runde des Palästina-Krieges vorbereiten". Die Regierung erbat von den USA und von Großbritannien Waffen „die nur zur Selbstverteidigung Verwendung finden würden."



AFRIKA.

Südafrikanische Union. Die Geburtenziffer der Inder in Durban ist dreimal so groß wie die der Weißen.

Anläßlich der Gründung der Indonesischen Republik meinte der Vorsitzende der Farbigen-Vereinigung der Union, Golding, „daß dieses Ergebnis in dem Denken der unterdrückten Farbigen Südafrikas ein Gefühl der Hoffnung und des Glaubens an die Zukunft erweckt".

ASIEN UND AUSTRALIEN.

Die Leiter der diplomatischen Missionen der USA in Asien trafen sich zu Besprechungen in Bangkok, an denen auch Truman's Vertrauensmann Philip C. Jessup teilnahm.

Indiens Premierminister Pandith Nehru erklärte, daß er die Autonomie Tibets anerkennen werde und daß er sich nicht in die Kämpfe in Indochina einmischen werde.

Hauptmann Westerling, der auf eigene Faust gegen die **Indonesische Republik** gekämpft hatte, floh nach Singapore und würde dort von den Engländern festgenommen. Die Indonesier fordern jetzt seine Auslieferung als „Kriegsverbrecher" gemäß den seit 1945 im Schwange befindlichen alliierten Gebräuchen.

Peking beantwortete die Note Großbritanniens auf Aufnahme diplomatischer Beziehungen positiv. — An verschiedenen Stellen soll es in Rotchina zu antikommunistischen Tumulten gegen die Pekinger Beamten gekommen sein.

J a p a n wird auf Wunsch der USA im Auslande Konsulate errichten. England widersetzte sich diesen Bemühungen.

Der nationalistische, Japan feindliche Ministerpräsident von **S ü d - K o r e a**, Syngman Rhee, traf in Tokio ein, um den Vorschlag einer gemeinsamen antibolschewistischen Front unter amerikanischer Führung zu machen.

Das Innere **A u s t r a l i e n s** wurde von einer großen Hitzewelle heimgesucht, die unter anderem auch im Viehbestand größeren Schaden anrichtete.

SOWJET-RUSSLAND.

Stalin und Mao Tse-tung unterschrieben am 14. Februar nach zweimonatigen Verhandlungen einen dreißigjährigen militärischen Beistandspakt gegen Japan oder dessen Verbündete. Sowjetrußland verpflichtete sich sodann, die mandschurische Eisenbahn und den Flottenstützpunkt Port Arthur bis 1952 an China zurückzugeben. Ein Handelsvertrag mit einer Laufzeit von fünf Jahren wurde abgeschlossen, in welchem Rußland einen Kredit von 300 Mill. Dollar zum Ankauf von Eisenbahnmaterial und Industrieausrüstungen in der Sowjetunion gewährt.

In den vergangenen Monaten kam eines der bisher größten Verbrechen gegen das deutsche Volk zum vorläufigen Abschluß. Hunderttausende von deutschen Kriegsgefangenen, die auf Grund der Abmachung mit den übrigen Alliierten hätten entlassen werden müssen, wurden in Scheinverfahren als „Kriegsverbrecher" zu 15 bezw. 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt! Das erfolgte, nachdem Baruch in Moskau einen Weltfriedensplan auf der Grundlage der gemeinsamen Vernichtung der „faschistischen Elemente" vorschlug und auch im übrigen Westen nach dem Verrat des Herrn Fuchs und der von Presseagenturen geschaffenen Angstpsychose man um einen Frieden mit Moskau bemüht und somit nicht geneigt ist, das Schicksal der deutschen Männer und Frauen zum Anlaß energischer Schritte gegen das bolschewistische Regime zu machen. Truman setzt vielmehr die Politik von Yalta fort und schweigt zu den bolschewistischen Verbrechen, während sein Vertreter Mc Cloy darauf hinweist, daß Europa vor dem Bolschewismus geschützt ist, „s o l a n g e w i r h i e r s i n d !"

OSTEUROPA.

U n g a r n. In Budapest kam es zu einem bedeutenden Spionageprozeß gegen nordamerikanische Staatsbürger. Nachdem der Freund des Hauptangeklagten Vogeler, der Marineattachee der Bukarester USA-Botschaft, Kapitän F. Karp, auf der Fahrt nach Westen österreichischen Boden erreicht hatte, fiel er im Hallein-Tunnel auf mysteriöse Weise einem Attentat zum Opfer.

Marschall Koniew soll als Kriegsminister in **B u l g a r i e n** eingebaut werden. Die USA brachen die Beziehungen zu Bulgarien ab. Nach seiner Rückkehr in den Westen sprach der

amerikanische Gesandte die Vermutung aus, daß Dimitroff seinerzeit in Moskau ermordet worden sei.

DAS VATERLAND.

Westdeutschland. (Alliierte Besatzungszonen; holländisch, belgisch und französisch besetzte Reichsteile). Das Washingtoner Abkommen vom 6. April 1949 bezüglich der Räumung eines dritten Teils von Kehl durch die Franzosen ist bislang noch nicht durchgeführt worden. Größtenteils haben die Franzosen ihre Wohnungen noch nicht geräumt.

Die Arbeitslosenziffer erhöhte sich im Januar um 340.000 und hat damit die Zahl von zwei Millionen erreicht. Die Alliierten Hohen Kommissare prüfen die Möglichkeit, deutsche Arbeiter im Ausland zu verwenden. — Die schwierige Wirtschaftslage war Grund zu Besprechungen Dr. Adenauers mit den Hohen Kommissaren. Besprechungsthemen waren: die wirtschaftlichen Schwierigkeiten seit der von den Amerikanern befohlenen Währungsreform; die Demontagen; die hohen Besatzungskosten; die Unterhaltung der Ostvertriebenen; die Notwendigkeit eines Handelsaustausches mit Mitteldeutschland und Osteuropa.

Um Mißverständnisse über die Verwendung amerikanischer Gelder zu beseitigen, begab sich Vizekanzler Dr. Blücher nach Washington.

Am 6. Februar hielt Mc Cloy in Stuttgart eine Rede, worin er die führenden deutschen Persönlichkeiten angriff, „weil sie andere Länder für die in Deutschland bestehende Not verantwortlich machten." „Risorgimento", Buenos Aires, schreibt: „die Amerikaner schlagen wieder den Ton des Eroberers an". „Die Basler Nachrichten" meinten: „Es ist für die deutsche demokratische Gesinnung gefährlich, wenn ausländische Erzieher versuchen, sie einzuprügeln".

Der bayrische Justizminister forderte den amerikanischen Landeskommissar von Bayern zum drittenmal schriftlich auf, ein Verfahren gegen den tschechischen Massenmörder Frantisek Kroupa zu genehmigen.

Die FDP brachte einen Gesetzesantrag zur Beendigung der „Entnazifizierung" ein. — Die Bonner Regierung plant eine Neuauflage des berüchtigten „Republik - Schutzgesetzes". Den Deutschen soll danach verboten werden, Handlungen zu begehen, die „das friedliche Zusammenleben der Völker stören".

Deutsche Fischerboote, die sich der deutschen Insel Helgoland näherten, wurden von einem britischen Lincoln-Bomber mit Maschinengewehren beschossen, als sie bei stürmischer See in den ruhigen Gewässern der Insel Schutz suchen wollten. „Großbritannien sollte die Ueberlegenheit als Sieger nicht gerade mit MG-Garben zu beweisen suchen", meint der „Weser-Kurier" in Bremen dazu.

Die Alliierten legten ihr Veto ein gegen die von westdeutscher Seite vorbereiteten Entkartellisierungsgesetze und kündigten ein eigenes Entkartellisierungsgesetz zur Sicherung der Zerschlagung der deutschen Wirtschaft an.

Am 25. Jänner wurde in Detmold der „Hauptverband der Sudetendeutschen Landsmannschaft für Westdeutschland" gegründet. Zum Sprecher wurde unser Mitarbeiter Dr. Lodgman von Aue gewählt. „Ziel ist die Wiedergewinnung der Heimat. Der Hauptverband erwartet dabei die Unterstützung des ganzen deutschen Volkes und aller jener Völker, die bereit sind, für Recht und Menschenwürde einzutreten".

Der „Intelligence-Service" der Engländer sieht wiedermal Gespenster. Diesmal ist es nach Zeitungsmeldungen eine Organisation „Bruderschaft", die von jenen Menschen als soziale Hilfsorganisation gegründet wurde, die man durch Entnazifizierung und Entmilitarisierung brotlos machte.

Am 23. November fand die öffentliche Spruchkammerverhandlung gegen Frau Dr. Mathilde Ludendorff statt. In ihrem Verlauf wurde nachgewiesen, daß Hitler 1929 und 1933 unter der Bedingung eines Kampfes gegen Frankreich Gelder von dem jüdischen Bankier Sidney Warburg erhalten habe. Er erfüllte dann diese Bedingung nicht, sodaß seinerseits Frankreich gezwungen werden mußte,

Deutschland den Krieg zu erklären, um die erwünschte Zerstörung der europäischen Wirtschaft zu erreichen (vgl. Heft 2 Seite 165, rechte Spalte). Wie ein Hohn klingt es, daß die unerbittliche Gegnerin des Nationalsozialismus dann mit hohen Strafen „entnazifiziert" wurde. Vorsitzender der Kammer war ein Herr Mosch, der schon vor dreißig Jahren an der Verhandlung gegen Ludendorff und Hindenburg als Sekretär teilnahm, als man damals diese beiden Heerführer zu „Kriegsverbrechern" stempeln wollte.

In ihrem Leitartikel vom 22. Dezember fordert die Zeitung „Christ und Welt", „daß man denjenigen, von denen man verlangt (!) hat, daß sie sich der Entnazifizierung aktiv zur Verfügung stellten (gemeint sind Vorsteher und Beamte der Spruchkammern sowie das Hilfspersonal der Interniertenlager) und von denen heute niemand etwas mehr wissen will", bei der Stellungssuche helfe. Sie bezeichnet diese Hilfe für diejenigen, die neben Phosphorbomben und Demontagen als Totengräber unseres Volkes tätig waren, als „Beendigung des Bürgerkrieges".

Die gleiche Zeitschrift veröffentlicht sodann selbst Zahlen, die das Verbrechen der Entnazifizierung am deutschen Volk auf das grellste beleuchten: 4.492 Hochschullehrer wurden nach 1945 aus politischen Gründen aus ihren Aemtern gejagt! Das ist mehr als dreimal so viel als Professoren vor dem Kriege politisch gemaßregelt wurden und fast viermal so viel, als Professoren durch Kriegseinwirkungen ausfielen.

Mitteldeutschland (Sowjetrussische Besatzungszone und Berlin). Dr. Kurt Schumacher veröffentlichte einen Plan, nach welchem die Sowjets Berlin zu Pfingsten in einem „Putsch" aus Anlaß eines Jugendtreffens besetzen wollen.

Dr. Karl Ritter von Halt, Mitglied des internationalen Olympischen Kommitees, wurde jetzt bei der teilweisen Auflösung der KZ's entlassen.

„Der Schlächter von Budapest", NKWD-Oberst Pawel Kotlew, wurde jetzt Chef der NKWD in der Deutschen Demokratischen Republik. Gleich Dr. Gerson, dem Arzt Grotewohls war er am Mindszenty-Prozeß beteiligt. Er besorgte damals die „biodynamische Umformung" des ungarischen Kardinals.

Ostdeutschland (Russisch, polnisch und tschechisch-besetzte Reichsteile). Jakob Kaiser, Minister für gesamtdeutsche Fragen in Bonn, erklärte, daß Ostdeutschland nach wie vor de jure noch zu Deutschland gehört. Kein völkerrechtlicher Vertrag besteht über eine etwaige Abtrennung dieser Gebiete.

Einem Reisebericht aus Pommern entnehmen wir, daß mehr als die Hälfte alles Ackerlandes unbestellt ist. Zahllose Dörfer sind gänzlich unbewohnt. Polen, die aus den an Rußland abgetretenen polnischen Gebieten stammen, wohnen in einigen deutschen Häusern. Selbst in Etagenwohnungen halten sie Kleinvieh. Alles ist verwahrlost und verkommen.

Ostpreußen wurde in seinem polnisch-besetzten Teil in die Provinz Olsztyn und die westlich davon gelegene Provinz Gdansk eingeteilt. Der östliche Teil kam zur Provinz Bialystok. Statt früher 900.000 leben dort jetzt etwa 500.000 Menschen. Um die Menschenleere aufzufüllen, versuchte die Warschauer Regierung im Bezirk Greifenberg die Ansiedlung von Zigeunern. Um weitere Menschen zu halten, konnten sich im Bezirk Allenstein 900 Deutsche zu „Volkspolen" erklären lassen.

Oesterreich. Die Verhandlungen über den Staatsvertrag in London wurden unverrichteter Dinge verschoben.

Die Kreditstruktur des Landes ist nach Ermittlungen des „Oesterreichischen Forschungsinstituts für Wirtschaft und Politik" „ungesund bis gefährlich". Die großen Schiebungen mit ERP-Geldern seitens neuamerikanischer Bürger sowie der geringe Umfang des deutsch-österreichischen Handels belasten die unmittelbaren Zukunftsaussichten.

Abgeschlossen am 28. Februar 1950.

"Año del Libertador General San Martín"

H. M.

DIE Rundschau

Von einer Zeit der Seeschlangen und sauren Gurken kann der Pressemann heute nicht sprechen, er hat im Gegenteil Mühe, wenn er die sich jagenden Ereignisse des politischen Lebens alle einfangen und im Teppich eines zusammenhängenden Bildes verweben will.

Oft genug hat man Parallelen gezogen zwischen der Gegenwart und der Zeit der römischen Cäsaren, die nicht eine Zeit des Aufstiegs war. Panem et circenses gaben die Cäsaren den Massen: heute ist im allgemeinen das Brot (und der Reis) knapp zugemessen, für die Unterhaltung wird intensiver gesorgt und die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit im raschen Rhythmus von einer Manege in die andere gezwungen. Das chinesische Farbenspiel unter sowjetischer Regie gab viel her und konnte erstaunlich in die Länge gezogen werden; es war an der Zeit, daß nun die amerikanische Konkurrenz wieder auf dem Plan erschien und zur Ablenkung die Wasserstoffbombe platzen ließ, wenigstens in den Spalten der Weltpresse, die in unserer Zeit die Rolle des antiken Zirkus übernommen hat.

Man werfe uns nicht leichtfertige Behandlung tragischer Entwicklungen vor, denn wir beantworten nur die marktschreierische und melodramatische Reklame, die verhängnisvollem Dahintreiben den Stempel einer bewußt inszenierten Posse aufdrückt. Man kann sich in der Tat oftmals des Eindrucks nicht erwehren, daß ein geradezu satanischer Zynismus am Werke ist, die Völker seelisch und geistig K. O. zu schlagen, um die letzten Möglichkeiten einer Reaktion, oder auch nur einer Erkenntnis, zu verhindern.

Mit einer Einhelligkeit, die jeden Grundsatz unbeeinflußter Meinungsäußerung und freier Diskussion in Zweifel stellen muß, wurde die westliche We lt davon benachrichtigt, daß Truman sich den Entschluß zur Herstellung der Wasserstoffbombe durch die von Moskau ausgehende Kriegsdrohung abrang: da ist das englische Puritanererbe, mit frommem Augenaufschlag der Welt die Aussicht auf Vernichtung darzureichen als ein Geschenk göttlicher Vorsehung. Leider läßt sich nicht feststellen, wie weit diese Pille ohne Wimpernzucken geschluckt wird. Wir können jedenfalls in dem heroischen Entschluß, die „Menschheit" dadurch vor dem Kommunismus zu retten, daß man sie mit Atom- und Wasserstoffbomben so weit wie möglich vorher auszurotten versucht, nur eine Bankrotterklärung und eine totale Kapitulation vor dem überhandnehmenden Moskauer Credo sehen. Dem steten Vordrin-

gen in das durch Vernichtung vorhandener Bollwerke gegen die heute spät erkannte Weltbedrohung geschaffene politische und geistige Vakuum vermag heute die westliche Welt nichts weiter entgegenzusetzen als einen Krieg, dessen Wesen im Gegensatz zu allen vorangegangenen Konflikten sich dadurch kennzeichnen wird, daß nicht Heere sich bekämpfen, sondern daß eine Handvoll Menschen in Washington und eine andere Handvoll in Moskau die weißen Völker nach Millionen dezimiert und ihre Lebenszentren — von Kulturzentren möchten wir nach den „Erfolgen" des vergangenen Weltkrieges gar nicht mehr sprechen — dem Erdboden gleichmacht; und halten wir uns an die Beobachtungen und Erfahrungen von Hiroshima, so bedeutet die Rasierung durch Atombomben die Vernichtung gesunden Lebens und Wachstums auf eine unabsehbare Reihe von Generationen.

Ist die Weltpresse recht geschwätzig in der Ausmalung der „Ueberlegenheit" der Wasserstoffbombe gegenüber der Atombombe, so möchten wir uns auf den einen entscheidenden Punkt beschränken, daß es sich hier offensichtlich nicht um eigentliche Kriegswaffen handelt, sondern um ein wirkungsvolles Mittel zur Massenvernichtung der Bevölkerung des feindlichen Staates: es ist die Steigerung ins Apokalyptische des Grundsatzes totaler Kriegführung Englands, das bekanntlich lange vor den modernen Weltkriegen den Begriff des totalen Krieges, d.h. den Kampf gegen alles zivile Leben, zwar nie ausgesprochen, aber zur praktischen Anwendung gebracht hat. Löschte man in Hiroshima Hunderttausende aus, so denkt man heute weit rationeller: nur der Tod von Millionen kann die hohen Kosten einer Wasserstoff- oder neueren Atombombe rechtfertigen.

Werden nun in aller Oeffentlichkeit die Vorbereitungen zur Ausrottung der Kulturvölker — die Welt der Farbigen bietet nicht so viel lohnende Ziele — —getroffen, so warten wir vergeblich darauf, daß die Weltpresse sich auf die internationalen Gesetze besinnt, die der Durchführung der Nürnberger Prozesse als Grundlage dienten; es ist uns nichts davon bekannt, daß sie inzwischen nach Liquidierung einer Gruppe von Menschen, die der Welt den dritten Vernichtungskrieg erspart hätten, abgeschafft wären, doch scheinen sie an der gleichen innerenKrankheit zu leiden, wie etwa die Atlantikcharta.

Das Hin und Her um die neuen Zukunftsaussichten war noch in vollem Gange, als mit einer neuen Ueberraschung aufgewartet wurde: der rote Fuch hatte sich in den Hühnerstall der westlichen Demokratien eingeschlichen. Es ist nicht so verwunderlich, daß ein Individuum, das die eigene Heimat ohne Bedenken verrät, seinem Adoptivland gegenüber keine größere Treue beweist. Ungereimt ist an der Geschichte des Atomprofessors nur, daß ihm als Verrat vorgeworfen wird, was im Jahre 1942 als die heiligste Pflicht der zivilisierten Menschheit überall zu lesen und zu hören war: nämlich alle Kräfte zu stärken, die sich zur Vernichtung des (damaligen!) Weltfeindes in brüderlicher Einigkeit und schöner Harmonie die Hände gereicht hatten. Fuchs tat im Grunde nichts anderes als Roosevelt und Churchill, die Moskau alle Waffen in die Hand gaben, um Europa niederzuwalzen. Ganz im Stil der Atlantikcharta erklärte Fuchs, er sei ein Gegner des engherzigen Nationalismus, er habe stets nur den Interessen der „Menschheit" und der Zivilisation dienen wollen: und diese Interessen wurden in jenen Jahren doch von den heldenhaften Heeren der Sowjetunion, dem Hauptbollwerk der Demokratien (the first line of democracy), verteidigt. Diese Tatsachen lassen sich nicht wegdiskutieren, sie sind auch keineswegs Dinge einer toten Vergangenheit, sondern ganz im Gegenteil die lebendigen Ursachen der heutigen Weltlage. Erkennt man die Wurzeln des Uebels nicht, oder will man sie nicht erkennen, so läßt sich auch kein Heilmittel finden; und dies ist eine weitere unleugbare Tatsache, die zu den wenigen entscheidenden Punkten der aktuellen Probleme gehört.

Wenn im übrigen Fuchs durch die Weiterleitung von Informationen an Moskau Verrat geübt hat, so steht er damit nicht allein: in Washington war dieser Verrat ebenfalls zu Hause, und selbst engste Mitarbeiter Roosevelts stehen diesen Querverbindungen nicht fremd gegenüber; so weit sie noch leben, haben sie allen Grund, sich neben Fuchs auf die Anklagebank zu setzen, denn die Fäden zwischen Moskau und Washington bildeten und bilden auch heute noch ein dichtes Gewirr; der deutsche Emigrant ist nur einer von vielen,

die an maßgebenden Stellen die Sache Moskaus fördern; daß man aber jetzt ihn ans Licht zerrt, mag andern dazu dienlich sein, im Dunkel zu bleiben.

Im engen Zusammenhang mit der Drohung der Waserstoffbombe steht das Läuten der Alarmglocke, die der Welt eine Gefahr ins Gedächtnis zurückrufen soll, die eigentlich nicht so neu ist: die vom sowjetischen Imperialismus ausgehende Kriegsdrohung. Der Puritanergeist tut nichts, ohne die Moral anzurufen. Wenn man die Welt vor die Tatsache stellt, daß die Schrecken der Atombombe ein wahres Kinderspiel seien gegenüber der Waffe, die man künftig anzuwenden gedenke, so muß man dafür Sorge tragen, sich rechtzeitig von aller Verantwortung reinzuwaschen, indem man den „Krieg auf Leben und Tod" (so der USA-Verteidigungssekretär Johnson) als eine unvermeidliche Folge der Politik des sowjetischen Gegners hinstellt.

Die neue Waffe aber eröffnet nicht die beruhigende Aussicht auf eine gewisse Epoche der Ueberlegenheit durch Monopolbesitz, denn der aufgedeckte Verrat stellt in Aussicht, daß Moskau durchaus in der Lage ist bzw. sein wird, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und so bleibt nur die Verstärkung hysterischen Wettrüstens.

Die neue betont kriegerische Pose Washingtons, die über Nacht mit lautem Schall sich der Welt bot und die im Grunde nicht mehr ist als die späte Reaktion auf den kommunistischen Siegeszug in Asien, erfährt eine eigene Beleuchtung durch die gleichzeitigen Befürchtungen, die im Hinblick auf die Weiterentwicklung in Asien gehegt werden. Allerdings sind klarere Stellungnahmen erforderlich, ehe hervorgeht, in welcher Form USA sich in Südostasien gegenüber dem roten Ansturm zu halten gedenkt. Ob die Konferenz von Bangkok zu schärferen Definitionen kommt als die leeren Redensarten von Colombo, wollen wir abwarten. Einheitlicher als das Farbengemisch in Colombo sind die Köpfe sicherlich, die in Bangkok zusammengesteckt werden, sofern es Köpfe sind.

Hoffendes Warten auf günstigere Winde in China wurde bislang enttäuscht: Peking zeigt gar keine Neigung, die Westmächte mit traditioneller Höflichkeit im neuen Hause willkommen zu heißen, und das kann nur dahin ausgelegt werden, daß der Bau noch lange nicht fertig ist, und das Zeremoniell der Begrüßung wird anders verlaufen als es den Wünschen und Interessen Washingtons entspricht. Die Abfuhr, die England einstecken mußte, ist ganz gewiß von niemandem übersehen worden. Aber wenn Moskau über Peking handelt, kann die Untätigkeit Washingtons nur Wasser auf die rote Mühle bedeuten. Die bisher ungelöste Frage im Staatsdepartement ist nur: was tun?

Die Gegner sind fest ineinander verbissen, an die gegenseitigen Drohungen hat man sich gewöhnt, sie halten keinen von der unheilvollen Linie ab. Will man trotz allem der Londoner „Times", vielleicht in Erinnerung an vergangene Größe, noch (auf positiven Kenntnissen beruhende) prophetische Gaben zusprechen, so sollte man die sanften Hinweise auf Möglichkeiten neuer Verhandlungsversuche mit Moskau nicht ganz übersehen, trotz gegenteiliger Erklärungen martialischen Stils aus den Regierungskreisen USA's.

OBSERVATOR.

Das Buch

Wiesbadener Mitteilungen, Verlag Breitkopf & Härtel GmbH, Wiesbaden, Nr. 4 Oktober 1948, Nr. 5 Februar 1949

Die Volksmusik, Mitteilungsblatt des Verbandes Südtiroler Musikkapellen und des Südtiroler Sängerbundes, Bozen, Lauben 39

Der Chor, Zeitschrift für das gesamte Chorwesen, herausgegeben vom Deutschen Allgemeinen Sängerbund e.V., Frankfurt/Main, Varrentrappstraße 38 I.

Der Musik-Verlag Breitkopf und Härtel, dessen Name die Tradition bester deutscher Konzert-Musik bedeutet, hat seinen Sitz nach Wiesbaden verlegt. Von dort erreichten uns seine „Mitteilungen", die einen Ueberblick über alle neuherausgegebenen Werke sowie über Sonderausgaben für Hausmusik und Laienmusizieren gestatten. Jeder, der weiß, wieviel Einsatzbereitschaft und Uneigennützigkeit heute — angesichts der immer mehr zusammenschmelzenden Gemeinde — Pflege und Publizistik guter Musik voraussetzen, wird umsomehr zu würdigen wissen, daß der Verlag auch unter den augenblicklichen Verhältnissen seiner alten Linie treu geblieben ist, zeitgenössische Komponisten durch Erstveröffentlichung ihrer Werke zu fördern.

Der noch lebendigste Teil des deutschen Musiklebens ist nach wie vor die Arbeit der Volkschöre und Sängerbünde, die erfahrungsgemäß gleichzeitig auch die treuesten Erhalter stammesgebundenen Brauchtums und der Trachten sind. Darum bedeutet es eine besondere Freude, gerade aus Süd-Tirol durch eine eigene Zeitschrift des Südtiroler Sängerbundes „Die Volksmusik" von der Intensität und Vielfalt dieser Arbeit zu hören. Diese Zeitschrift ist wieder ein Beweis für die alte Erkenntnis, daß das Kulturerbe eines Volkes in seinen Grenzmarken am besten gehütet und gewahrt wird. Wie wir hören, plant auch der Dachverband aller österreichischen Sängerbünde Mitte Juli ein Sängerfest in Graz, zu dem sich schon 10.000 Teilnehmer angesagt haben.

Im verbliebenen Rest-Deutschland gibt der „Deutsche allgemeine Sängerbund" ebenfalls eine Zeitschrift heraus, „Der Chor" (Verlag B. Schott's Söhne, Mainz), die für die künstlerische Gleichberechtigung der Chormusik im Konzertleben und für eine Bereinigung der alten Begriffe „Laie" und „Fachmann" in der Musik eintritt. Auch erfahren wir hier von der ersten Nürnberger Sängerwoche nach dem Kriege, die ihren Teilnehmern und Gästen zu einem echten Erlebnis geworden ist. vo

*

ZUM DACH EUROPAS. Eine Langfahrt in die Eismeer-Lande. Aus den nordischen Tagebüchern des Verfassers. Von Vitalis Pantenburg. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 216 Seiten, 2 Karten, 62 Fotos, 8Farbenaufnahmen und 14 Skizzen, 1948.

Es ist der Bericht einer Nordlandreise aus dem Jahre 1938, erlebt und geschrieben nicht von einem

routinierten Globetrotter und Reiseschriftsteller, sondern von einem, den es immer und immer wieder aus seiner rheinischen Heimat hinweg, hinauf in den höchsten Norden getrieben hat und der dieser herben Landschaft und den einsamen Menschen dort mit Haut und Haar verfallen ist. Dabei ist die Fülle des dokumentarischen und historischen Materials, das Pantenburg verarbeitet, enorm und macht sein Buch zu weit mehr als einem Reisebericht; nur ein kleiner Kunstgriff noch, und es wird zum praktischen Handbuch über die fennoskandischen Länder.

Wußten Sie, daß es eine duchgehende Autobahn den ganzen „Rücken" des skandinavischen „Bären" entlang gibt? Haben Sie es jemals für möglich gehalten, daß nördlich des Polarkreises noch unendliche Siedlungsflächen landwirtschaftlich ungenutzt sind, heute im übervölkerten Europa des 20. Jahrhunderts? Ist es nicht bemerkenswert, daß der Kampf des Menschen zur Erschließung jener nördlichen Festlandsregionen Europas noch in vollem Gange ist und interessante Parallelen zu der uns so bekannten Pionierarbeit im Urwald aufweist? Dies und viel mehr noch erfahren wir vom „Dach Europas". Was dieses Buch so anziehend macht ist die Tatsache, daß der Verfasser sich nicht damit begnügt, auffallende Kuriositäten, an denen wahrlich kein Mangel herrscht, aufzugabeln und damit sein Garn vor den leichtgläubigen Augen des ortsfremden Lesers zu spinnen, sondern daß ihn ein eminent praktischer Sinn leitet, man möchte stellenweise sagen, die Absicht, für dieses herrliche Land zu werben, wobei diese Werbung mit sorgfältig zusammengetragenen Fakten gestützt wird.

Die Bilder sind hervorragend fotografiert, besonders die Farbaufnahmen ein Genuß für den Liebhaber, wenn auch die Reproduktionstechnik noch nicht wieder den Stand eingenommen hat, den man von der Stuttgarter „Union" gewohnt ist. Fotografisches Material, zahlreiche Vignetten und zwei Kartenskizzen ergänzen das Buch in der vom Verfasser angestrebten Hinsicht ausgezeichnet.

Da werden unheildrohende Bücher geschrieben über die Erschöpfung der Mutter Erde und phantastische Visionen gemalt von einer Menschheit, die sich so rasend vervielfacht, daß nur noch die Auswanderung auf andere Planeten ein Nachlassen des Bevölkerungsüberdruckes bewirken könnte! Und doch gibt es noch so viel jungfräuliches Land, das mit den Mitteln der heutigen Technik urbar und bewohnbar gemacht werden kann. Andererseits entbehrt es nicht des Interesses, daß dieses „Zukunftsland Europas", wie Pantenburg es in seiner Begeisterung nennt, klimatisch dem Mitteleuropäer völlig angemessen ist und, 2000 Kilometer Luftlinie von Hamburg entfernt, gewissermaßen vor der Tür liegt; daß es außerdem tausendmal vorteilhaftere Lebensbedingungen bietet als die Tropen, die leider das Wunschziel der allermeisten Auswanderer sind, jener Optimisten, die nicht ahnen, daß sie, selbst wenn sie im ungleichen Kampf gegen Klima und Wildnis siegen, dem unausweichbaren Untergang im fremden Volkstum in dieser oder einer der nächstfolgenden Generationen entgegengehen. E.R.

*

„Verboten und verbrannt, Deutsche Literatur — 12 Jahre unterdrückt —" herausgegeben von Richard Drews und Alfred Kan-

torowicz (Heinz Ullstein-Helmut Kindler Verlag, Berlin und München).

Zunächst ist man bei vielen Namen verwundert, sie unter den „Unterdrückten" aufgeführt zu finden. Man tut gut daran, etwa den Jahrgang 1943 von „Kürschners deutschem Literaturkalender" neben sich zu legen. Man stellt dann interessante Dinge fest. Man findet darin mit ihren im dritten Reich erschienenen Werken, mit genauer Angabe ihrer Adressen z.B. (um nur ein paar Beispiele von vielen zu nennen) die nach der genannten Anthologie sehr Verfolgten, Verbotenen und Verbrannten:

Werner Bergengrün, Richard Billinger, Günther Birkenfeld, Friedrich Bischoff, Karl Friedrich Boree, Kasimir Edschmid, Axel Eggebrecht, Herbert Eulenburg, Wolfgang Götz, Theodor Häcker, Wilhelm Hausenstein, Herbert Ihering, Hans Henny Jahnn, Rudolf Kassner, Bernhard Kellermann, Graf Hermann Keyserling, Jochen Klepper, Edlef Köppen, Adam Kuckhoff, Horst Lange, Edgar Maaß, Joachim Maaß, Kurt Erich Meurer, Rudolf Pechel, Ernst Penzoldt, Friedrich Reck-Malleczewen, Erik Reger, Hans Reisiger, Thasillo von Scheffer, Albrecht Schaeffer, Friedrich Schnack, August Scholtis, Rudolf Alexander Schröder, Georg Schwarz, W.E. Süßkind, Frank Thieß, Fritz Usinger, Georg von der Vring, Günther Weisenborn, Leo Weismantel, Ernst Wiechert. — —

Noch interessanter wird nämlich das Bild der „Verfolgung und Unterdrückung", wenn man nach dem Kürschner feststellt, wann (nach der Ausgabe von 1943) die letzten Bücher der verschiedenen Dichter erschienen sind. Dabei ist zu bemerken, daß die meisten der deutschen Dichter, vor allem auch der nationalsozialistischen unter ihnen von 1940 an kaum noch etwas veröffentlichten, weil sie entweder im Krieg oder sonstwie für die Allgemeinheit dienend tätig waren oder weil es einfach kein Papier gab. Hans Johst z.B. als Präsident der Reichsschrifttumskammer veröffentlichte sein letztes Buch 1940. Er veröffentlichte im 3. Reich ganze 3 Bücher, vorher zwei Dutzend! Das letzte Buch Georg Schmückles erschien 1941, das Wolfram Brockmeiers 1941, Herbert Böhmes 1939, Hans Bethges 1941, Werner Beumelburgs 1939, Hermann Burtes 1937, Richard Euringers 1939, Hans Grimms 1939, Johannes Linkes und Heribert Menzels 1941, Agnes Migels 1940, Will Vespers (mit Ausnahme der von ihm herausgegebenen Sammlung „Die Ernte der Gegenwart") 1938, auch er hat vor 1933 ein Vielfaches von dem veröffentlicht, was er nachher geschrieben hat.

Dagegen sieht es bei den „Verfolgten" so aus:

Es schrieben, um wieder nur ein paar von Unzähligen zu nennen, ihr letztes Buch (der eine und der andere schrieb zweifelsohne auch nachher noch etwas, es steht für diese Angabe nur der Kürschner von 1943 zur Verfügung): Bergengrün 1940 (zwei Bücher, nach 1933 20 Bücher. In „Verboten und Verbrannt" heißt es von ihm: „Mehrere seiner Bücher wurden vom Regime verboten. 1937 wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen." — Und doch hat er nach 1937 noch 8 Bücher veröffentlicht! Dies wäre für einen aus der Schrifttumskammer Ausgeschlossenen unmöglich gewesen), Billinger 1940 und 1941 je ein Schauspiel, Günther Birkenfeld 1941 („er blieb in Deutschland, versteckt im bescheidenen Winkel des Lektorats eines deutschen Verlages und im Kriege als Luftlagereporter. Er ist Herausgeber und Redakteur der Jugendzeitschrift „Horizont"! Nach dem Kürschner ist er Dr. phil.,

war der literarische Berater des angesehenen und sehr geförderten Paul Neff-Verlags, er gab nach 1933 fünf eigene Büche und sieben Uebersetzungen heraus!), Friedrich Bischoff 1942 (alle Bücher nach 1933 erschienen), („wurde als Intendant des schlesischen Rundfunks 1933 seines Postens enthoben und verhaftet. Er wurde wieder entlassen, hatte aber im Laufe der Zeit neue Schwierigkeiten zu bestehen" — ich weiß nur, daß er auf den Tagungen in Weimar war,daß er maßgeblich gefördert wurde — vgl. z.B. Langenbuchers „Volkhafte Dichtung der Zeit"!), Boree 1941, Edschmid 1941 (nach 1933 zehn Bücher, darunter die Italienbücher voller Lob auf das faschistische Italien. Er hat den über 1000 Seiten umfassenden Roman „Das gute Recht" geschrieben, in dem in primitivster Schwarzweißmalerei von seinen Leiden im Dritten Reich berichtet wird, die letztlich lediglich darin bestanden, daß er eine evakuierte Familie ins Haus nehmen mußte. Man kann über die äußeren und inneren Qualen dieser Leute wirklich nur lächeln, wenn man die Leidenszeit unseres Volkes irgendwo mitgemacht hat, wo es tagaus tagein um Sein und Nichtsein ging. Dies lächerliche Buch war selbst dem großen Teil der jetzigen neudeutschen Literaturkritik zu billig!), Eggebrecht 1941 („war vor 1933 Mitarbeiter der Weltbühne und schrieb eine Reihe graziöser Bücher. Nach Hitlers Machtantritt kam er ins KZ. und ins Gefängnis, nach seiner Freilassung blieb er in Deutschland, ohne publizistisch hervorzutreten". Daran ist interessant, daß ein Mitarbeiter der „Weltbühne", also der Zeitschrift, die den Nationalsozialismus am schärfsten und gehässigsten bekämpft hatte, Mitglied der Schifttumskammer werden und im dritten Reich — notabene: ohne publizistisch hervorzutreten! folgende Filme schreiben konnte: „Das Mädchen mit dem guten Ruf" 1937, „Musketier Meier III" 1937, „Marguerite : 3" 1939, „Gold in New Frisco" 1939, „Bel ami" 1939, „Ich bin Sebastian Ott" 1939, „Operette" 1941 und „Komödianten" 1941), Wolfgang Götz 1942, Ihering 1941, Jahnn 1941 zwei Bücher, Kellermann 1940, Keyserling 1942, von Jochen Klepper und Edlef Köppen heißt es: „Jochen Klepper, der biographische Romane schrieb, und Edlef Köppen, der u.a. einen der besten Kriegsromane mit pazifistischer Tendenz: „Heeresbericht" veröffentlicht hat, haben beide das Dritte Reich nicht überlebt". Von Jochen Klepper steht im Kürschner von 1943 u.a.: „Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs", „In tormentis pinxit. Briefe und Bilder des Soldatenkönigs" — 1938, „Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande" — 1938. Bei Edlef Köppen heißt es: „Chefdramaturg der „Tobis Filmkunst". Kuckhoff 1941 zwei Bücher, Horst Lange 1942, Meurer 1942, Pechel 1941, Penzoldt 1942, Rech-Malleczewen 1940 („ist der Verfasser des Geschichtsromans „Bockelson", der die Geschichte eines Massenwahns schildert und sofort nach seinem Erscheinen 1937 verboten wurde" — wobei nur merkwürdig ist, daß dieser Roman im Kürschner von 1943 mit vollem Titel aufgeführt ist!, Reck-Malleczewen hat auch den Film „...reitet für Deutschland" mitverfaßt),

Eric Reger 1941 zwei Bücher (nach 1933 sechs). Reger ist jetzt Lizenzträger des Berliner „Tagesspiegels", (er war als erster Journalist in Amerika), Reisiger 1942, Thasillo von Scheffen 1942, nach 1939 vierzehn Bücher, darunter eine Uebersetzung von Friedrichs d. Großen Siebenjährigem Krieg, (von ihm heißt es rührend: „er hatte während der 12 Jahre sehr viele Schwierigkeiten"), Friedrich Schnack 1942, nach 1933 zweiundzwanzig Bücher!, Scholtis 1940, nach 1933 zehn Bücher, Schröder 1941, Georg Schwarz 1941, Süßkind 1942, nach 1933 elf Bücher (heute einer der eifrigsten und gehässigsten Publizisten, Kommentator der Nürnberger Prozesse), Thieß 1942 („Thieß hat das Schlagwort von der inneren Emigration geprägt, deren vielumstrittener Wortführer er ist" — er war zweifelsohne einer der meistgeförderten Autoren. Er schrieb u.a. die Filme „Es war eine rauschende Ballnacht" und „Diesel", und noch 1944 in höchstem amtlichen Auftrag einen Borsigfilm. Es wird hohe Zeit, daß die „Verfolgungen" von Thieß aufgedeckt werden!), Usinger 1941, v.d. Vring 1942 zwei Bücher, nach 1933 zwanzig Bücher! (von ihm heißt es: „er hatte seit 1934 zahlreiche politische Schwierigkeiten zu bestehen" — von denen allerdings die, die es in Württemberg wissen müßten keine blasse Ahnung haben!), Weismantel 1942, seit 1933 zweiunddreißig Bücher!

Ein Sonderfall an politischer Verfolgung ist auch der des Ernst Glaeser, von dem in „Verboten und Verbrannt" mitgeteilt wird: „Aber 1939 ging Glaeser in Zürich (nach seinen Worten) rettungslos einsam nach Hitler-Deutschland zurück und wurde — Hauptschriftleiter der P.K.Zeitung „Adler im Süden". (Es war übrigens der „Adler in Hellas".) Und da werde jetzt noch jemand aus diesem barbarischen Dritten Reich klug, in dem auch Erich Kästner den Münchhausen-Film schreiben konnte. Kästner sagte 1945 von sich in einem Interview mit dem „Standpunkt" in Stuttgart: „Vor etwa einem Jahr war ich noch in Berlin. Aber dann begann der Druck des Naziregimes immer unerträglicher und gefährlicher zu werden. Da ergab sich die Möglichkeit, über die Ufa — die bekanntlich engstens mit dem Propagandaministerium verbunden war (der Schreiber) — aus jener unangenehmen und nicht ganz gefahrlosen Atmosphäre herauszukommen. Ich gehörte zwar nicht zur Ufa, zog aber mit ihr aus Berlin ab und hielt mich in ihrem damaligen Arbeitsgebiet, dem Zillertal auf. Der Volkssturm hatte seine Hand bereits nach mir ausgestreckt. Da aber die Ufa schließlich bildungswichtig war, wurde ich von der Teilnahme an dem großen Völkermorden bewahrt. So kam ich also nach Bayern. Ja, und dann kamen die Amerikaner und holten mich nach München für einige Film- und Zeitungsprojekte. So bin ich Feuilletonredakteur — der „Neuen Zeitung" — geworden).

Dies sind aber beileibe nicht die einzigen interessanten Dinge, die man aus der Anthologie „Verboten und Verbrannt" herauslesen kann! Bleiben wir zunächst bei den Verfolgungen! Da ist z.B. Friedhelm Kemp genannt. Geboren 1915. Es heißt: „Er hat 12 Jahre lang nichts publiziert" — er war 1933 genau 18 Jahre alt! Auch Georg Philpp ist 1915 geboren. Und peinlicherweise heißt es auch von hm (S. 199) wörtlich: „er hat 12 Jahre lang nicht publiziert". Nichts gegen die Jugend! Aber Wolf Uekker, 1921 geboren, „war politischen Verfolgungen ausgesetzt und kam zeitweilig ins KZ. Nach dem Kriege wurde er zum Beauftragten für den Wieder-

aufbau des Stuttgarter Theaters ernannt" — er war 1933 12 Jahre alt und 1945 24! — „Verboten und Verbrannt" heißt die Anthologie, in der er aufgeführt ist! Was mag von ihm verboten und verbrannt worden sein?! — Vielleicht seine Schulhefte —?

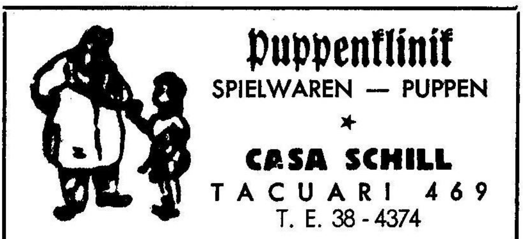
Einige Angaben aus dem Leben der Dichter und Schriftsteller, die jetzt unsere deutsche Literatur beherrschen, interessieren besonders. Der von H. Lüth in seiner selbst in der „Neuen Zeitung" abgelehnten zweibändigen Literaturgeschichte am meisten gerühmte „deutsche" Dichter ist Alfred Döblin. Ueber ihn heißt es: „Er ging ins Exil und wirkt heute, französischer Oberst, als Herausgeber der in Lahr erscheinenden Monatsschrift für Literatur und Kunst „Das Goldene Tor". Hermann Kesten schreibt in „Verboten und Verbrannt" über ihn: „Döblin, der Stettiner Jude, der Berliner Arzt, der kosmopolitische Großstadt-Dichter, der für die vornazistischen Literaten das reizende Wort „von den Dichtern vom allzuplatten Lande" fand, der Freudschüler und Shaw-Erbe, der erste aus der internationalen Modernistengruppe Döblin — Joyce — Dos Passos, der durch den Expressionismus ging, vom Taoismus Einflüsse erfuhr, vom Futurismus Anregungen empfing, der Exilierte, der Franzose ward, der verbannte Europäer, Döblin, dessen Romandichtungen in China und Peru, im Himmel über Babylon wie in Berlin und im amerikanischen Urwald, in Zürich, Krakau und Paris schweigend leben, Alfred Döblin ist eine eminent deutsche Figur". Dies trifft den Nagel wirklich auf den Kopf. Jetzt wissen wir doch endlich, was wir uns unter einer eminent deutschen Figur vorzustellen haben! Kesten hat, weil es damals noch nicht geschehen war, nicht mitgeteilt, daß Döblin nun zu guter Letzt, um das Bild seiner genialen Vielseitigkeit abzurunden, zum Katholizismus übergetreten ist, was sich für einen 70jährigen französischen Oberst auch ganz gut macht.

Von Carl Zuckmayer heißt es kurz und sachlich: „Zuckmayer ist jetzt als amerikanischer Theateroffizier in Deutschland". Von Hans Habe ist gesagt: „1934 europäischer Emigrant, 1939 Freiwilliger der französischen Armee, 1940 Kriegsgefangener in einem deutschen Durchgangslager, 1944 amerikanischer Offizier bei der Landung in Frankreich, 1945 Chefredakteur der „Neuen Zeitung", 1946 Autor der amerikanischen best-seller-Liste und Verfasser des großen Erlebnisberichts „Ob Tausend fallen". (Verboten und verbrannt wurde nichts von ihm! Er ist aus anderen Gründen emigriert).

Peter de Mendelssohn „1908 in München geboren, jetzt Presseberater bei der britischen Kontrollkommission. Mendelssohn emigrierte nach Paris. 1935 ging er nach England".

Von Arthur Koestler heißt es: „Der 1905 in Budapest geborene wurde in den Zwanziger Jahren ein erfolgreicher Journalist. 1931 trat er der kommunistischen Partei bei. 1933 emigrierte er nach Paris. Während des spanischen Bügerkriegs war Koestler Korrespondent des Londoner „News Chronicle". Er wurde in Malaga von Francos Truppen verhaftet und zum Tode verurteilt, durch englische Vermittlung wurde er befreit. Nach seiner Rückkehr aus Spanien trennte er sich von der kommunistischen Partei. — Selbstverständlich fehlt Emil Ludwig nicht, wenn es auch von ihm heißt:„ Verfasser einer Mussolini verherrlichenden Biographie, befehdet er, ein sehr umstrittener Charakter, auch das jetzige Deutschland — das war 1947! — und nennt die









Deutschen „ein zweitklassiges Volk, das gedemütigt werden müsse".— Von Erika Mann erfährt man, daß sie einmal schnell mit Gründgens verheiratet war. „1945 kam sie als Korrespondentin für amerikanische Blätter nach Deutschland zurück". Ein anderer der „deutschen Schriftsteller" ist Theodor Balk. „Er lebt jetzt wieder in Jugoslawien als Chefredakteur einer Belgrader Zeitung. Er hat seinerzeit als Chefarzt der französischen 14. Internationalen Brigade am Krieg gegen Franco teilgenommen und die Geschichte der 14. Brigade geschrieben." — Erstaunlich ist, daß Adolf Caspary, „der ein berühmtes militärwissenschaftliches Buch über Strategie schrieb, sich im Exil in den USA als Mitarbeiter angesehener Zeitschriften einen Namen gemacht hat". „Egon Jacobsohn, vor 1933 Redakteur und Reporter der BZ am Mittag, ist jetzt — als Egon Jameson — Mitarbeiter der in München erscheinenden „Neuen Zeitung". „Hans B. Meyer, vor 1933 Handelsredakteur beim Berliner Tageblatt und ein guter Kenner der Schwer- und der Filmindustrie, emigrierte 1933 nach Paris und später nach New York. Dort wurde er Leiter der deutschen Sendungen der Stimme Amerikas". — Von W. M. Guggenheimer schließlich, „der 1935 emigrierte und sich in Iran während des Krieges den Free-French Forces anschloß", wird berichtet, daß er „jetzt Leiter des Münchner Redaktionsstabs der „sie" und Mitarbeiter der „Frankfurter Hefte" ist".

Es ist nun ganz ausgeschlossen, alle Kommunisten aufzuführen, die in dieser Sammlung enthalten sind. Es genügt aber, auf ein paar hinzuweisen, die uns jetzt im Zeichen der antibolschewistischen Auseinandersetzung als für unser deutsches Schrifttum vorbildlich empfohlen werden: Johannes R. Becher selbstverständlich, der 1945 aus Moskau zurückkam und jetzt als Präsident des Kulturbundes eine vielseitige literarische und publizistische Tätigkeit entfaltet, — Willi Bredel, der 1934 nach Moskau gegangen war —, Fritz Erpenbeck, der in Rußland Redakteur der deutschen Literaturzeitschrift „Das Wort" war und der seit 1945 auch wieder in Berlin ist —, Kurt Kersten, der von sich sagte „Die Oktoberrevolution bestimmte meine politische Haltung", — selbstverständlich der Rasende Reporter Egon Erwin Kisch, — Ludwig Renn, der in Spanien Kommandeur des Batallions Thälmann war und in Mexico Präsident der Bewegung „Freies Deutschland", — der seltsame bolschewistische baltische Baron Alexander Stenbock-Fermor, jetzt Dramaturg und Autor in der DEFA Berlin, — Bodo Uhse selbstverständlich, der 1930 nach seinem Ausschluß aus der NSDAP der KPD beitrat, am Krieg gegen Franco-Spanien teilnahm und der jetzt aus Mexiko zurückerwartet wird, — Erich Weinert, von dem es schlicht heißt: „Seit 1923 Publizist und Agitator der KPD, ging später nach Frankreich und dann nach Rußland. Er ist inzwischen aus dem Exil zurückgekehrt und lebt in Berlin", — Friedrich Wolff, der auch in Rußland lebte, — auch Hedda Zinne ging 1934 nach Rußland, wo ihre Gedichte erschienen sind, — auch Rudolf Herrnstadt kam 1945 aus dem Exil in Moskau zurück und übernahm die Redaktion der „Berliner Zeitung", — Alfred Kurella, „der seit vielen Jahren in Moskau ansässig ist, hat das Buch „Ich lebe in Moskau" geschrieben", — Franz Leschnitzer, emigrierte nach Rußland und wirkte dort als Uebersetzer, Kritiker und Essayist an vielen deutschsprachigen Zeitschriften".

Im Großen und Ganzen handelt es sich einfach darum, dem deutschen Volk in seiner Hilflosigkeit und Ohnmacht nun mit aller Gewalt gerade die Literatur aufzuzwingen, von der es sich von innen heraus schon lange vor 1933 voller Ekel abgewandt hatte. Die Bücherverbrennerei war eine kindische Dummheit. Die hätte es wahrhaftig nicht gebraucht. Unser Volk hätte all das expressionistische, bolschewistische, schmutzige und wahrhaft zersetzende Zeug, das im Sumpf und Asphalt der Großstädte gewachsen war von allein links liegen lassen. Es hätte sich mit Recht an das Gesunde und Saubere und Deutsche gehalten, das ein Döblin mit dem „reizenden" Wort „Von den Dichtern vom allzuplatten Lande" verspottet hat. Man hat ganz vergessen, wie von diesen Asphaltliteraten alles verspottet wurde, was uns heilig war. Und jetzt werden sie uns wieder aufgezwungen, alle, die ganze alte Leier, von Becher bis Tucholsky (den sich kein Volk der Welt hätte gefallen lassen!), von Bert Brecht, für den „erst das Fressen kommt und dann die Moral", bis Kurt Hiller (der in seiner jetzt — natürlich bei Rowohlt!— erschienenen Schrift „Geistige Grundlagen eines schöpferischen Deutschlands der Zukunft", so geschmackvolle Sätze stehen hat: „Statt von Schopenhauer zu lernen, sabbert man Hegel", — „diesen Idiotismus hatten wir schon einmal. Nach 1918 hieß es in den deutschen Kaffernkralen: unter dem Kaiser sei alles besser gewesen", — „wenn in Deutschland seit 1933 Menschen regiert hätten statt Raubaffen", — „leider nahm während der letzten beiden Generationen die deutsche Geschichte ihren Entwicklungsgang von Sr. Majestät dem Kaiser über Se. Mediokrität den Reichspräsidenten und Se. Analphabetität den zweiten Reichspräsidenten zu Sr. Bestialität dem Führer", — „Ja, wenn er den abgeschmackten Satz des ordinären Philosophasters — gemeint ist Hegel—, dem Hitlers krankhafter Haß gilt — polemisch zitiert hätte", — „den womöglich noch widerlicheren Satz des alten Scharlatans" (wider Hegel), — „wohl Hegel, daß ihn die Cholera holte".), von Alfred Kerr bis Ossietzky und Feuchtwanger.

Es begegnen uns in dem Buch alle die großenteils gänzlich unbekannten oder längst vergessenen Namen, die jetzt auf den Dichter- und Schriftstellertagungen — ob in Berlin oder in Frankfurt — und in all den neudeutschen „freien" Blättern und Blättchen und in all den künstlich forcierten Zeitschriften vertreten sind. Sie haben's leicht, denn so ziemlich allen anderen, von den deutschen Lesern geliebten Schriftstellern ist ja, soweit sie noch leben, in echt demokratischer Weise das Maul verbunden. In einer Anmaßung ohnegleichen sagt Kontorowicz, daß sich „nahezu die gesamte qualifizierte Literatur den Usurpatoren widersetzt" habe und folglich in seiner Anthologie enthalten sei. Es wäre interessant, hier nun einmal viele Dutzende verehrter und vom

ganzen lesenden Volk gekannter, heute fast durchweg verfehmter und totgeschwiegener Namen aufzuführen und ihnen die 250 Namen der Kantorowicz'schen Anthologie gegenüberzustellen. Selbst Fachleuten, die das literarische Getriebe vor 1933 gründlich kannten, wird der allergrößte Teil der hier aufgeführten „Großen", selbst dem Namen nach völlig unbekannt sein; ob sie nun Bruno, Hermann, Max oder Paul Adler heißen, Benjamin oder Beradt, Bernstein oder Czokon, Detsiniy oder Ehrenzweig, Erikson oder Fränkel, Friedenthal oder Grindel, Guggenheimer oder Jacobsohn (ob Siegfried oder Egon), Alfred, Ernst oder Hermann Levy oder Oppenheimer, Meisel oder Meusel, Rabener oder Reichwein, Rosenberg oder Rukser, Schaul oder Schnog, Slochower oder Sochaszewer, Fritz Tschesno, Turek, Urzidil, Usinger oder Uzarski, Viertel oder Wallenberg, Wechsberg, Weismann oder Wolfenstein, Grünberg, Gumpert oder Grill. Nicht jeder, der einmal an das „Berliner Tageblatt", an das rote „Tagebuch" und an die noch rötere „Weltbühne" seine mehr oder weniger erleuchteten Gedanken verkaufte, gehört zur „qualifizierten" deutschen Literatur!

Wenn unter diesen Namen, gegen die wir uns entschieden wehren, manche jüdische Namen sind, so ist das tief bedauerlich. Unsere Stellung richtet sich in keiner Weise gegen Juden als Juden. Sie hat nicht das Geringste mit Antisemitismus zu tun. Dieser ist und bleibt Schande und Torheit. Wir wenden uns gegen Bolschewiken und Zyniker, gegen haltloses Gelichter aus dem Sumpf. Wir müssen deshalb auch tief bedauern, daß in einer solchen neudeutschen Anthologie der für die Deutschen allein wahren Literatur so edle Namen stehen wie die der jüdischen Gottsucher Max Brod und Franz Kafka, wie der der ernsten Christin Gertrud von le Fort und Rudolf Alexander Schröder.

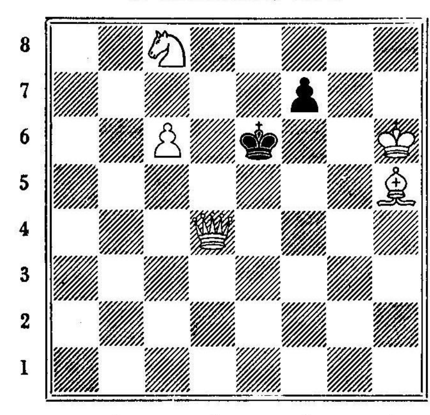
C.G.

SCHACHECKE

32. AUFGABE

Von A. Chéron in Leysin.

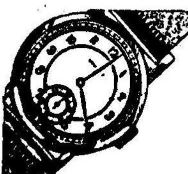
(L' Illustration, 1936)



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der 31. Aufgabe: 1. *De6—h3*. Abspiele: 1 ... *Txh3*. 2. *Sf6 matt*; 1 ... *Tf4*. 2. *Sg3 matt*; 1 ... *Sxe4*. 2. *Dxf3 matt*.

Die Löserliste erscheint im nächsten Heft.



ÄRZTE-TAFEL

DIE GYMNASTIKSTUNDEN

für Frauen und Mädchen im Saal der Asociación de Cultura, Maipú 901, Vicente López, beginnen wieder am Montag den 6. März.

GERTRUD DAUSS

Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch, **Schriftleiter:** Gustav Friedl. - Im Dürer-Verlag, Bs. Aires. **Schriftleitung:** Casilla Correo 2398. Sarmiento 542, T. E. 34 - 1687. **Anzeigen-Annahme:** H. Müller, T. E. 32 - 2941. - **Druck:** Imprenta Mercur, Rioja 674. Sämtliche in Buenos Aires. Das Titelbild ist ein Holzschnitt von **Rudolf Warnecke**, Dinkelsbühl, November 1948. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.
Der Weg erscheint monatlich.

Der „Weg" ist in Buenos Aires in den deutschen Buchhandlungen erhältlich. Vertreter in allen Staaten Süd- u. Nordamerikas, in allen Staaten West- u. Nord-Europas, im Vorderen Orient, Indien, Südafrika u. Australien.

Printed in Argentine. Impreso en Argentina.

Se terminó de imprimir el 10 de marzo, "Año del Libertador General San Martín" 1950.